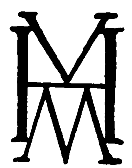
LEO SPITZER

STILSTUDIEN

I. SPRACHSTILE



MAX HUEBER / VERLAG / MÜNCHEN
1928

DRUCK VON DR. F. P. DATTERER & CIE., FREISING
PRINTED IN GERMANY

DEN FÖRDERERN
DER WORTKUNSTFORSCHUNG

E. R. CURTIUS, K. VOSSLER,
O. WALZEL

GEWIDMET

INHALT

Personen-, Sach- und Wortregister am Schluß des zweiten Bandes.

VORREDE

DIE vorliegenden Aufsätze enthalten die Bemühungen des Verfassers um praktische Stilforschung seit dem Jahre 1918, knüpfen also an die „Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik" (1918) an, an denen Voßler (Ltbl. f. germ. u. rom. Phil. 1919 Sp. 244) die Verfolgung der „Etappen und Phasen der fortschreitenden Erstarrung eines syntaktischen Typus", der „aus dem Bereich der individuellen Stile in das der Syntax" hinüberrückt, als wesentlich hervorhob. Gleichzeitig forderte ich in meinem Aufsatz „Über syntaktische Methoden auf romanischem Gebiet" (Die neueren Sprachen XXVI) die Ermittlung des stilistischen Ursprungsmilieus, des ursprünglichen stilistischen Klanges einer syntaktischen Neuerung. Im vorliegenden Band ist nur mehr von „Stilstudien" die Rede: aber auch hier möchte ich die Entwicklungslinie, der ich selbst gefolgt bin, nicht verwischen und steige von A) den *Sprachstilen* (Bd. 1), d. h. von stilistischen Ausprägungen gewisser Geisteshaltungen in den Einzelheiten der Gemeinsprache, zu B) den *Stilsprachen* (Bd. 2), d. h. den Ausdruckssystemen, die sich erlesene Geister in ihrer Individualsprache geschaffen haben, empor. Das Wort „Stil" ist hiebei im allgemeinen im gebräuchlichen Sinn der bewußten Verwendung sprachlicher Mittel zu irgendwelchen Ausdruckszielen verwandt, nur in Aufsatz A 16, der gleichsam am Wendepunkt zwischen Kollektivstil- und Individualstilforschung steht, bedeutet Stil nicht die Intention des Sprechenden, sondern das Resultat für den Hörenden: den „Nationalstil". Während in der Abteilung

A das „Allgemein-Menschliche“ (das nicht das „Banale“ sein muß, wie Voßler meint), das sprachvergleichende Moment noch mehr betont ist (indem *dieselbe* Geisteshaltung, etwa die religiöse, die mütterliche, die geschäftliche, die des Historikers, des Hofmanns usw., an den verschiedensten Punkten dasselbe Sprachliche zeugen kann), wird dieses in B fast ganz ausgeschaltet und entschlossen das Individuell-Einmalige herausgestellt, wobei ich selbstverständlich keine schroffe Scheidung zwischen A und B vornehmen möchte[1]. In der Abteilung B halte ich denselben Weg (von den „aspera“ zu den ... „astralia“) ein, indem ich von der Analyse einzelner Dichtungen ausgehend, dann Beobachtungen, die auf deutschem Gebiet gemacht wurden, für Romanisches benutzend (ich habe eine Studie über einen deutschen Autor nicht ausgeschaltet, da deutsches Sprachgefühl am deutlichsten klingt), zur Zeichnung eines „Stilkosmos“, eines Totalbilds einer „Stilsprache“, die sozusagen in sich geschlossen ruht, fortschreite. Die Zentralstellung dieser Aufsätze der Abteilung B habe ich durch die Einbettung in den Rahmen zweier prinzipieller Aufsätze (1 und 12) anzudeuten gesucht, deren erster die Geisteshaltung des Stilforschers selbst umreißen, deren zweiter die Entwicklungslinie dieser Studien rekapitulierend klarlegen soll. Ohne Wiederholungen wird es hier und in anderen Teilen dieser Aufsätzesammlung nicht abgehen — aber ich habe (von unbedeutenden Umstellungen, Kürzungen und Korrekturen abgesehen) nicht geglaubt, den ursprünglichen Gedankenzug der meist einzeln erschienenen Aufsätze umändern zu sollen. Nachträge, besonders

[1] Man könnte z. B. finden, jeder in B behandelte Autor stehe auch als Vertreter einer sprachlichen Erscheinung da, Péguy für die pseudoobjektive Motivierung wie in A die Goncourts als Vertreter des impressionistischen *avec* usw.

bibliographischer Art, folgen ihnen oder sind durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Das Bild des Ringens, das die Sammlung in ihrer Anordnung geben soll, schwebt auch jedem einzelnen Stück voran: ich möchte dem Leser nicht „Astralvisionen" vorgaukeln, sondern ihm die „aspera" nicht ersparen: wenn meiner Aufsatzsammlung von 1918 mit Recht die Überfülle des Belegmaterials vorgeworfen worden ist, so möchte ich zugunsten der leichteren Lesbarkeit die alte philologische Zitierfreude nicht ganz aufgeben: nicht *nur* was belegt ist, aber doch *vor allem* was belegt ist, existiert für den Philologen — die Andacht zum Text ist noch immer wichtiger als die „Dacht" über ihn. Das sprachliche Sein widersteht allen wissenschaftlichen Gruppierungen, transzendiert über sie wie das Leben. In dem leidigen Streit zwischen Idealisten und Positivisten, in dem jene auch „positiv" arbeiten zu können, diese nie die „Ideen" vergessen zu haben behaupten, möchte ich einen positiven Idealismus oder idealistischen Positivismus verfechten, der das Handwerklich-Technische am Philologen nicht verachtet (*diese* Tradition hat auch einen „goldenen Boden"!), aber allerdings auch nicht vor lauter Akribie und Vorsicht zur Ausschaltung des Geistes und Gemütes und zur Mechanisierung einer bestimmten Einzeltradition gelangen darf. Wie die Flamme des Brennmaterials bedarf, aber am allerwenigsten des göttlichen Funkens entraten kann, so sind Gedanken etwas Charismatisches, das durch die Tatsachen genährt wird. . . . Die vorliegenden Arbeiten werden sowohl den Mitforschern nichts geben können, die „der modernen ästhetisierenden Literaturbetrachtung" in unentwegter Kunstfremdheit gegenüberstehen, wie denen, die über Eindrücke nur kausieren, nicht sie belegen wollen. Aber auch nicht nur

Nörgler à tout prix werden vielleicht von den „simplen Erkenntnissen" enttäuscht sein, daß etwa Proust — die Sprache Prousts spricht und nicht die Sprache Saint-Simons oder Péguys. Es taucht hier das Gespenst der Tautologie oder des Circulus vitiosus auf, der Einwand, der immer wieder auch gegen Voßler, Worringer u. a. erhoben wird: in letzter Linie ist ja alles *Verstehen* ein Zirkelschluß: E. Schön, „Sinn und Form einer Kulturkunde im französischen Unterricht" hat hier gut geantwortet: „Was Corneille *ist*, sieht man daran, wie er im Kunstwerk ein Stück Leben gestaltet. Die *Erscheinung* des Werkes ist auf die Strukturanlage seines Schöpfers zurückzuführen." Das Hin und Her des Forschers zwischen sprachlicher Erscheinung und innerem Sein des sich äußernden Dichters oder Volkes macht eben die Amplitüde des Verstehens aus. Daß der Verfasser im Ringen mit dem Einzelnen — dem vornehmlichen Betätigungsgebiet des Philologen, der im Einzelnen das Ganze verstehen will — und im Erfassen von Zusammenhängen — wo der Sprachforscher doch gern eher analytische Wege wandelt — mehr als einmal unterliegen mußte, ist ihm schmerzlich bewußt. Wenn die Verwebung von Sprach- und Literaturwissenschaft, die Überführung jener in Geisteswissenschaft nicht immer zur Zufriedenheit gelingt, so möchte ich allerdings außer den geringen eigenen Fähigkeiten die augenblickliche Situation in der Sprachwissenschaft dafür verantwortlich machen: trotz alles Geleisteten wissen wir doch noch zu wenig von der Biologie des Sprachwerdens, um im Unendlich-Kleinen stets die großen geistigen Antriebe sehen zu können. Schuchardts Lebensmotto „Das Kleinste nicht verachten und nach dem Größten trachten" reicht hier nicht aus, indem er das Kleine als eine sozusagen nicht unerwünschte Beigabe betrachtet: „nach dem Größten

streben und im Kleinsten es erleben", das wäre mein Ziel[1], ein utopisches vielleicht — aber dennoch: nihil est tam difficile quin investigari possit.

Marburg a.d. Lahn, im Oktober 1926.

---

[1] Es deckt sich etwa mit der Auffassung E. Lewy's („Faust" 1925/26 Heft 6 S. 5): „Um die Sprache wirklich zu erfassen, darf man keine Angst haben, die allereinzelsten Beobachtungen an den Sprachen zu machen und diese für die Auffassung des Ganzen und für das Denken zu verwerten. Der dahinschwebende Hymniker und Philosoph will aber nicht in Scharteken nach Formen stöbern, und der in Formen schwebende Philologe sieht wiederum nicht die Sonne überm Berg." Das sonnenhafte Auge auf den Ameisenhaufen des Sprachlebens richten — wer das könnte!

1. ATTRIBUTIVE ANREIHUNG VON SUBSTANTIVEN IM FRANZÖSISCHEN

TH. Kalepky (*Ztschr. f. rom. Phil.* 20, 298 ff.) hat Fälle wie nfrz. *ses yeux couleur de ciel* mit asyndetischer Juxtaposition des attributiven Substantivs neben das übergeordnete, zu dem Typus *la maison portant le n°. 44* zugesellt — das Gemeinsame wäre die „Verschmähung eines sprachlichen Bindegliedes" —, während Meyer-Lübke, *Rom. Gramm. 3, 153* eine grammatische Attraktion der Substantive durch die Adjektive vorschlägt (Belege noch bei Darmesteter, *Mots nouveaux* S. 59 ff.). Die Auffassung des *portant le n°. 44* als Substantiv-Gerundium („ein die-Nummer-44-Tragen"), das ebenso attributiv zu *la maison* stünde wie *couleur de ciel* zu *yeux*, hat Lerch, *Rom. Forsch.* 33, 369 ff. als künstlich nachgewiesen und selbst eine plausible Erklärung für dieses ursprünglich adjektivische *portant* gegeben. Damit entfällt Kalepkys Parallele und wir werden besser tun, wie bei syntaktisch auffälligen Erscheinungen stets nötig, das *stilistische Ursprungsmilieu* des Typus *ses yeux couleur de ciel* zu suchen.

Vor einigen Jahren versuchte El. Richter in ihrer „Studie über das neueste Französisch" (*Arch. f. neu. Spr.* 135, 349 ff.) die Adjektivierung der Substantive aus der „Verwischung der Sprachkörperlinien" in der neueren Sprache zu erklären; aber ihre Auffassung der in Betracht kommenden Fälle ist ziemlich anfechtbar (z. B. *la pensée — les pensées* mit dem gleichen Wortausgang soll ein Beleg für diese Verwischung sein), vgl. hierüber meine Besprechung *Lbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1918, Sp. 374 ff. Ich glaube, für die Adjektivierung

sind nicht nur grammatische, sondern vor allem psychologisch-stilistische Gründe anzuführen (die Darmsteter, Kalepky und Meyer-Lübke unberücksichtigt lassen): einmal Einflüsse der administrativen und geschäftlichen Sprache, womit natürlich das Streben nach Kürze, wie es der Amtsverkehr erheischt, gegeben ist.

Wenn Bourget, *Physiologie de l'amour moderne*, S. 173 schreibt: *Tenez, voulez-vous que nous établissions le bilan, tous deux, du bonheur de Mainterne dans sa liaison avec Mme de Hacqueville. C'est un excellent exemple, cela . . . Lui, trente-six ans, trente mille livres de rente, du tact, du goût, joli garçon, toutes ses dents, tous ses cheveux, pas de rhumatismes. Elle, vingt-huit ans, grande, élégante, beaucoup de branche, cent mille francs de rente dans la maison, un seul enfant,* so sehe ich ein Geschäftsbuch vor mir, bei dem auf jeder Seite die Posten untereinandergeschrieben sind. Ebenso die Rubriken eines Nationales oder eines Steuerblanketts, wenn Littré schreibt (bei Kalepky zitiert): *L'habitation de campagne était à Ménil-le-Roi, Seine et Oise, petite et vieille maison, jardin d'un tiers d'hectare:* bezeichnend, daß wir es meist mit Signalisierungen, Personalbeschreibungen zu tun haben, bei denen die einzelnen „Daten", unbekümmert um ihre syntaktische Form, im Notizenstil angereiht werden[1]: *une très belle fille, grasse et blonde, vingt ans au plus.* Wie könnte ein Detektiv anders einem Hotelkellner gegen-

[1] Als Einfluß des papierenen Stils, ja als Revanche gegen diesen können wir Wendungen wie Barbusse, *Le feu* S. 33. *Faut faire la soupe, zéro bois, zéro charbon* fassen, die Esnault ‚*Le Poilu tel qu'il se parle*' S. 67 erwähnt. Auch hier ist die Weglassung des *avec* nur einer scherzhaften Übertragung von Schreibe in Rede zu danken.

über eine gesuchte Persönlichkeit beschreiben, als Jules Romains, *Les copains* S. 155 einen der „Kumpane" einen Kameraden „signalisieren" läßt? *Il s'agit d'un monsieur de vingt-cinq à trente ans, taille moyenne, bouche moyenne, nez moyen, front moyen, pas de signe particulier* (der Kellner, der das hört, sagt sich denn auch: *Ces messieurs sont des juges. Ils viennent arrêter le voyageur du 7.)*. Fast möchte man sagen, es handle sich gar nicht um eine Adjektivierung, also um Unterordnung, sondern um Nebenordnung: die einzelnen Kennzeichen rücken für den „Detektiv" fast zur gleichen Wichtigkeit auf wie deren Träger: es tritt eine Verselbständigung der Körperteile ein. Da aber anderseits der Zwang der normalen Anschauung doch nicht ausbleibt, so wird in den meisten Fällen dennoch von einer Adjektivierung zu reden sein. Im folgenden Fall kann man schwanken: Mirbeau, *Memoires d'une femme de chambre* S. 322: *tu connais bien Fumeau? . . . — Non, Monsieur Xavier. — Mais si.. mais si... Anthime Fumeau! — Je vous assure. — Un gros... tout jeune... très rouge de figure... ultra-chic... les plus beaux attelages de Paris? . . . Fumeau . . . voyons trois millions de rente . . . Tartelette Cabri? . . . Mais si, tu le connais*. Man könnte sich die einzelnen Substantivbestimmungen noch von einem vorschwebenden *tu te rappelles* abhängig denken, anderseits ist doch der Übergang zu Fällen wie (Zola) *une très belle fille grasse et blonde, vingt ans au plus* ganz unmerklich. Man sieht direkt das Einschreibbuch eines Theaterdirektors vor sich, wenn es bei Goncourt, *Armande* S. 79 heißt: *Mlle Armande, grand premier rôle, jeune premier rôle, forte ingénuité, s o u b r e t t e s e t D é j a z e t, se reposait de ses fatigues... Mme Saint-Firmin, première duègne et caractère, mère noble, r ô l e s d e c o n v e n a n c e, conti-*

nuait son cold-cream... Le premier rôle en tous genre, les Lafond, regardait passer, sous le pont, l'eau. Die von mir gesperrt gedruckten Plurale (urspr. abhängig von ‚er [sie] spielt . . . .') sind gleichsam Fetzen der Vorstellungsbilder eines Theaterdirektors, die natürlich ans Geschäftliche, ans Geschäftsbuch anknüpfen. Aber dadurch, daß ein solcher Praktikus eben in seinen Schauspielern nur die Rollen sieht, sind die Bezeichnungen dieser Rollen attributiv geworden. Das Geschäftliche wirkt auch bei der Auflösung eines Menschen in rechnerische Posten wie in der Stelle bei Taine, *Etienne Mayran* S. 78: *Qu'est-ce qu'il vous faudrait, mon cousin? — Un garçon de bonne volonté, treize ou quatorze ans, piocheur, bonne mémoire, sachant du latin, prêt à mordre au grec, pas de parents à Paris; pas de sortie les dimanches, pas de vacances; . . . de ma part, pension complète; l'habillement pour un accessit en plus.* Vielleicht ist von den Polizeiregistern aus dieser schlagwortartige Klitterstil in die Bühnenanweisungen[1] der Theaterstücke und von da in den psychologischen Roman übergegangen. Kein Wunder, daß manchmal der (vorgedruckt zu denkende) Text des Frageformulars mit in den Ausdruck einbezogen wird: *un coffret genre renaissance, des yeux couleur de ciel,* ursprünglich zu deuten als:

	genre	*couleur*
un coffret	*renaissance*	
des yeux		*(de) ciel*

[1] Über den Einfluß des Theaters auf Maupassant vgl. z. B. Schinz *RLR.* 52, 504. Die Tagebuch-Technik der Impressio-

Ähnliche verkürzte Ausdrucksweisen finden sich auch in unserem offiziellen Deutsch; so lese ich in einem Bericht des deutschen Admiralitätsstabes (22. IV. 1918): „. . . beschoß eines unserer U-Boote, Kommandant Oberleutnant Warzecha, den vollbeladenen englischen Dampfer ‚Highland Brigade' (5669 Bruttoregistertonnen)". Oder bei Peter Altenberg („Vita ipsa") in einem Stück, das in der Mitte zwischen Skizze und „sketch", zwischen Buch- und Bühnenwerk steht: „Unser Hotelstubenmädchen ist 21 Jahre alt, goldblond, Typus: österreichische Aristokratin". Der Ausdruck *des yeux couleur ciel* ist zweifellos der ursprüngliche, wie aus der von Haas, *Neufranz. Syntax* 215 bemerkten Textänderung bei Balzac hervorgeht (*un vieux papier couleur aurore*, in der édition definitive geändert zu *un vieux papier de couleur aurore*). Außerdem muß man an die Modekataloge denken, in denen schon Darmesteter, *Mots nouveaux* S. 158 syntaktische Fügungen gefunden hat wie *vêtement cachemire double, . . . capitonné soie, motifs passementeries bordé fourrure* = ‚vêtement *de* c., . . . capitonné *de* s., *avec* motifs *de* p., bordé *de* f.', wobei ich mir das Bild des Plakats so vorstelle:

VÊTEMENTS de CACHEMIRE . . .

Das Kleingedruckte und Minderwichtigere verschwand dann in der utilitaristisch abgekürzten Syntax der Geschäftsleute. So kann ein *vêtement-cachemire* entstehen, das man je nach Belieben als Kompositum zweier Substantive oder als Substantiv + adjektiviertes

---

nisten könnte ja ebenfalls von Bühnenanweisungen aus sich erklären, etwa in Fällen wie *Dix heures du soir. La nuit. Un grand bruit de ferraille. . .*

Substantiv fassen kann: war *vêtement-cachemire* statt ‚v. de c.' möglich, so konnte neben *visage de gendarme* auch *visage gendarme* eintreten. Aus einem Prospekt oder einem Bestelltelegramm stammt auch die Fügung bei Vallotton, *Monsieur Potterat se marie* S. 130: ... *il avait fait transporter vingt paquets de cigares, — Vevey courts, bouts non coupés, Grandson* 4/3 *légers* — ... Neben dieser mehr kanzleimäßigen und geschäftlichen Richtung unterscheide ich eine mehr literarische Strömung; die Entwicklung der realistischen Beobachtung in Frankreich (Balzac, Goncourt, Zola[1] brachte es mit sich, daß man jede Empfindung genau im Lesen nachzuerzeugen strebte: die beste Vergegenwärtigung von Empfindungen ist aber die Erzeugung des äußeren Objektes, das diese Empfindungen auslöst: *deux yeux tabac d'Espagne* — das bedeutet: ich (der Romancier) verzichte auf genaue Präzisierung der Farbennuance dieser Augen, ich nenne lieber den

---

[1] Vgl. Zola *Les romanciers naturalistes* S. 226/7: Un paysage [bei den Goncourts] n'est plus une description; sous les mots, les objets naissent; tout se reconstruit.. Le but à atteindre n'est plus de conter, de mettre des idées ou des faits au bout les uns des autres, mais de rendre chaque objet qu'on présente au lecteur, dans son dessin, sa couleur, son odeur....

Wilmotte, *Études critiques sur la tradition littéraire* S. 295 erwähnt „le passage connu du Sahara, où Fromentin se décide, à regret, à employer le mot propre pour désigner la terre jaune de Boghar" und fügt hinzu: „peut-être convient-il de ne voir là qu'un scrupule de peintre, voulant des mots plus précis et désolé de son impuissance". Und dabei sind die Goncourts „plus chercheurs, moins simplistes dans leurs parties purement descriptives" als Fromentin, der nur gelegentlich „*le terrain couleur poussière*, c'est-à-dire à peu près lilas" wagt.

Gegenstand, an den diese Augen mich erinnern; unvermittelte Nebeneinanderstellungen wie die eben genannte oder *le visage gendarme* sind nur denkbar, wenn ursprünglich eine Pause eingeschaltet wurde: ‚Augen — [stellt euch vor:] spanischer Tabak!‘, ‚ein Gesicht — [na, denkt euch einen] Gendarmen!‘ Ich glaube daher nicht mit Haas, daß „statt der Summe der in dem Begriff liegenden Merkmalen [lies: Merkmale], nur eines dem Sprechenden als Merkmal der apperzipierten Vorstellung zum Bewußtsein komme, wobei mit dem Wortklang des adjektivischen Substantivs oder mit den ihm zugrunde liegenden Vorstellungen manche Gefühle verbunden sein können, die zur Verwendung gerade dieses Wortes Veranlassung geben“ — sondern daß mit dem nebengestellten, adjektivischen Substantiv gerade der ganze vergleichsweise angeführte Gegenstand evoziert werden soll. Aus der zentralen Stellung, die der Roman im 19. Jahrh. in Frankreich einnahm, erkläre ich mir das Hinausgehen des Neufranz. über den Typus *deux yeux tabac d'Espagne* und die Entstehung des Typus *un coffret genre renaissance*. Die Akjektivierung des Substantivs entspringt also nicht dem „Bestreben nach Ausgleichung aller Formen“, sondern einem verfeinerten Schilderungsbedürfnis, der Freude am kurzen Andeuten des Wesentlichen, am Speziellen und paßt zu der ganz in Substantiven sich bewegenden Tagebuch-Notizenform der Goncourts (vgl. das Beispiel bei El. Richter a. a. O. 370: *Tête de femme aux cheveux retroussés en arrière . . ., les sourcils remontés vers les tempes, l'arcade sourcilière profonde, l'œil fendu en longueur . . .)*. In Rostands *Cyrano* wird der Graf de Guiche gefragt:

Les beaux rubans! Quelle couleur, comte de Guiche?
Baise-moi-ma-mignonne ou bien Ventre-de-biche?,

worauf er antwortet: *C'est couleur Espagnol malade.* Das ist offenbar Parodie auf die Überdifferenziertheit dieser Preziösen, die ihre Empfindungen modisch geckenhaft ausdeuten (der schwerfällige Beutler hat allerdings in seiner Studie über Rostands Wortschatz nur bemerkt, daß derlei in keinem Lexikon stehe: „Die Bedeutung dieser Ausdrücke war nicht nachzuweisen" S. 71).

Die Geschichte der Ausbildung dieser Adjektivierungen im Zusammenhang mit der Differenzierung der Farbenempfindungen und der Mode wäre noch zu schreiben[1]. Ferner wäre die Ausbreitung dieser, wie es scheint, ursprünglich französischen Farbendistinktion sowie der zugehörigen Sprachspiegelung in den anderen romanischen Ländern zu verfolgen. Über die Verbreitung nach dem Piemont unterrichtet uns z. B. Viriglio, *Voci e cose del vecchio Piemonte* S. 146: *„Da una gazzetta del secolo XVIII sappiamo che a Parigi trionfano i colori" triste amie, ventre de biche, face grattée; couleur de singe mourant, de veuve réjouie, de temps perdu, de trépassé revenu (!); couleur péché mortel, raclure de cheminée, jambon commun, Espagnol malade . . ." (** Robida, Mesdames nos aïeules).*

E quando arsero l'Opéra e poco appresso l'Opéra comique, il colore „feu d'Opéra" diventò immediatamente la tinta di moda.

Da noi non si poteva rimanere addietro! . . . .

color tanèt — bleu pòm — côlôr dl'aria — côlôr panssa —

---

[1] Als der Naturalismus abklang, konnte das Ausdrucksmodell . . . *couleur de* mit unsinnlichen Bestimmungen gefällt werden, so vom Symbolismus (Rodenbach *un papier de tenure verte, d'un vert couleur exaspérante)* und Expressionismus (über *couleur d'infini* vgl. u. den Artikel über J. Romains).

'd serventa fora da padrôn — côlôr pôm môrdù da lì un poch — tôrtorela e perzigh. (delizia dei decoratori) — . . . . côlôr can ch'a scapa."

In Spanien bezeichnet Toro-Gisbert, *Los nuevos derroteros del idioma* (1918) S. 62 *un traje violeta* noch als überflüssigen Neologismus und Gallizismus, muß allerdings zugeben, daß *violado* jeden Tag Terrain verliert, während er S. 14 *color violeta, rosa, lila* zuzulassen scheint *(„aliviando estas formas del pesadísimo de, v. gr. color de lila")*. *pañuelos seda* tadelt Cuervo noch in *Apuntaciones críticas sobre el lenguaje bogotano* S. 361. Als Gallizismus verspottet wird dieser Typus in Benavente's Saynete *Modas:* die Besitzerin des Modesalons Tutú rühmt sich, in Frankreich gewesen zu sein und einen französischen Mann zu haben: daher hört man denn auch von ihr Wendungen wie S. 15 *Tengo un modelo . . . Oh! Un sueño, un verdadero sueño! Azul pastel en terciopelo, un tono ideal, bordado en plata vieja y turquesas muertas, forrado en seda rosa Louis XV «fané»*. Die Angestellten bleiben hinter ihr nicht zurück: S. 11 La Primera: *el traje hechura sastre* . . . . In Ciro Bayo's *Lazarillo español* S. 191 lesen wir einen Dialog: *Es usted inglés? . . . — Sí, señor; marca „London"*.

Wenn man *un coffret (genre) renaissance* sagte, so lag es nahe, *ce coffret est (genre) renaissance* (adjektivisch gefaßt[1] zu sagen (wie *rose, châtain* etc. attributiv und prädikativ werden), daher dann *c'est plus que faux toupet, c'est empire, c'est perruque, c'est rococo, c'est Pompadour* (zitiert bei E. Richter). Belege für *c'est Mogen-Age, être Régence, business, flemme, ficelle* bringt Esnault l. c. S. 100, auch für *je suis ser-*

[1] Und auch *un «Renaissance»* für ‚ein Renaissance-Schloß' so z. B. M. Nadaud, *En plein vol. S.* 85.

vice „j'aime à faire *du s.*" Gern wird ein solches adjektiviertes Substantiv durch eine Gradbestimmung als Adjektiv sozusagen „fixiert": Esnault schreibt selbst gern Wendungen wie *cette métaphore est éminemment guerre, cette image est plutôt caserne.* El. Richter erwähnt *cette femme est bien paquet.* Voraussetzung zu einer Wendung wie der letzten ist der übertreibende Gebrauch *cette femme est un paquet* (Zola's Nana nennt z. B. jemanden *Un paquet!*, Mirbeau l. c. S. 68 [von Bäuerinnen] *Ce qu'elles sont drôlement torchées, dans leurs costumes de fêtes .... des paquets*), von da aus kann man sich denken: *une femme paquet* und *cette femme est bien paquet.* Ähnlich *c'est une cruche* > *vous avec agi d'une façon cruche* (die letztere Wendung zitiert Rémy de Gourmont, *Esthétique de la langue française* S. 172, der schon ältere Fälle wie *bête, butor, andouille, tourte* vergleicht). Umgekehrt kann von *ce monsieur est bien* aus ein *monsieur bien*[1] entstehen (auch diese Wendung findet sich in der spanischen Umgangssprache: *un mozo bien, una familia bien*, für Argentinien ausdrücklich von Salazar als Ausdruck für „*los que pertenecen á las clases elevadas*" bezeugt, während das Italienische bei *un signorino dabbene* bleibt).

Es wäre noch zu untersuchen, in welchem Verhältnis die Substantiv-Adjektivierung im Englischen zu der

---

[1] Der moderne, fast modische Beigeschmack dieses attributiven *bien*, das doch mehr aufs Äußerliche geht (vgl. bei Villatte, *Parisismen*, den Satz *elle aime à causer, surtout avec les messieurs bien* ‚besonders mit den feinen Herren'), steht im Gegensatz zu dem mehr aufs Ethische gerichteten *gens de bien* (ein bürgerliches Drama von Maurice Donnay, das 1893 aufgeführt wurde und das Diderotsche Ideal der *honnêteté* auf die Bühne bringt, heißt *Gens de bien*, vgl. Doumic, *De Scribe à Ibsen*, S. 279).

gleichen französischen Erscheinung steht: Jespersen schreibt (*A modern engl. grammar* II 325): ‚*It is noteworthy that most of the quotations showing a gradual approach to adjectivity have been found in nineteenth century authors,*' was also wieder auf eine gemeineuropäische Syntax hindeutet (wenngleich schon bei Shakespeare Beispiele zu finden sind und Jespersen fürs Englische andere Motive heranzieht als wir fürs Franz.: *invariability of the adjective, and accentual separation of the two elements of some compounds).*

* * *

Der Typus *vert céladon* geht schon auf preziöse Kreise zurück, vgl. Brunot, *Histoire de la langue franç.* III 259, also wiederum auf Kreise, die mit der Sprache gewaltsam umzuspringen gewohnt sind.

---

2. ASYNDETISCHE VERGLEICHE IM ITALIENISCHEN UND RUMÄNISCHEN

EIN umbrisches *nuo matre* „nudo madre“, „nudo nudo“ führt Ciro Trabalza, *Dal dialetto alla lingua* (Pavia 1917) S. 14 neben umbrischem *grasso ’mpallato* ‚come una palla‘ *jaccio marmito* ‚freddo gelato‘ an. Das erinnert in syntaktischer Beziehung an schriftsprachliches ital. . . *nudo bruco* ‚splitternackt‘ (Petrocchi), das Pirro Giacchi, *Diz. del vernacolo fiorentino* S. 26 als ‚nudo come i bruchi‘ glossiert. Wie erklärt sich der abgekürzte Gebrauch dieser beiden Ausdrücke: *nuo matre* = *nudo come mi fece la madre* (ein Typus, der ebenfalls vorkommt, vgl. Petrocchi s. v. *madre*), *nudo bruco* = *nudo come un bruco?* Ich denke, wir gehen vom Typus *stracco morto*, *briaco fradicio*, *innamorato cotto*, *ritto impalato* aus: hier enthält das zweite Adjektiv eine übertreibende Steigerung des ersten (vgl. die Belege bei Hultenberg, *Le renforcement du sens des adjectifs et des adverbes* S. 41): ‚müde, [ja fast, ja wie] tot‘ = ‚todmüde‘; ‚verliebt [ja wie] verbrüht‘ = ‚bis über die Ohren verliebt‘, ‚aufrecht, [ja wie] aufgehängt‘ = ‚aufrecht, als ob er einen Stock geschluckt hätte‘. Die Übertreibung ist nicht durch ein eigenes Wort ausgedrückt, nur durch den Vergleich des Ausdrucks mit der Wirklichkeit gibt sich der Hörer Rechenschaft, daß nicht von wirklich Toten, Verliebten, Aufgehängten die Rede ist. Vgl. die reiche Sammlung solcher Adjektivkomposita, in denen der zweite Teil konsekutiv oder komparativ gedeutet werden kann, bei Prati, *L’ italiano e il parlare della Valsugana* S. 28. (Ähnlich merkt der Hörer bei über-

treibender Prädizierung durch Vergleich mit der äußeren Situation, daß es sich um ein Gleichnis handelt: *du bist eine Klette!* oder frz.: *c'est un paquet*, sagt jemand von Zola's *Nana* und von da aus erklärt sich adjektivisches *paquet* ‚plump', s. o. S. 10). Es kann aber natürlich die Vergleichsform eintreten: Hultenberg belegt S. 109 aus dem Pathelin und Villon frz. *nu comme un ver*, das in der Vorstellung dem *nudo bruco* entspricht, und neben *ivre mort* (= ital. *briaco fradicio*) steht *ivre comme un Turc*. Ganz genau so steht neben rum. *singur ca un cuc, ca cucul* ‚mutterseelenallein': *singur cuc* (dazu *singuri cuci* statt korrektem *singuri cuc*, wie frz. *la fenêtre grande-ouverte*), vgl. Tiktin s. v. *cuc* und Weigands Beispiele wie *şade pup*, ‚wie ein Wiedehopf', *doarme tun* ‚wie eine Kanone'[1] *Jahresber. d. rum. Inst.*

---

[1] So übersetzt Weigand. Besser wohl mit Annahme einer Vergleichskomposition (diesmal beim Verb!) zu übersetzen: ‚schlafen, daß eine Kanone einen nicht wecken kann'? Die Ausdrucksweise Weigands: „Bei Vergleichen fällt bekanntlich im Rum. die Vergleichspartikel oft aus" ist etwas *vieux jeu*. [Der Satz *mi-scince de sătul*, in dem Drăganu, *Dacoromania* I, 293 ein lt. *cimex* 'Wanze' erkannt hat, zeigt schön, daß ich mit Recht von einer übertreibenden Identifikation, die den Vergleich noch überbietet, spreche: 'ich bin eine Wanze an Sattheit' = 'ich bin satt wie eine Wanze', was dann ohne weiteres zu einem * *sătul* cince 'satt wie eine Wanze!' führen kann, ursprünglich 'satt — na wie soll ich sagen? — eine Wanze!'; solche Wendungen stehen besonders bei Verben der Körperhaltung wie *şade pup*, wodurch nun ein endungsloser Typus von Adverbien entsteht (wie ital. *andar gattone* urspr. nur hieß 'wie eine [große] Katze gehen' und mit *andar piano* dann auf eine Stufe kam). Durch die Adverbialisierung werden dann ältere Wörter erhalten *(pup)*. Besonders naheliegend ist

Leipzig 1910, S. 74. Nun kann von Fällen wie *stracco morto* ‚müde wie tot‘ > ‚todmüde‘ aus das Gefühl entstehen, als ob die bloße asyndetische Juxtaposition schon den übertreibenden Vergleich andeute — die Nebenstellung drückt ja Identifikation aus und ist daher eine Steigerung des Vergleichs: in *le bateau-mouche* ist das Schiff eine Fliege, daher tritt neben *nudo (e) crudo,*

---

dieser Typus bei den Verben des Stillestehens, indem durch die Anfügung des Vergleichsworts ohne grammatisches Bildungsmittel die Starrheit und Steifheit gut gemalt werden kann: vgl. *a sta furca* 'στὰς ὀρθός' (*DR* III, 812), *înghețat ciont* 'înghețat ca ciontul, *înghețat bocna* ‚înghețat de tot' (beide von Scriban, *Archiva* 28, 238 erwähnt, letzteres aus slav. *boku* 'Seite' erklärt; vielmehr mit Dicț. acad. zu onomatopoetischen *boc* für das Pochen, *bocan* 'Hammer', also 'wie ein rocher de bronze'). Die Nebeneinanderstellung ohne grammatisches Bindemittel, urspr. ein affektisches Stilmittel, grammatikalisiert sich: so erklären sich Wendungen, in denen eigentlich kein direkter Vergleich mehr vorliegt wie *a durmì tun* oder das von Pușcariu *Dacorom.* III, 825 erwähnte *plin ochiu* 'plin pâna sus' wo vielleicht die herangezogene Vorstellung nur vag anklingen soll (etwa wie in dtsch. *mutterseelenallein*): 'schlafen wie eine Kanone, oder daß eine Kanone abgefeuert werden kann'; 'voll bis zum Auge' oder 'voll, daß man es sehen kann (mit dem Auge)'? [Übrigens faßt J. Jordan (brieflich) *plin ochiu* 'so voll, daß die Flüssigkeit ein Auge (— eine konvexe Rundung) bildet'.] Pușcariu hat dann *Dacorom.* IV 727 ff. unsere Konstruktion ausgiebigst aus dem heutigen Rumänischen belegt und die Wirkung auf die Phantasie hervorgehoben: „*Negru ca un corb* e atât banal, încât nu mai e evocativ; *negru corb* devine plastic prin scurțimea construcției și prin neobicinuitul ei.“ Hierher auch die Adverbia und Adjektiva auf *-itia -ura-tatem* im Rätorom., die sich erklären aus Wendungen, wie ‚ein Weg Steilheiten' (urspr. ‚ein Weg lauter Steilheiten'). Pult, *Festschrift f. L. Gauchat* S. 168 ff.

wo die beiden Adjektiva durch Reim verbunden sind, ein durch Stabreim zusammengehaltenes *nudo nato* = *nudo come sono nato;* vgl. schon bei Boccaccio und Firenzuola *spogliar(si) nudo nato,* wo an und für sich das *nato* keine Übertreibung, sondern nur einen Vergleich bedeutet, und von da durch Einsetzung von Substantiven, da *nato* ja sowohl substantivisch wie adjektivisch gefaßt werden konnte, *nuo matre, nudo bruco.* Daß beim Vergleich oft ein Objekt, das beim Vergleich eine Rolle spielt, herangezogen, aber die besondere Rolle nicht festgelegt wird, zeigt frz. *ivre come une soupe* ‚ivre au point d'être imbibé de vin, etc., comme le pain de la soupe est imbibé de bouillon' (Hultenberg S. 41): nicht die Suppe ist betrunken, sondern das Brot der Brotsuppe (das ist ja der ursprüngliche Sinn von frz. *soupe*) ist vollgesaugt mit Flüssigkeit; nicht die Mutter ist nackt, sondern der von der Mutter geborene Sprößling ist nackt. (*Povero in canna* ‚bettelarm', neben dem *nudo, bruco come una canna* stehen, frz. *être en asticot* ‚splitternackt', drücken dagegen durch die Präposition aus, daß es sich um einen Vergleich handelt, vgl. zu *en* Ebeling, *Krit. Jahrber.* V, I, 203; vgl. lat. *in barbarum* ‚nach Art eines Barbaren[1]. Dergleichen ist natürlich nur in volkstümlicher, unbeherrschter Rede möglich, wie ja überhaupt die asyndetischen Verbindungen *(pieno zeppo* etc.) „frequenti non tanto nelle nobili scritture, quanto nello stile umile" (Fornaciari) sind. Bei *nudo bruco* kann man sich noch eine andere Erklärung denken: wie etwa *pieno zeppo, pieno pinzo* als zweites Wort ein adjektivisches Partizip enthalten, so könnte *bruco* ebenso gebraucht sein (vgl. die Bedeu-

[1] Vorbilder für aprov. *en fol a parlat* können noch lat. *invanum* > aprov. *en va, in vacuum* als Übersetzung von *εἰς μάτην* bei Rönsch, *Collectanea philologa* S. 44 bieten.

tung ‚ärmlich, dürftig‘ und besonders das ‚und‘ in *ignudo e bruco*, wonach wohl ein in einem Kriegsgefangenenbrief nach Padua angetroffenes *nudo e nado* sich gerichtet hat): besteht doch neben *bruco* ein Verb *brucare* ‚gierig verzehren, auffressen, abstreifen (die Blätter), verbrauchen, abnutzen, schwächen'! Es wäre nun möglich, daß ein *nudo bruco* ‚nackt, abgezehrt‘ aufgefaßt worden wäre als ‚nackt [wie ein] Wurm‘ und danach konnte das umbr. *nuo matre* entstehen. Vgl. noch oberengad. *marsch pittoc* ‚durch und durch verfault‘, wörtl. ‚wie ein Bettler‘ (Velleman, Grammatica ladina d'Engiadin'ota I, 252).

Unser *nuo matre* bietet eine interessante Parallele zu deutsch *mutternackt*[1], das L. Tobler *Über die Wortzusammensetzung* S. 127/8 durch einen Vergleich erklärt: „nackt wie aus dem Mutterleib“ (vgl. schon Schottel *Teutsche Sprachkunst*, Braunschweig 1641, 726: mutternackt „nu comme quand il sortit du ventre de sa mère“), während O. Weise's Deutung (*Zeitschr. f. deutsche Wortf.* 3, 248 Anm. 3) im ganzen wohl wenig wahrscheinlich ist: „*muoderblôz* und *muoternacket* sind ähnlich aufzufassen wie *stiefelnackt* . . . Dieses heißt befreit von Stiefeln, barfuß und jenes befreit von der Mutter, vom Mutterleibe, neugeboren, also ganz nackt.“ Neugeboren und nackt — ja wohl, aber nicht „befreit von der Mutter“, sondern „nackt wie in (aus) der Mutter“

---

[1] O. Weise, *Ästhetik der deutschen Sprache*, S. 48, sagt darüber: „Vielfach hat sich . . . der Ausdruck im Laufe der Jahrhunderte geändert: so sagte man im 13. *mutternackt*, im 15. *fingernackt*, seit dem 17. *fadennackt* und *fasernackt*, jetzt auch *pudelnackt*“. Egerl. *moude-*, *fos-* (mhd. *vase-*), *fosmoudenacket* belegt Schiepek, *Der Satzbau der Egerländer Mundart*, S. 396, Anm. 1. Vgl. magy. *anyaszült meztelen* wörtl. ‚muttergeboren nackt‘.

(vgl. *mutterallein*, das ich entsprechend *seelenallein* ‚allein mit der [eigenen] Seele erkläre: ‚allein mit der Mutter‘): Lexer *Mhd. Wb.* übersetzt *muoters-ein* ‚von der Mutter, selbst von der Mutter verlassen‘, dagegen *muoter-bar* ‚ganz bloß, mutternackt (nackt wie aus dem Mutterleibe gekommen)‘. Es haben sich hier also zwei Anschauungen vermischt: die des Alleingelassenwerdens (sogar) von der Mutter und die des Nacktseins wie im Mutterleibe oder nach der Geburt durch die Mutter. Das Italienische strebt somit einem ähnlichen Kompositionstypus zu wie das Deutsche: vgl. auch ital. *un freddo cane* mit dtsch. *hundekalt*, ital. *nuovo fiammante* — dtsch. *funkelnagelneu*, dial. *rosso fogent*[1] (Salvioni,

[1] Ich stelle mir im Anschluß an Salvioni und Meyer-Lübke (*Rom. Gr.* II, § 16) die Genesis dieses rätoromanisch-oberitalienischen Suffixes folgendermaßen vor: die ursprünglichsten Paare sind *novu recente* (eng. *nouv reschaint*), dessen Endung als Suffix gefaßt wurde (daher eng. *resch nouv*), *vivu vivente* (mail. *viv vivent*) und das von Salvioni nicht genannte, aber sicherlich vorauszusetzende **rasu radente*, dessen beide Teile durch das Eintreten von *-s-* in *radente* noch näher aneinandergeschmiedet wurden: ein ital. *raso rasente* (das in Dialekten sich finden wird) erklärt *sot sotent, dalonch dalonchent, aposta postenta, aguan aguanent.* Von **novu recente* (vgl. auch frz. *battant neuf*, aprov. *clar lüzen*, falls ihre Entsprechungen vorhanden waren) aus erklärt sich einerseits mail. *nöf novent*, anderseits *ćar stelént, net spegént, roç skarlatént* „che vengono a dire ‚chiaro come una stella‘, ‚netto come uno specchio‘ ‚rosso come scarlatto‘, dove è notevole che *stelént* e *spegént* non s'odono che in questa combinazione“ (Salvioni), wo also ebenso ein Vergleich angestellt wird wie in *nuo matre*, nur daß sich das herangezogene Substantiv einfügt in das Schema *novu recente.* Die Tatsache, daß im Oberengad. das Suffix *-aint* nur bei Farbennamen vorkommt, weist auf Vorbilder wie das angeführte mail. *roç scarlatent.*

Arch. glott. 16, 285 Anm. 2) — dtsch. *feuerrot.* Auch Jespersen nennt engl. *stark naked*, *bleeding drunk* etc. „a compound adjective" (*Mod. Engl. Gramm.* II, 372). Piem. *patanú*, wörtl. ‚fetzennackt', ist ein italienisches Beispiel einer regelrechten Zusammensetzung.

Hier muß an die Worte erinnert werden, die Karl Müller, *Ztschr. d. allg. dtsch. Sprachvereins* 14, Sp. 12, anläßlich der „Verstärkung des sprachlichen Ausdrucks" geschrieben hat: „Es ist ein Fehler, sich peinlich gewissenhaft auf eine Stelle zu klemmen und durch die Lupe des Logikers den größeren Zusammenhang nicht mehr zu sehen, aus dem doch alles Einzelne sich ergibt. Wer immer nur dem begrifflichen Inhalt der Wortbedeutung nachgeht, wer den Worten neben dem Anschauungswert nicht auch einen Gefühlswert zugesteht, der wird allerdings Ausdrücke wie steinreich, mordsbrav, höllisch kalt, riesig klein, arg schön nur dumm und ungebildet finden." Ähnlich Hauschild, *Die verstärkende Zusammensetzung bei Eigenschaftswörtern im Deutschen* S. 6: „Da . . . die Seele der Zusammensetzung Kürze ist, so werden bisweilen nicht unwesentliche Teile fallen gelassen, vor allem Präpositionen. Das volksmäßige *kuhfinster* gibt die R[eders]a[rt] *finster wie in einer Kuh* wieder; *kinderleicht* ist *leicht wie für Kinder*, das ältere *mutternackt* = *nackt wie aus Mutterleib gekommen.*" Die Komposition ermöglicht gewissermaßen eine vage syntaktische Beziehung, sie entdeutlicht, verunklärt und ist darum phantasievoller als die jede Beziehung klar und eindeutig hinstellende syntaktische Fügung.

---

3. PROVIDENTIELLE FINALBESTIMMUNGEN

IMMER mehr und mehr ringt sich gegenüber der logischen Analyse der Syntax, die notwendigerweise in die von der Sprache gegebenen Fügungen logische Beziehungen hineindeutet, eine vom Sprachlichen selbst ausgehende, im besten Sinne „grammatikalische" Betrachtungsweise der Syntax durch, die sich mit der Feststellung des vom Sprecher Beabsichtigten und tatsächlich Ausgedrückten begnügt. So hat Meyer-Lübke *GRM.* 1, 68 gegenüber Toblers logischer Unterscheidung eines definitionellen Genetivs in *la coquine de Toinette* und eines partitiven in *le fripon de valet* vom Standpunkt des Psychologen und des sprechenden Individuums aus Protest erhoben, so verwahrt sich nun auch Lerch *GRM.* 1913, S. 353 gegen das Hineindeuten einer logischen Beziehung, wo diese gar nicht ausgedrückt werden sollte: in einem Satz wie *Rabourdin avait donc profondément raison en raréfiant les employés* handelt es sich also z. B. um eine logische „Ø-Kategorie", nicht um „modales" Verhältnis, „nur um einen begleitenden Umstand, und dieser bezeichnet keinerlei logisches Verhältnis zum Hauptverb"[1]. Soweit hat Lerch meine volle Zustimmung. Nur wenn er

[1] Zu den von Lerch aufgezählten „Satzgliedern ohne den Ausdruck irgendeiner logischen Beziehung" kommen noch dem Gerundium gleichwertige Imperativkonstruktionen, deren verschiedene logische Bedeutung (*pensa che pensa siamo sempre allo stesso punto* ‚trotz alles Hin- und Herdenkens', *pensa che pensa abbiamo trovato la soluzione* ‚durch vieles Denken' oder ‚nach vielem Denken') ich in *Aufsätze* Nr. 13 erörtert habe, ferner die daselbst erwähnten Fälle wie *minuto più, minuto meno, chi ci bada?*

die Wendung *um zu* (in Wendungen wie *er schlief ein, um nicht wieder aufzuwachen*) als eine von der Sprache verwendete „Degradation“ eines logisch etwas ganz bestimmtes bedeutenden (nämlich finalen) grammatikalischen Ausdrucksmittels zum einfachen Ausdrucksmittel der Ø-Kategorie bezeichnet, kann ich ihm nicht beipflichten. Lerch gibt noch die Beispiele: *Mit den heutigen politischen Grenzen Frankreichs decken sich die sprachlichen nur im Ungefähren: diese bleiben in einigen Stellen des Südens und Westens hinter jenen zurück, um dafür im Norden und Osten beträchtlich über dieselben hinauszugreifen* (Suchier) und *Une mouche éphémère naît à neuf heures du matin ..., pour mourir à cinq heures du soir* (Stendhal) und schreibt nun: „Man kann wirklich nicht meinen, daß es die Absicht des Mannes gewesen sei, nicht mehr aufzuwachen, oder die Absicht der Grenzen, ... hinauszugreifen; es ist auch ganz müßig, in das zweite Beispiel etwa eine Adversatio hineininterpretieren zu wollen. Es ist klar, was zu diesem Gebrauch geführt hat: das Bestreben, die monotone Folge von Hauptsätzen zu unterbrechen und um jeden Preis eine grammatische Unterordnung herzustellen, wo nicht die geringste logische Unterordnung besteht.“ Gewiß ist es nicht die Absicht des Mannes gewesen, nicht mehr aufzuwachen, wohl aber die einer höheren providentiellen Ordnung, die in der Wendung mit *um zu* der Sprache vorschwebt. Ähnlich verhält es sich auch mit Sätzen wie *damit das Maß des Unglücks voll sei, bekam das Kind nun auch noch den Scharlach*, wo die Absicht keineswegs dem Kind, sondern nur dem weltenlenkenden Prinzip zugeschrieben werden kann. Gerade der französische Satz zeigt den Ausgangspunkt der Konstruktion: die Tatsache, daß die Fliege um

9 Uhr früh geboren wird und um 5 Uhr nachmittag stirbt, wird vom Schriftsteller in der Form dargestellt, daß die Fliege um 9 Uhr früh geboren wird, mit der Bestimmung, um 5 Uhr zu sterben, daß die Fliege geboren wird, um als Lebenszweck den des Todes zu besitzen. Von dem Augenblick an, als *une mouche naît . . . pour mourir* . . . nicht mehr bloß bedeutet, ‚die Fliege wird zum Zwecke des Sterbens geboren', sondern ‚die Fliege wird mit der Bestimmung des Sterbens geboren', kommt in die Wendung mit *pour* und *um zu* durch einen eigentlich nur die Präposition betreffenden Bedeutungswandel eine temporale Nuance, die sich auch sprachlich äußern könnte: *pour mourir ensuite à 5 heures, um dann um 5 Uhr zu sterben,* wobei vor den *pour*-Ausdruck eine wie bei allen akzidentiellen Bestimmungen nötige Pause eintritt. Nun wird ein *er schlief ein, um nicht mehr aufzuwachen* = ‚er schlief ein, mit der Bestimmung, nicht mehr aufzuwachen' ohne weiteres klar sein: es hat eine temporale Nuance = ‚er schlief ein und wachte dann nicht mehr auf', unterscheidet sich aber von dieser letzteren Ausdrucksweise eben durch den „providentiellen Charakter". Wenn Lerch die Unterordnung gegenüber der Beiordnung als inkorrekt und daher (durch einen stilistischen Beweggrund) rechtfertigungsbedürftig findet, so begeht er eigentlich den Fehler, den er selbst an den Grammatikern *vieux jeu* tadelt: er versetzt sich nicht in die Psyche des Sprechers und mißt nach logischen Kriterien. Die providentielle Darstellung mit *um zu* ist im Deutschen, nach meinem Gefühl, besonders in Historikerkreisen zu Hause: in geschichtlichen Werken wird man Sätze wie *und er zog sich ins Privatleben zurück, um nie wieder hervorzutreten* zu Hunderten finden, die ein sprachliches Relikt teleologischer Geschichts-

auffassungen darstellen: ist doch in denselben Werken das *sollen* der Prophezeiung *(er zog sich ins Privatleben zurück und sollte nie wieder hervortreten*, vgl. über das Frz. *Aufsätze* S. 178 Anm.[1]),

[1] [*Sollen* und *um zu* nebeneinander etwa bei H. Cysarz, *Österr. Rundschau* 1923 S. 16: „Jene typhonischen Gewalten, die sich in Rousseau dramatisch, überraschend, faszinierend aufbäumen *sollten*, die sich bei Diderot mit Wirklichkeitssinn und Gestalterkunst paarten, die in einer ganzen Epoche den Geist radikaler Kulturkritik und leidenschaftlichtätigen Gemeinschaftsinteresses säten, *um sich endlich* gewaltsam, freilich vermischt und beschmutzt, zu entladen. . . ." — Hier wäre auch das Futurum historicum anzuführen wie z. B. *toutes les puissances de l'égoïsme . . . donnèrent naissance à un mal inconnu . . . qu'Alfred de Musset décrira un jour*, ähnlich gebraucht wie im Lateinischen, Altpersischen usw., vgl. Wackernagel in „Festschrift Vilh. Thomsen" 1912 S. 134 ff., der nur mit ‚Zurückversetzen' des Erzählers und Hörers „in die Zeit der Haupterzählung" operiert und das Futurum bei Livius im „summarischen Vorausbericht" beim ersten Auftauchen eines Helden oder Einsetzen eines neuen Jahres *(hic erit juvenis, annus hic erit insignis . . .)* als „Eigenheit des historischen Stils" bezeichnet. Ich glaube aber, das ‚Providentielle' schwebt auch bei dieser Erscheinung des Frz., Lat., Altpers. vor — und die mehr vulgären Fälle der ‚Zurückversetzung' in eine fortschreitende Handlung wie im Lettischen und vulgären Deutsch (ein Diener bei Spielhagen): *Ich also hin nach Tannenburg gemacht und werde dann gleich auf sein Zimmer gehen* sind von der (sprachlichen) Historikergeste des supponierten Einverständnisses mit dem Fatum abzusondern: Wackernagel selbst findet es „fast verwunderlich, daß, was im Deutschen ganz vulgär ist, hier [im Altpersischen des Darius] in feierlicher Amtssprache hat Eingang finden können". Es ist schließlich nicht selten in der Sprachwissenschaft, daß zwei verschiedene Strömungen parallele Resultate geben. — Das Futur im Französischen in Fällen

das ebenfalls ein ,die Bestimmung haben' ausdrückt, gar so häufig! Wenn nun dieses *um zu* allzu üppig grassiert und nun auch bei nicht temporalen, sondern wie in dem Satz aus Suchier in rein adversativen Nebensätzen erscheint (immerhin ist auch hier ein *dann* vom Standpunkt des Sprechers zu verstehen und zu supplieren möglich: *die Grenzen bleiben [zuerst] . . . zurück, um [dann] dafür . . . hinauszugreifen*), so ist dies auf ein Bestreben, die Monotonie der Hauptsätze zu vermeiden nur insoweit zurückzuführen, als überhaupt stilistische Motive die Verteilung und Abwechslung von Haupt- und Nebensatz bedingen: wir haben es, ebenso wie bei dem angeführten *sollen*, mit der Verallgemeinerung einer bedeutungslos werdenden, in gewissen stilistischen Milieus bevorzugten Floskel zu tun, die aber noch immer ihren ,providentiellen' Ton bewahrt[1]. Schon

wie *on arrive à la versification de Lucrèce. L'esprit de discipline n'a plus qu'un pas à faire pour arriver à celle de Catulle et de Virgile, c'est de proscrire partout tempu et omnibu. Et du moment que les poètes entendent qu'on prononce l's partout, les orateurs la prononceront, les gens du bel air affecteront de la prononcer et le vulgaire finira par suivre* bezeichnet W. als „dem heutigen französischen Stil, auch dem wissenschaftlichen, ganz geläufig" (ich würde sagen: vor allem dem wissenschaftlichen); es diene zur Angabe eines „letzten Aktes" innerhalb einer Reihe von Handlungen oder Vorgängen — es wäre aber noch die Nuance des sich-logisch-Ergebenden zu betonen: *affecteront, prononceront* erscheint als die notwendige Folge des Vorhergehenden.]

[1] [Oft enthält die *um zu*-Formulierung eine ironisch-tadelnde Nuance, eine Kritik der angeblichen Ungereimtheit der Schicksalsfügung: so schreibt z. B. Klemperer von einer Studie Neuberts, die er z. T. ablehnt (*Jahrb. f. Phil.* I 461): „Wohl läßt er das spielende und negative Rokoko am bejahenden Ernst sterben, aber er sieht den Henker des Rokoko

die Tatsache, daß diese Verwendung von *um zu* der geschriebenen Sprache angehört, während die von Lerch sonst behandelten Typen eher einer alogisch-anschaulichen, „künstlerischen", „zu logischer Präzisierung wenig geneigten", also wohl mehr umgangssprachlichen Ausdrucksweise eigen sind, trennt unsere Erscheinung von den übrigen: der philosophische Gedanke einer Teleologisierung des Geschehens, wie sie der Verwendung des *um zu* zugrunde liegt, ist wohl von sprachlich nicht ganz naiven Kreisen — von den Geschichtsschreibern und Sehern, den rück- und vorwärtsgewandten Propheten — ausgegangen.
Meine Auffassung ist übrigens schon von Andresen, *Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit* S. 151 vertreten worden: er nimmt für die Wendung gegenüber „logischer Befangenheit" Partei und schreibt: „der allgemein bekannte Gebrauch erklärt sich dadurch, daß dem Subjekt gewissermaßen die Absicht zugeschrieben wird, den Willen des Schicksals zu erfüllen."

* * *

Harder hat *GRM.* 1921 S. 188 parallele homerische Beispiele, die den Vorgang der Bedeutungsentleerung noch zu verfolgen gestatten, ferner lateinische aus Tacitus und Cicero beigebracht. Es wäre also noch die Frage, ob der providentielle Finalsatz nicht ein sprachlicher und seelischer Latinismus im Franz. und Deutschen ist. Vgl. noch den Artikel „Voluntas fati in

---

in der Vernunft, als sei es selber etwas Unvernünftiges oder doch nicht genügend Vernünftiges gewesen. *Um fast im gleichen Atemzug* das Spielen des Rokoko als ‚verstandesmäßige Kalkulation' zu betrachten und es am Mangel der ‚Gefühlsinnigkeit' verdorren zu lassen."]

latin syntax“ von Nisbet in *American Journal of Philology* 1923 S. 27 ff.

* * *

Gewiß spielt bei der finalen Ausdrucksweise auch das Bedürfnis nach sprachlicher Abwechslung, eine Art syntaktischer Dissimilation mit. Vgl. noch die Tempora consecutiva des Hebräischen und des Suaheli: „wenn in der Erzählung mehrere Imperfekta, alle oder nur das letzte durch die Konjunktion ‚und‘ angeschlossen aufeinanderfolgen, so gebraucht man für das zweite Imperfektum und die folgenden eine besondere Form der Vergangenheit“, Landsberger, Orient. Litztg. 1926 Sp. 973 f.).

4. ÜBER PERSONENVERTAUSCHUNG IN DER AMMENSPRACHE

IN der Anzeige von Finamores *Vocabolario dell'uso abruzzese* im *Ltbl.* 1894, Sp. 236, hat Meyer-Lübke auf eine interessante syntaktische Eigentümlichkeit des Abruzzesischen aufmerksam gemacht und sie überzeugend erklärt: „Wenn die Mutter ihren Sohn anruft, so sagt sie nicht *fiyyẹmẹ*, sondern *mammasé*, 'seine Mutter', ebenso *tatasé*, 'sein Vater', statt 'mein Sohn', 'meine Tochter'; *tsiyasé* sagt die Tante zu ihrem Neffen, *sorasé* die Schwester zum Bruder oder zu der Schwester. Die umgekehrte Ausdrucksweise scheint nicht vorzukommen, vgl. Trad. Abruzz. II, S. 27: *'Nonna me, kkome day a fa'*. *'Ked e, nonnasé?* Der Enkel sagt also 'meine Großmutter', sie antwortet mit *'nonna sé'*. Dreierlei ist dabei auffällig: die Betonung des Pronomens, der Ersatz der sprechenden Person durch die angesprochene und das Pronomen der dritten Person statt desjenigen der angeredeten oder der redenden. Offenbar handelt es sich um einen Ausdruck der Kinderstube. Das Kind, das noch in der dritten Person spricht, redet seine Mutter mit *mammase* an, daraus im Vokativ mit Oxytonierung *mammasé* (vgl. dazu H. Schuchardt, Zs. vgl. Sprachforschung XXII, 188 ff.), diese antwortet, das Wort des Kindes wiederholend, *mammasé*, ohne damit das besagen zu wollen, was in *figliuol mio* liegt: das zweite *mammasé* ist nur ein Echo des ersten. Es muß dann aber eine Zeit gekommen sein, wo sich das Bewußtsein von dem Wesen dieses zweiten *mammasé* völlig verloren hat, das Wort als Antwort auf einen Ruf des Kindes gilt und nun allerdings die Bedeutung von *figliuol mio* annimmt. Das andere *mammasé*, dessen

Bedeutung nicht verwischt werden konnte, wurde, sobald das Kind in der ersten Person spricht, durch *mamma me* ersetzt. Gibt es nun in anderen Mundarten oder auf anderen Sprachgebieten verwandte Erscheinungen?"

Die von Meyer-Lübke aufgeworfene Frage kann ich durch den Hinweis auf Henri Bauche, *Le langage populaire (Grammaire, syntaxe et dictionnaire du français tel qu'on le parle dans le peuple de Paris)* 1920, S. 72, beantworten: „Le langage enfantin, en L[angage] P[opulaire], s'emploie en parlant aux enfants, aux petits chiens, etc., et parfois entre amants". Hiezu Anmerkung: „On remarquera que, dans ce langage, il y a fréquemment changement de personne pronominale, la première et la seconde étant alors remplacées par la troisième. Exemples: *Embrassez sa mémère,* «embrasse ta mère»; *embrassez sa petite femme,* «embrasse ta petite femme»; *disez bojou à son père,* «dis, dites bonjour à ton, notre père»; *donnez sa papatte à la dame,* «donne-moi la patte»." Es ist also vor allem die dritte Eigentümlichkeit, die Meyer-Lübke hervorhebt, der frz. mit der abruzz. Wendung gemeinsam. *Embrassez sa mémére* statt *embrassez-moi* (Zwischenstufe zwischen beiden wäre *embrassez mémère*) enthält eine Nachahmung der Kindersprache, die man schwerfällig etwa so in Worten ausdrücken könnte: „Küsse das was du 'sein Mütterchen' nennst[1]!" Auch rheinische Mütter

1 [In einer spanischen Übersetzung einer französischen Novelle von Maurice Vicaire (veröffentlicht in „La Voz" [Madrid] vom 7. April 1926) finde ich folgende (fürs Französische oder das Spanische?) bezeichnende Stelle: [es handelt sich um eine Frau, die ihre zwei Hunde wie Kinder behandelt:] *Ellos son sus hijos y les habla como una madre: ¿ Quien quiere á los chiquirritines du su mamá?*

sagen wohl, wie mir Freund Frings mitteilt, zu ihrem Kinde kosend *sein Mütterchen*. Es handelt sich dabei wohl weniger um „Wiederholung" einer vom Kinde gebrauchten Wendung, sondern genauer um ein Vorwegnehmen dessen, was das Kind sagen könnte[1] (in dem bestimmten Fall der rheinischen Mutter konnte das Kind noch gar nicht sprechen). Die Wendung dürfte zum Konventionellen der Ammensprache gehören, die ja bekanntlich nicht bloß aus Kindesäußerungen, sondern vor allem den den Kindern zugeschriebenen Ammen- und Elternausdrücken besteht. Daher antwortet logischerweise das abbruzzesische Kind mit

(‚meine Kleinen'). Ein beim Sprechen mit Hunden im Frz. besonders beliebter Typus!]

[1] Etwas anders ist wohl die Anwendung der 3. Person in einem Fall wie (Benjamin, *Grandgoujon*) *Mais, dit-il, devenant un peu fiévreux et sortant un billet de son portefeuille, ça va me faire plaisir de te donner ça! — Vous? s'écria Colomb. — Soi-même! dit Grandgoujon.* Hier liegt wohl nicht Nachäffung der Kindessprache vor (wie etwa *bibi* ‚ich', urspr. die Selbstbenennung des in der 3. Person von sich sprechenden Kindes), sondern umgekehrt eine Art Vergrößerung der Persönlichkeit: die Antwort kommt als ob Colomb gefragt hätte: *Est-ce que c'est avec M. Grandgoujon soi-même que j'ai l'honneur de parler?* Antwort Grandgoujons: *Soi-même.* Außerdem ist *soi* (nicht *lui*) allgemeiner, unpersönlicher, sentenziöser, majestätischer. Durch diese „majestätische" Vorwegnahme einer bei Besuchern üblichen Höflichkeit inszeniert sich Grandgoujon als gewichtige Persönlichkeit, die direkt anzutreffen man erstaunt sein muß. Wir würden übersetzen: 'In höchsteigener Person'. Ausführlicher bei M. Nadaud, *En plein vol* S. 96 [ein Mechaniker spricht:] *Qui, mon vieux! . . . C'est moi . . . Sa pomme! Soi-même en personne naturelle (sa pomme* ‚sein Kopf' = ‚er', vgl. über diese Umschreibung des Personalpronomens Bauche s. v. *pomme*).]

nonna me, womit die Trennung der Pseudo-Kindersprache (= Ammensprache) von der wirklichen Kindersprache besonders deutlich in Erscheinung tritt. Ganz ähnlich nehmen ja auch die Ammen (ich gebrauche dies Wort in weiterem Sinn) die Redeweise ihres Schützlings im Lautlichen vorweg, etwa wenn sie das Lallen, das Nichtsprechenkönnen gewisser Laute in Nachahmung einer allenfalls möglichen Kindessprache zu einer Zeit dem Kinde gegenüber anwenden, da dieses noch überhaupt nicht sprechen kann, oder auch zu dieser Zeit Sätze sprechen vom Typus *Mädel Thul klettern* (vgl. hiezu van Ginneken, *Handboek der nederlandsche taal* I, S. 334 f., über Infinitive statt finiter Verbalform in der Ammensprache Schuchardt *Ztschr. f. rom. Phil.* 33, 444 Anm.). Ich finde in E. Littmann's „Neuarabischer Volkspoesie" (Abh. d. Gött. Ges. d. Wiss., 1902, S. 234) folgende Anmerkung: „Der Vater redet seine Kinder beiderlei Geschlechts) *yâba* . . . ,Väterchen' an, da diese ihn so nennen; dementsprechend sagt die Mutter *yâma* [,Mütterchen'] . . . Eine ähnliche Übertragung liegt zugrunde, wenn Eltern zu ihren Kindern mit Fehlern in Aussprache und Wörtern reden, wie letztere sie zu machen pflegen . . . (etwa: „wa bittu ssön" was bist du schön! u. ähnl.). Herr Prof. Jakob macht mich auf die Theorie aufmerksam, nach der das Küssen ursprünglich von den Müttern dem Saugen der Kinder an der Mutterbrust nachgeahmt sei . . . Wir hätten dann hier eine sehr ansprechende Parallele zwischen Laut- und Gebärdensprache." [Von „diminutifs de prononciation" spricht Meillet *MSL.* 1921 S. 167, vgl. auch meine „Studie zur Sprache einer Mutter" im *Jahrb. f. Philologie* III.]

Die zweite von Meyer-Lübke hervorgehobene Besonderheit findet sich wieder im Sizil., worüber

uns L. Sorrento in *Neuph. Mitt.* 1915, S. 111ff., in einer hübschen Miszelle belehrt: in Sizilien gebraucht der ältere Verwandte (gelegentlich auch der sozial Höhergestellte) in intimem Gespräche Wendungen vom Typus: *veni cca a matri;* so spricht eine Mutter zum Sohn, urspr. *'io, che sono la madre, ti dico: vieni qua'*. Zwar bemerkt nun Sorrento: „É inutile dire che non ci troviamo di fronte a un vocativo, chè altrimenti si sarebbe detto: *o figlio*", aber wenn er anderseits berichtet: „Un ragazzo siciliano, poniamo, capirà se le parole che gli rivolgono i suoi genitori siano o no affettuose, secondo che nel loro discorso senta o no aggiungere la parola *matri* oppure *patri*", so kommt doch dieses Pochen des Sprechers auf die Intimität des Verwandtschaftsgrades auf einen Anruf des jüngeren Verwandten hinaus: 'komm her, bei meiner Vaterschaft!' wird zu 'komm her, du, der du mein Sohn bist!' und es könnten sich sehr wohl grammatikalische Konsequenzen ergeben. Alle diese Fälle sind natürlich verschieden von dem scherzhaften Spielen des entgegengesetzten Verwandtschaftsgrades, wenn z. B. serbokr. *bràtac* 'Brüderchen' vom Mann zur Frau, von der Mutter zur Tochter usw. gesagt wird (vgl. über derlei im Romanischen Verf., *Über einige Wörter der Liebessprache* S. 47 und *Bibl. dell'* «*Archivum Romanieum*» II, 2). So erklärt sich auch pik. wall. *mérotte*, it. (14. Jhrdt. *mammola* ‚Mädchen' bei Pauli, *Enfant, garcon, fille* S. 357[1]). Die entsprechende Maskulinbildung (‚Väterchen' für ‚Knabe') scheint im Rom. nicht zu bestehen (bol. *mammein* ist erst Rückbildung von *mammeina*, Pauli a. a. O.) — Die Bezeich-

[1] Vgl. hiezu die Rede der Mutter zum Kind bei Ardavin, *Rosa de Madrid* S. 157: ¡Capullito da rosa fina!, / que eres lo único que me queda . . . ¡Ampárame! . . . ./¡Defiéndeme de tentaciones / siendo, tú, madrecita mía!

nung des Mädchens als Mutter liegt näher wegen ihres Gemütsverhältnisses zur Puppe.

Herr Dr. A. H. Krappe-Flat River (Ver. St.) verweist mich noch auf Louis Hémons Heimatroman *Maria Chapdelaine, Récit du Canada français* (Paris 1924). Ich habe daraufhin dieses schöne Buch durchgearbeitet und folgenden Sachverhalt gefunden: Kinder sagen ganz konsequent zu ihren Eltern *son père, sa mère* statt *mon père, ma mère,* nicht nur kleine Kinder, sondern auch die erwachsene, heiratsfähige Titelheldin des Romans und der Bewerber um ihre Hand François Paradis, und nicht nur in der Unterredung mit den Eltern (S. 26 *Tenez, «son» père, fit Maria,* S. 232 *Endormez-vous point, son père*), sondern auch von ihnen sprechend S. 209 [Maria:] *Son père doit être pas loin de Saint-Cœur-de-Marie;* S. 51 [François zu Maria:] *je les [les sauvages] connais presque tous, parce qu'ils venaient chez nous avant la mort de «son» père . . . Vous avez connu «son» père ... Après ça, ils s'arrêtaient chez nous tous les printemps et «son» père avait toujours le choix de leurs plus belles peaux. . . Quand il est mort, ç'a été tout pareil avec moi, parce que j'étais son fils* (wo das letzte *son* nun im Gegensatz zu den früheren ein „wirkliches" Possessiv der 3. Person darstellt). Die Eltern gebrauchen indes den Kindern gegenüber die normalen Pronomina: S. 54 [die Mutter zu Maria:] *ton père,* S. 82 [die Mutter zu einem kleinen Kind:] *Donne donc ta chaise, Da' Bé.* Ein Dialog zwischen Mutter und Tochter spielt sich S. 200 so ab: [Mutter:] *Et ton père t'aidera à tirer les vaches.* — [Tochter:] *C'est bon, sa mère.* Die Personenvertauschung im Kanadafranzösisch deckt sich also weder mit der abruzzischen Spielart (die Mutter: *mammasé* 'seine Mutter' statt 'mein Sohn'), noch mit der vulgärpariserischen (die

Mutter: *embrassez sa mémère* 'mich') ganz genau, wenngleich der urspr. Antrieb, der Gebrauch des Pronomens der 3. Person statt dem der 1. durch Kindermund, in allen drei Fällen der gleiche ist. Hatte ich *embrassez sa mémère* als „ammensprachlich" (d. h. als eine Vorwegnahme des Kindersprachlichen durch Erwachsene) bezeichnet, so ist der kanadafranzösische Typus rein „kindersprachlich" zu nennen: das Kind spricht von sich in der 3. Person und bleibt, auch wenn es erwachsen ist, bei dieser Kinderform stehen, die ihm offenbar durch den kindlichen Respekt geboten, als notwendiger Bestandteil des Verkehrs mit Eltern erscheint[1] (etwa wie der Handkuß noch in manchen Familien lange über die Kinderjahre hinaus bleibt oder Lallnamen der Kinderzeit noch bis ins hohe Alter bleiben können). Das *son* statt *mon* ist also sozusagen eine petrifizierte Erinnerung an die Kinderstube. Daß die Wendung im Begriff ist, sich zu grammatikalisieren und über die ursprünglichen Grenzen hinauszustreben, sieht man an dem vokativischem Gebrauch (*c'est bon, sa*

[1] Herr Prof. H. P. Thieme-Michigan, der bei Macmillan (New York 1923) eine — mir unzugängliche — Ausgabe des Romans veranstaltet hat, schreibt mir auf Befragen über das Possessivum: „C'est sans doute populaire et analogue à l'usage allemand qu'on m'avait cité, qui dénote respect et estime." Ich vermute, es ist der ältere Gebrauch von *sein Diener!* (Dtsch. Wb. s. v. sein 10 h) gemeint, wo wir heute *Ihr Diener!* sagen. Aber das Possessivum *sein* ist die Konsequenz der *Er*-Ansprache, die sich im Frz. nur in Spuren findet (*Monsieur a-t-il déjà dîné?*, vgl. *Sa Majesté* etc.). Vor allem aber heißt das kanadafrz. *c'est bon, sa mère* nicht „deine Mutter, eure Mutter", sondern „meine Mutter". Die Respektsnuance kommt dadurch zustande, daß nur Kinder erwachsenen Respektspersonen gegenüber die Wendung mit *son, sa* gebrauchen.

mère usw.). Daß die Eltern nicht die Kinderwendung in ihre Sprechweise aufnehmen, stimmt zu der reservierten Haltung und Kargheit in Gefühlsausdrücken, die den Eltern, durch die notwendige Bezwingung der widerspenstigen Natur gehärteten Bauern, in dem ganzen Roman eigen ist.

Eine interessante rumänische Parallele könnte vielleicht ein Gebrauch sein, den mir I. Iordan-Iasi aus Buzău und der Moldau bezeugt: die Frau sagt dort zum Mann *tată-său,* also wörtlich 'sein Vater', ebenso der Mann zur Frau *mamă-sa.* Daneben gibt es gekürzte Formen *tat(ă)so, măso,* wobei Substantiv und zugehöriges Possessivpronomen als ein Wort betrachtet und in den Vokativ *(-o)* gesetzt wurden. Dieser Sprachgebrauch findet sich sowohl im Anruf (*Vino încoace, măso* 'komm her, Mutter') als auch im Affirmativsatz (*măsa e vinovota pentru greşala copilului* „Mutter ist schuld an dem Fehler des Kindes"). Man könnte nun annehmen, die Eltern sagten zueinander 'sein Vater', 'seine Mutter' statt 'mein Vater', 'meine Mutter', weil sie sich in zärtlicher Redeweise selbst als Kinder betrachteten und wie Kinder, fiktiv, von sich in der 3. Person sprächen. Aber Iordans Empfinden befriedigt mehr die folgende Erklärung, die zu keiner Fiktion Zuflucht zu nehmen braucht: auch anderwärts sprechen sich die Eltern nicht mit 'mein Mann', 'meine Frau', sondern mit 'Vater', 'Mutter' an — im Hinblick auf die Kinder, die so sagen, also um die verschiedene Titulatur einer und derselben Person zu vermeiden, aber auch weil die Gatten ineinander vor allem die Eigenschaft der Elternschaft erblicken, vielleicht auch, weil das Gefühl sich einmischt, der Gatte sei nicht nur Vater der Kinder, sondern auch etwas wie Vater der Frau, die Frau nicht nur Mutter der Kinder, sondern auch Mutter des Man-

nes: daher die Titulatur 'Vater', 'Mutter' auch in kinderlosen Ehen üblich ist, was ja nun allerdings auch bloße Nachahmung des häufigeren Falles der mit Kindern gesegneten Familien sein könnte. Der rumänische Vater sagt dann *măsa*, mit Possessivpronomen, weil er an ein vorhandenes Kind denkt: 'seine Mutter' = „des Kindes Mutter". Wenn dieselbe Anredeform auch dann auftritt, wenn kein Kind anwesend ist, so bedeutet die Ausdehnung des Gebrauchs, daß das Kind als stets gegenwärtiger Zeuge, als Bindeglied zwischen den Gatten eben doch anwesend ist. Iordan beobachtete, daß in einer Familie der Mann zur Frau öfter *măsa* als diese zu jenem *tată-său* sagte. Da nun die Liebe des Gatten zu seiner Gattin in jener Familie größer war als die der Frau zu ihrem Mann, so scheint dieses Possessivum, das das Kind, den teuersten Gemeinbesitz der Familie, in die Rede einbezieht, das der Ansprache größere Wärme und Innigkeit gibt, ein Spiegelbild der Empfindungsintensität zu sein. So ist denn die rumänische Redeweise eine Parallele für Personenvertauschung, aber nicht so sehr in der Ammensprache, der Sprache Erwachsener zu Kindern, als in der Sprache der Erwachsenen untereinander, die an ihre Kinder denken. Hier erwähne ich noch anhangsweise die Numerusvertauschung in der Ammensprache: A. M. Espinosa zieht *Rev. d. dial. rom.* 5, 370 zur Erklärung von mexikanischen Namen wie *Pablitos, Felipitos, Vicentitos* außer der Analogie von *Carlos — Carlitos, Reyes — Reyecitos* folgende Beobachtung heran: „Se usa frecuentemente el plural por el singular en Nuevo Méjico, cuando se habla a los niñitos con encariñamiento: *¡Qué lindos son los Manuelitos! ¡Vengan acá las Dolorcitas! ¿Donde están las Merceditas?*" Nun könnte man ja die letzteren Fälle analog wie *Reyes — Reyecitos*

erklären: zu den Pluralform tragenden weiblichen Namen *Mercedes, Dolores* wurden mit dem Infix *-it- Dolorcitas, Merceditas* ganz mechanisch gebildet (wie etwa *el poema — el poemita* etc., vgl. auch Verf. *Bibl. arch. rom.* II/2 S. 99) und diese Formen dann auch in pluralischer Bedeutung gebraucht. Doch beobachtete ich, wie eine rheinländische Dame von meinem Söhnchen, das scherzhaft *Pückchen* (von dem Koboldnamen *Puck*) genannt wird, in seiner Gegenwart sprechend äußerte: *Ja, wenn einmal die Pückchens groß sind* . . . (In der Situation war nicht etwa die Rede von größerem Kindersegen, so daß etwa *die Pückchens* gefáßt werden konnte als: 'Pückchen und seinesgleichen' wie etwa lt. *Castores* = Castor und Pollux usw.). Es muß also in dieser mexikanischen und deutschen Numerusvertauschung, wo es sich um Kinder handelt, etwas Allgemeinmenschliches vorliegen, auf das uns nur der Vergleich unverwandter Sprachen hinweist. Selbstverständlich kann es sich nicht um den Plural majestatis handeln, auch nicht um jenen übertreibenden Plural wie wenn zu einer Person in der frz. Vulgärsprache als Gruß *bonjour et à la compagnie!* oder *Messieurs-dames* gesagt wird (wo in der lustigen Stimmung der einzelne Partner zu einer ganzen 'Gesellschaft' „umgeschaffen" wird, weil man es eben in froher Laune nicht so genau nimmt, sich auch gleichsam vor einem Publikum selbstgefällig zur Schau stellt), sondern es könnte vielleicht in dem Plural eine Spielerei vorliegen, eine augenblicklich angenommene Fiktion, als ob mehrere Kinder vorhanden wären: das Kind, auch das einzige, würde als Kinderschar gesehen, damit es sich nicht selbst allzu „mächtig" und selbstherrlich wähne. Es würde gleichsam in seine Schranken gewiesen, seinem Egoismus und seiner Egozentrik würde ein Riegel vorgeschoben und durch den

Plural ausgedrückt: 'Du bist doch nur einer unter vielen', 'Du gehörst doch nur zur ganzen Klasse der Kinder, die bei Tisch gesehen aber nicht gehört werden dürfen', ,Brave Kinder tun das und das' usw. Die Erwachsenen sprächen also leise mahnend, aus mehr oder weniger bewußten pädagogischen Motiven, vielleicht auch aus der Abneigung, Gefühle zu sehr zu zeigen (wie sie in anderen Fällen geradezu abfällige Worte äußern wie *Fratz*, *sale gosse* usw., statt richtig zärtlich zu sein). Anderseits scheint mit dieser Auffassung im Widerspruch zu stehen, daß der Plural gerade als Zärtlichkeitsausdruck steht, und wir müßten also annehmen, daß diese Gefühle sich gleichsam durch den entgegenstehenden Ausdruck Bahn brächen. Dann müßte denn damit gerechnet werden, daß das einzelne Kind als Muster einer Gattung empfindet: *!Qué lindos son los Manuelitos!* wie weil man eben das Köstliche, Einzigartige dieser Gattung empfindet: *¡Qué lindos son los Manuelitos!* 'wie lieb sind solche Emanuels!', d. h. 'wie schön, wenn man einen solchen E. hat!' Dafür spricht, daß meine Frau oft sagt: *wenn man ein Pückchen hat* (dann darf man das oder jenes nicht tun), *wenn wir kein Pückchen hätten, wären wir arm daran* — wo unbestimmter Artikel bzw. Pronomen darauf hinweisen, daß der Eigenname zum Appellativ geworden ist[1] — also landen wir bei Fällen wie *Maecenates*, *les Victor Hugo*, *die Schillers* 'Männer wie M., V. H., Sch.', span. *todos los Segismundos* (Calderon *La vida es sueño* II, V. 353). Es liegt, um mich des in meinen *Aufsätzen z. rom. Syntax*

[1] Vgl. die scherzhafte Beseitigung der Sonderstellung des Eigennamens in meiner *Ital. Umgangssprache* S. 257 (Fogazzaro): *Non avete trovato Momolo? — Signora sa, ne abbiamo mica trovati di Momoli* 'wir haben keinen Momolo gefunden'.

u. Stilistik Nr. 11 und *Ital. Umgangssprache* S. 254ff. gebrauchten Ausdrucks zu bedienen, „Einreihung des Individuellen unter die Allgemeinheit" vor: vgl. etwa Fälle wie Mirbeau, *Journal d'une femme de chambre* S. 352 [das Dienstmädchen spricht zu einer geistlichen Schwester] *Dites donc . . . Qui vole ici de vous ou de moi? . . . Non, mais vous êtes épatantes, mes petites mères* 'meine lieben Mütterchen' = 'Sie + die übrigen geistlichen Schwestern' (die gar nicht im Zusammenhang vorkommen). Die Zärtlichkeit sucht die Grenzen des einzelnen zu erweitern, es sub specie speciei zu betrachten, wie anderseits auch Schmählust dasselbe grammatische Mittel wählt, um den Beschimpften als typischen Vertreter einer Gattung darzustellen. Der Affekt übertreibt — in beiden Fällen! Nachdem P. Maas *Arch. f. lt. Lex.* 12, 481 und 498ff. fürs Lateinische den „rhetorischen" Charakter des bei Personen- und Verwandtschaftsbezeichnungen häufigen Plurals hervorgehoben (vgl. etwa Virg. Aen. [Helena] *patres natosque videbit* = 'Tyndarum patrem et Hermionem filiam', Soph. Oed. *κτενεῖν νιν τοὺς τεκόντας* für *τον πατέρα*) und Osthoff *JF.* 20, 202 diesen „generellen Plural" durch verschiedene idg. Sprachen verfolgt hat, hat zuletzt M. H. Jellinek in PBrB. 45, 61 mhd. Plurale wie *vrouwen, friunt* für nur eine Geliebte besprochen und im Anschluß an Singer an den Brauch arabischer Liebesdichter, verhüllend 'Freunde' statt 'Freundin' zu sagen[1], erinnert. Jellinek bemerkt richtig: „Die Ausdrucksweise ist dort am Platze, wo es mehr auf den Begriff als auf das Individuum ankommt. Daß sie dann auch zu verhüllenden

[1] Wer denkt nicht an das feudalen Verhältnissen eigene altprov. *midons* für die Herrin, an senhals wie *Mais-d'amic*, wo die Verhüllung durch das Geschlecht des Wortes gegeben ist?

Zwecken angewandt wurde, soll nicht bestritten werden." Damit sind beide obige Deutungsversuche für *los Manuelitos, die Pückchens* als möglich nachgewiesen. Es kommt nun noch ein Umstand dazu: ein Kind ist nicht nur ein Kind, sondern es gilt gleich mehreren Kindern; es gibt seiner Umgebung an allen Ecken und Enden zu schaffen, es taucht überall auf, wo man es nicht brauchen kann, so daß sich sehr gut verstehen läßt, daß das Kind den Erwachsenen als eine Pluralität (beileibe nicht Plural majestatis!) erscheint. Auch dies mag zu dem pluralischen Gebrauch des Kindesnamens führen, wie anderseits das Kind auch als Kollektivum erscheint, gleichsam als eine in viele unübersehbare Teile zerfallende Masse; neben *die Pückchens* kann man in meiner Familie auch *das Gepückse* (nach *das Gewächs* etc. gebildet), neben *Wurstel* auch *Gewurstel* hören[1].

* * *

G. Rohlfs weist nun *Arch. rom.* 1925 S. 439 ff. überzeugend nach, daß die Meyer-Lübkesche Erklärung der abruzzischen Erscheinung durch dieselbe Erklärung, die Sorrento fürs Sizilianische gibt, zu ersetzen ist. Zu rum. *tată-său* vgl. J. Jordan, *Arhiva* 33, 181, zu S. 28 *soi-même* Philipot bei Nyrop *Fr. hist.* 5, 134. Der kanadische Gebrauch (*sa mère* als Ansprache) ist auch in Frankreich bekannt.

[1] Ist dies nicht auch der tiefere Grund, warum so oft für Bezeichnung eines Kindes Kollektiva auftreten (Pauli *Enfant, garçon, fille* § 135)? Pauli will Fälle wie dial.-frz. *quenaille, canaille*, dial.-it. *kanaja* „Kind" (urspr. „Kinderschar") mit Sandfeld-Jensen *Sprachwissensch.* § 57 bloß als Rückbildungen aus *quenailles* „Kinderschar" (mit pleonastischem Plural) deuten. Vgl. aber z. B. frz. *(mauvais) garnement*.

5. FRANZ. PAR EXEMPLE — PEUT-ÊTRE — DÉJÀ

OB W. Ricken mit seiner *GRM.* 1922 S. 357 ff. vorgetragenen Auffassung von *par exemple* in Fällen, die Tobler *V. B.* 4, 91 ff. unter seine Abteilung b aufgenommen hat (z. B. *Pourquoi te lèves-tu, petite? — Pour rentrer, tante Michelonne! — Non, par exemple! tu n'as rien raconté* [daher darfst du noch nicht gehen]), über Tobler hinausgelangt ist, dessen Erklärung er als einen „Verlegenheitsgriff" bezeichnet, während er die seine „eine einleuchtende einfache natürliche" nennt? Ich möchte es deshalb bezweifeln, weil Tobler methodisch das Problem richtiger angepackt hat, indem er von der allein üblichen Bedeutung des *par exemple*, nämlich „zum Beispiel" ausgeht, was ihm aber gerade von Ricken verübelt wird, der eine sonst nicht vorhandene Bedeutung „ausnahmsweise" aus der lateinischen Etymologie des Wortes (*exemplum* zu *eximere* „herausnehmen", *eximie* „ausnehmend") konstruiert. Tobler verfährt hier sehr richtig — als ‚Nichtetymologe', der für den Augenblick nichts weiß als daß *par exemple* „z. B." heißt, den die lateinische Etymologie des Wortes nicht kümmert und der auch von engl. *for instance* (das übrigens für ein *par exemple* „ausnahmsweise" ohnehin nicht in Betracht kommt) nichts zu wissen braucht. Tobler verengert mit Absicht sein Blickfeld und fragt sich, wie von der gewöhnlichen schulmäßigen Bedeutung der Wendung aus ein Übergang zu jenen schwierigen Fällen der Umgangs-

sprache zu gewinnen sei. Erst, wenn dieser Übergang absolut nicht zu entdecken wäre, hätte der Worthistoriker das Recht, eine andere, historisch nicht bezeugte Bedeutung zu erschließen.

Und dieser Übergang ist im vorliegenden Fall sehr leicht zu gewinnen! Allerdings gebe ich Ricken darin recht, daß Tobler das obige Beispiel nicht ganz richtig interpretiert hat, wenn er meint, der Sprechende trete „mit seinem negativen Satze einem positiven Gedanken abweisend entgegen, der zwar nicht ausgesprochen ist, von dem er aber annimmt, er könnte „zum Beispiel", er könnte „vielleicht", „etwa" jemand kommen. . . . Mit ihrem *non, par exemple* sagt also die alte Tante ungefähr, von heimgehen Dürfen, Lassen, woran du „zum Beispiel" denken magst, kann vorderhand keine Rede sein'". Und ich stimme auch Ricken's Übersetzung: „Nein, (Kind), davon (von diesem einen) kann nun mal grade keine Rede sein" zu (allerdings nicht der dieser vorangehenden und auf seiner Auffassung von *par exemple* beruhenden: „Nein, (Kind), in besonderem Grade nein! . . ."). Nur möchte ich diese Übersetzung anders motivieren.

Zu diesem Zweck greife ich wie Ricken auf Beispiele in Toblers Abteilung a) (*par exemple* in ursprünglicher Bedeutung: „zum Beispiel") zurück wie *voilà qui est fort, par exemple!* „das ist aber einmal stark!" (nicht mit Ricken: „das ist ausnahmsweise stark!"), *me voilà bien, par exemple!* „das heißt einmal eine nette Situation!" oder *on peut dire qu'elle nous en aura fait du mal. — Ah! ça oui, par exemple* (vgl. bei Hosch *Franz. Flickwörter* I, S. 13 f. Beispiele mit *ah! ça, non — brûler les maisons . . . ah ça, non, par exemple! — ah! non, par exemple*). Tobler erklärt ganz richtig: „man

fügt *par exemple* einer Aussage, vorzugsweise einem Urteile hinzu, um damit zu sagen, daß unter den eben vorliegenden Umständen solche Aussage mit ganz besonders gutem Rechte getan werden dürfe; bei anderer Gelegenheit könnte sie ja auch statthaben, die eben vorliegende aber eigne sich dazu in hervorragendem Maße[1]". Ich möchte nur noch einen Gesichtspunkt hinzufügen, der für die negativen Beispiele vom Typus b) dann von Wichtigkeit ist: das *par exemple* reiht den vorliegenden Fall oder die vorliegende Situation oft ein in die Fülle ähnlicher Lebenserfahrungen, die im Bewußtsein des Sprechers aufgestapelt, latent sind und durch die gerade vorhandene Situation aufgewühlt, zu neuer Lebensfrische erweckt werden. *Voilà qui est fort, par exemple!* heißt: „es gibt viele Fälle des Lebens, die man beanstanden kann, aber das ist doch das Musterbeispiel eines starken Falles!", was wir im Deutschen durch das den Einzelfall aus der Serie der gleichartigen isolierende *einmal* ausdrücken[2]. *Nous apportons notre clientèle à l'abbé Prudhon. Celui-ci* (ein Beichtvater), *par exemple, comprenait tout.* Durch das *par exemple* wird der betreffende Beichtvater eingeordnet in eine Serie von guten Beichtvätern, die so

[1] Zur Entwicklung von „zum Beispiel" zur bekräftigenden Partikel kann man als umgekehrte Parallele die von *en effet* „tatsächlich" zu „zum Beispiel" zitieren, wie sie im heutigen Französischen angebahnt ist: Littré sagt: „En effet se met aussi très-souvent en tête d'une phrase, pour annoncer qu'on va donner une preuve de ce qu'on vient de dire." Der Beweis durch ein Beispiel wird zur Bekräftigung und die Bekräftigung äußert sich am besten in einem Beispiel.

[2] Oder durch das die Realität des vorliegenden Falles urspr. anzweifelnde „das wäre noch schöner!" [sc. als alles bisher Erlebte, wenn es tatsächlich wahr wäre.]

vors geistige Auge des Hörers tritt. Wenn das unerwartete Erscheinen eines Wolfes von einem einsamen Wanderer mit *par exemple, voici un loup!* aufgenommen wird, so erklärt dies Tobler S. 99 richtig aus dem „Einreihen der Erscheinung unter die völlig ungeahnten." Ich würde vielleicht noch eher ausdeuten: „na das ist mal (z. B.) eine schöne Geschichte, da kommt ein Wolf", die Einreihung gilt der Fülle unangenehmer Erlebnisse, die man gehabt hat. Das Sprechen vollzieht sich ja vom Einzelfall aus zur Generalisierung hin, indem der Mensch seine besonderen Erlebnisse mit allgemeinen Wahrheiten mehr oder weniger in Einklang zu bringen sucht. Es liegt ein gewisser Pessimismus darin, daß man einen Einzelfall, der vielleicht auch vereinzelt bleibt und bleiben wird, gleich als typisch für unser ganzes Leben, als Beispiel, das eine Regel belegen kann, faßt: ganz ähnlich gebraucht der Franzose ein *encore,* in bezug auf einen im Augenblick ganz allein stehenden Fall, z. B. *Encore un métier pas commode, que d'aller...* (Zola, *La Débâcle* S. 299, von Hosch II S. 8 mit „auch gleichfalls" übersetzt), d. h. „noch ein unangenehmes Geschäft (zu den vielen, die uns im Leben auferlegt werden) ...!"; der Deutsche sagt: *Das ist wieder eine schöne Sache! ‚wieder* — wie so oft im Leben'. Oder bei Dorgelès, *Les croix de bois* S. 39 wird von einem e i n z i g e n Zigarettenraucher im Schützengraben gesagt: *Eh! l'a u t r e salaud qui va nous faire repérer* (als ob es selbstverständlich wäre, daß alle oder die meisten Menschen *salauds* sind!) Von „der Last des Lebens", die auf den Sprecher im Augenblick des Sprechens drückt, schrieb ich in meiner „Italienischen Umgangssprache" (1922) S. 196 anläßlich auch hieher gehörigen ital. *e una!* „cominciando a contare, anche iron. Di cose che ci seccano" „eins!" =

„das ist nur die erste Nummer — andere gleich unangenehme folgen nach“.[1]
Nun wenden wir uns Toblers Abteilung b), die Ricken besonders beschäftigt, dem *par exemple* neben nachdrücklicher Verneinung oder als nachdrückliche Verneinung, zu. Tobler war m. E. auf dem richtigen Wege, als er schrieb: „Bisweilen kann es ... den Anschein haben, als sei der Sachverhalt im Grunde genau derselbe wie der eben (sub a) betrachtete, nur daß eben hier gewisse Verhältnisse, gewisses Vorliegendes dem Sprechenden besonders geeignet erscheine, als „Beispiel“ hier für ein negatives statt für ein positives Urteil zu dienen.“ Er ließ sich aber durch die Erwägung abbringen, „daß in sehr zahlreichen Fällen eine derartige Auffassung völlig ausgeschlossen“ sei und daß er keine Belege für ein *voilà qui n'est pas beau, par exemple!* (entsprechend positivem *voilà qui est beau, par exemple!*) finden konnte. Ich denke jedoch, der Parallelismus zwischen *ah! ça oui, par exemple* und *ah! ça non, par exemple!* ist ziemlich beweisend und das Demonstrativum steht gewiß nicht umsonst da (es kommt, wie oben erwähnt, auch ohne *par exemple* vor): *brûler les maisons* . . . *ah ça, non, par exemple* heißt: „(alles könnt ihr tun, wie es nun einmal auf dieser Welt möglich ist, aber) die Häuser verbrennen — nein, d a s zum Beispiel

[1] [Marouzeau erwähnt in seinem interessanten ‚soziopsychologischen‘ Artikel (wie man ihn nennen könnte) über «Le parler paysan» (*BSL.* 1924 S. 91) die Gewohnheit, auch bei g u t e r Ernte zu sagen: *Y en a tout de même:* „Le ‚tout de même‘ répond à sa préoccupation dominante, celle de toujours se plaindre, par principe“. Man kann die Beobachtung Taine's dazuhalten (*La Fontaine* S. 157), der Bauer der Vogesen sagt, nach dem Befinden gefragt: «on se défend» (für ‚man lebt‘, vgl. ital. *campare* ‚leben‘, Leben als ‚struggle for life‘ gefaßt)].

nicht!" Es wird also ein Einzelfall (der den Sprechenden beschäftigende) als Beispiel dessen hingestellt, was nicht vorkommen dürfe, während der Sprechende in seinem Pessimismus in anderes sich fügen würde. Deutsch etwa: „das gerade, das nun einmal, das ausnahmsweise nicht." Wir kommen also wieder zu Rickens „ausnahmsweise", aber nicht auf dem Wege einer ursprünglichen etymologischen Bedeutung von *exemple,* sondern einfach von der gewöhnlichen „Beispiel" aus. Ein *voilà qui n'est pas beau, par exemple!* kann ich zwar im Augenblick ebensowenig belegen wie Tobler, aber ich sehe nicht ein, warum es nicht jederzeit in der französischen Alltagssprache gesagt werden könnte. Es ist kein Zufall, daß *par exemple* so oft mit Demonstrativen verbunden ist (*celle-là, par exemple,* „na so was!" Tobler S. 99; *voilà: En voilà une, par exemple, qui n'intéressera personne!; ça: ça, par exemple, c'est nouveau,* Hosch II, S. 13; *nous apportons notre clientèle à l'abbé Prudhon. Celui-ci, par exemple, comprenait tout* Tobler S. 98).[1] Die Einzelfälle werden durch die Hinweisung herausgehoben aus der Serie gleichartiger Fälle. Diese Hinweisung ist nun aber mitverstanden, wo sie fehlt: neben *ah! ça non, par exemple* stellt sich *ah non, par exemple* wie neben *ah ça oui, par exemple,* ein *ah par exemple.* Sie ist gegeben in der Situation, in der sich der Sprecher befindet (daher man nicht den Tobler verhaßten Ausdruck „Ellipse" gebrauchen wird). Nehmen wir nun

[1] Ähnlich Benjamin, *Gaspard* S. 296 (auf die Frage, warum der Befragte nicht eingerückt sei). *Ça par exemple, n'est-ce pas! . . . Si je suis réformé.* Das *ça* ist ausrufend gebraucht wie etwa das sp. *ello,* mallork. *ell,* das ich *Neuphil. Mitt.* 1920 S. 130 bespreche, vgl. *Gaspard* S. 293 *pis des r'pas . . . ça des r'pas qu'on en voudrait êt'e ruminant.*

das eingangs erwähnte Toblersche Beispiel vor: ... *Non, par exemple, tu n'as rien raconté*, so ist zu erklären: „das z. B. darfst du nicht tun“, wobei das „zum Beispiel“ eben von der pessimistischen Weltanschauung, die alles mögliche Unangenehme im Leben voraussetzt, diktiert ist. Ich gelange also zu einer der Toblerschen sehr nahe kommenden, wenn auch etwas abweichenden Auffassung, indem ich nicht so sehr eine implicite erhobene Beschuldigung des Partners („von heimgehen Dürfen, Lassen, woran du zum Beispiel denken magst, kann vorderhand keine Rede sein“) als eine implicite erhobene Beschuldigung des Weltenlaufes („vieles lasse ich mir gefallen, aber das z. B. doch nicht“, „von Heimgehen, was mir z. B. — unter anderem Unangenehmen — jetzt droht, kann keine Rede sein, das geht denn doch nicht“[1] annehme. Natürlich ist so das „das z. B. nicht“ zu einem „wahrlich nicht“ geworden und dehnt sich dann weiter in der Sprache aus: von *il fallait partir sans chercher à me voir — Cela, par exemple, je n'ai pas pu* „das z. B. habe ich nicht können, (alles andere wohl)“ ist nur ein Schritt zu *Me marier! jamais de la vie, par exemple!* „alles andere auf der Welt möchte ich tun, nur gerade das z. B. nicht.“ Der Sprecher erreicht auch so eine gewisse Dämpfung seines Widerspruches[2]. Das wogegen

---

[1] Vgl. damit die Stelle aus H. Bahr, *Expressionismus* S. 105, die ich *Ital. Umgangssprache* S. 104 heranzog: „Jemand sagt mir: Ich hatte mich, weiß Gott, allmählich schon an alles gewöhnt, ich ließ mir alles gefallen, ich war auf alles gefaßt, aber Picasso! nein, das ist mir denn doch zu arg! (In solchen Fällen sagt jemand immer ‚denn doch‘)“.

[2] Tobler hat unter c) mit Recht eine Bedeutung „wohlgemerkt, notabene“ festgestellt. Doch fehlt bei ihm die adversative Bedeutung „aber“, die ganz deutlich ist in dem

er sich wendet, ist nur ein Fall (in anderen Fällen ist man vielleicht einverstanden).

Das *par exemple* ist eines der Mittel, die der Sprache gegeben sind, um „perspektivische" oder „reliefartige" Wirkungen zu erzielen, wie ich anläßlich *c'est mon ami qui sera content!* „wird mein Freund aber froh sein!" im Voßlerband (1922) S. 137 Art. 12 schrieb: ‚Das *c'est ... que* hebt hervor, daß „endlich einmal" etwas Besonderes komme", „indem wir das Bestreben haben, unseren gewöhnlichen Pessimismus für den vorliegenden Fall einmal auszuschalten."

Tobler ist auf seine Deutung durch die von ihm angeführte Parallele des *peut-être* im negativen Satz (*je ne pouvais pas refuser, peut-être*) gekommen, das er *V. B.* III² 178 als dadurch herbeigeführt erklärt, „daß dem Sprechenden ein positiver Gedanke, der ein *peut-être* in sich schlösse, vorschwebt; er sage deswegen *je ne*

Beispiel S. 98 *l'esprit très fin de Challemel, le ton élégant de sa parole et de son style provoquaient tout d'abord l'estime et, lorsqu'il y prétendait, l'affection. Par exemple, dès qu'il discutait, il devenait intolérant, agressif, dur.* Brunot, *La pensée et la langue* (1922) S. 865 erwähnt als volkstümliche „locution usitée dans les oppositions" *par exemple: Il ne pouvait pas supporter les choux: par exemple, il aimait bien la choucroute.* Hier ist eigentlich Adversativität ursprünglich ebensowenig ausgedrückt als ob es hieße: *Il ne pouvait pas supporter les choux; il aimait bien la choucroute.* Das *par exemple* gibt nur ein Beispiel für das was der Betreffende gern aß. Dadurch, daß aber beide Sätze tatsächlich im Gegensatz zueinander stehen, wird die Funktion des Ausdrucks dieser Beziehung in das unschuldige *par exemple* hineingelegt. — Eine ganz andere Nuance, die der Bescheidenheit, hat fragendes *per esempio?* im Ital., das andere semantische Entwicklung als das Französische zeigt, vgl. *Ital. Umgangssprache*, S. 66 ff.

pouvais pas refuser, peut-être, weil er den Gedanken abweisen will, der in *tu pouvais refuser, peut-être* seinen Ausdruck finden würde; oder weil er die Entgegnung geben will auf den unausgesprochen bleibenden Satz *vous direz peut-être que je pouvais refuser.*" Positive Sätze mit ähnlichem *peut-être* erklärt dann Tobler ähnlich durch Vorschweben eines (zurückgewiesenen) negativen Satzes *(je sais bien si l'on m'admirait, peut-être* nach *ne sais-je pas peut-être?).* Daß Ironie vorliegen könnte, hat Tobler erwogen, jedoch abgewiesen, weil man nur in einzelnen Fällen mit dieser Erklärung durchkomme *(tu as entendu l'orage d'autres fois, peut-être* „du hast vielleicht schon einmal donnern hören"). Aber warum soll sich der ironische Gebrauch nicht ausgedehnt haben? Man lese sich die Toblerschen Beispiele mit *peut-être* im positiven, dann im negativen Satz durch und man wird in den meisten Fällen mit der ironischen Nuance auskommen. Es wird auffallen, wie oft ein „ich weiß" in den Beispielen vorkommt *(je sais ce que je ressens, peut-être; quand je vous répète que vous pouvez l'épouser, je sais peut-être ce que je dis)* oder ein „ich darf" *(je pourrai peut-être dire ce que je pense; nous avons le droit . . . peut-être; je suis libre de faire ce que je veux, peut-être).* Das kann kein Zufall sein: ein selbstsicherer Sprechender pocht auf seine Zurechnungsfähigkeit oder seine Rechte und sagt ironisch „vielleicht", wo er „zweifellos" (vgl. volkstümlich *un peu, mon neveu!* „évidemment" Bauche)[1] meint: „ich

[1] Als Beleg diene die Stelle bei Barbusse, *Le feu* S. 174, wo das *un peu* als Steigerung dient: *Mais j'ai bien l'intention de revenir! Ah! ça oui, faut être là. Sans ça! Faut être là, vois-tu, reprend-il plus grave. Sans ça, si tu n'es pas là, même si tu as affaire à des saints ou à des anges, tu finiras par avoir tort. C'est la vie. Mais j'suis là. — Il rit. — J'suis*

werde vielleicht noch wissen, was ich sage", „ich habe vielleicht noch das Recht . . ." — wobei das „noch" im Deutschen die Sache fiktiv so darstellt, als ob dieses Wissen, dieses Recht „noch" ein letzter Überrest, ein mühsam gerettetes Zugeständnis wäre, während der Sprecher in Wirklichkeit annimmt, es sei sonnenklar, daß er wisse, Recht habe usw.[1]. Das Beispiel aus

---

même un peu là, comme on dit! Bei Faguet, der die Ironie liebt, kann man ein überlegen-bescheidenes *je crois* oder *peut-être* antreffen, wo er *je sais, certainement* meint: Hist. d. l. poésie fr. II S. 6/7 *les représentants de cette poésie depuis Racan jusqu'à La Fontaine (cela fait, je crois, le siècle tout entier), ont tous chanté la nature avec amour;* En lisant Corneille S. 90: *Cela . . ne nous étonne plus depuis que nous savons que l'amour égalise les conditions, ce qui est peut-être une vérité* — diese Wahrheit erscheint dadurch weniger als Binsenwahrheit, daß sie weniger kategorisch behauptet wird.

[1] Leider läßt das *Dtsch. Wb.* s. v. *vielleicht* uns im Stich. Dagegen belegt es *vielleicht* in der Bedeutung „etwa", die der Toblerschen Erklärung parallel wäre: (der Schäfer soll die Hunde in den) *hundstagen baden, damit sie vielleicht nicht wütend werden.* — Das *peut-être* steht oft am Satzende: vielleicht handelt es sich um elliptische Sätze, die der Sprechende sich auszusprechen erspart, weil das Wortmaterial schon im Vorgehenden zur Aussprache gekommen ist: *je suis libre de faire ce que je veux, peut-être (que je suis libre).* Ganz ähnlich wird der volkstümliche, besonders soldatensprachliche Vertreter von *peut-être* gebraucht: *des fois,* z. B. Barbusse, *Le feu* S. 88 *Vous n'êtes pas malade, des fois! lui crie Eudoxie,* wo der Frageton schon verloren zu sein scheint. S. 257 *Qu'est-ce qui te prend, t'es pas en rupture, des fois?* Dorgelès l. c. S. 71 *Hé, nez de bœuf, on dit que t'as la tremblote pour monter aux tranchées. Tu serais pas né un jour de grand vent, des fois?* Ebenso fasse ich das *des fois!* (= „vielleicht gar!")

P. Adam bei Tobler: *fort de la vérité, il voulut la faire entendre. Eux montraient les phrases du Moniteur: C'est écrit, là, peut-être! Je sais lire, Mossieur, moi*" schließe ich hier an: es enthält, wie das *Mossieur* zeigt, Wiedergabe einer gehörten — oder hörbaren — volkstümlichen Äußerung[1]. Da ist es denn kein Wunder und mir aus der Lektüre von Dramen, die gesprochene Sprache möglichst wiedergeben wollen, ganz geläufig, daß die Interpunktionen mehr dem Affektgehalt der Worte als deren syntaktischer Verknüpfung sich anpassen: es ist also offenbar zu verstehen: *C'est écrit, là! Peut-être je sais lire, Mossieur, moi!* Von den Fällen mit 1. Person des Verbs geht das *peut-être* dann weiter zu solchen mit 2. Person: *tu le sais bien, peut-être?* Von den negativen Fällen ist das Beispiel *elle a pris trop de pain, elle ne va pas le jeter peut-être* auszuscheiden, wo Tobler selbst richtig nicht mit „sicherlich" übersetzt, sondern „sie wird es doch nicht etwa wegwerfen?" Ganz deutlich ironisch ist auch *le Seigneur qui ne nous a peut-être pas créés pour être pilés à coups de canon*

---

bei Benjamin, *Gaspard* S. 91: *Qu'est-ce que tu nous sors, . . . t'es pas marteau! Une gentille tite fille comme ça pour des Boches? Non mais, regardes-y, tu t'mouches pas du pied. — Il ne s'agit pas de moi; mais eux . . . — Eux, qu'ils y viennent, qu'ils mettent la patte dessus! Des fois!* Ähnlich auch Romains, *Mort de Quelqu'un* S. 161. *Qu'est-ce que c'est? — Un accident, probable! (probable* = p. que c'est un a.).

[1] Das *peut-être* kann auch in „erlebter Rede" stehen, vgl. das von Robert, *Questions de gramm. et de langue franç.* S. 226f. angeführte Beispiel aus Malot: *C'était un homme qui avait des principes . . .: il ne pouvait pas ainsi changer l'allure de ses chevaux. Il ne répliquait pas . . ., mais il continuait d'aller du train qu'il croyait devoir aller; il connaissait son métier peut-être* (Umsetzung eines gesprochenen *je connais mon métier peut-être).*

en temps de guerre (was ungefähr dieselbe Wirkung auslöst wie die von mir einmal gehörte scherzhafte Sentenz: „des Lebens Ende ist zumeist der Tod") oder *vous n'allez peut-être pas me parler de ça ici* „du hast doch nicht etwa den Mut . . ."

Ich weiß auch nicht, ob Tobler im Recht ist, wenn er *déjà* in negativen Sätzen wie *l'ancien régime... n'était pas déjà tant mauvais* erklärt aus „ihr seid *schon* zur Hand mit dem Urteil, das alte Regiment habe nichts getaugt; es war gar nicht so schlecht." Gewiß ist dies *déjà* schwerer zu erklären als die vorhergehenden Fälle und ich betrachte die folgende Darlegung nur als eine provisorische. Es kann kein Zufall sein, daß in den meisten Beispielen Toblers ein *si* oder ein *tant* (in einem Fall auch *très*) steht, was Tobler auch zu erklären sucht. Ich denke nun aber, diese *si* und *tant* beziehen sich auf ein zu ergänzendes *que ça*, wie es in einem Beispiel auch tatsächlich steht (*nos caractères ne s'accordent pas déjà si bien que ça*), das auch sonst bedeutet: „wie Sie sagen", „wie man meinen könnte" (z. B. *l'ancien régime n'est pas si mauvais que ça)*. Das *déjà* könnte nun in allen Toblerschen Fällen durch ein *même* ersetzt werden: *l'ancien régime n'était même pas* (oder *pas même*) *si mauvais*, ähnlich *je ne suis pas déjà si faible* „ich bin nicht einmal so schwach" (sagt ein Kranker, dem eine kleine Anstrengung gelingt). Zu beachten ist ja auch die Stellung des *déjà* (*pas déjà si bien)*, die Tobler nicht erwähnt, wohl aber Plattner *Ausführl. Gr.* III/2 S. 184, der dieselbe Erscheinung bei *ne . . . même pas* neben *ne . . . pas même* wiederfindet. Das *même* hat aber offenbar hervorhebenden Charakter („sogar", durch die Negation *pas* wird es dann zu „nicht einmal"). Ebenso erscheint mir das *déjà* die Vorgerücktheit eines Tatbestandes hervorzuheben: *je ne suis pas déjà si faible*

„mit mir steht es nicht derart, daß ich schon so schwach bin (wie man behauptet)." Das Schon ist also dasselbe absondernde, aber der temporalen Bedeutung nahestehende wie in *c'est déjà assez difficile* usw. In Fällen wie *masquer le vide de son existence, ce n'est pas déjà si facile* könnte man auch deuten: „ist schon nicht so leicht" (gegenüber einer Serie von leichten Dingen ist dies nun „schon" schwerer). Es würde also wie bei *par exemple* von einer Reihe von Parallelerscheinungen die besprochene reliefartig abgehoben. Ähnlich *les vêpres ... c'est déjà pas très folâtricule* „das ist schon (im Gegensatz zu lustigen Sachen nun einmal) etwas nicht besonders Lustiges." Genau ebenso kann man positiv sagen: *c'est déjà plus difficile*, wenn nach mehreren leichten Dingen ein schwereres kommt. [Vgl. noch Braunschvig, *Notre littérature étudiée dans les textes II, 2: Au XVIIIe siècle, on ne trouve plus de grands écrivains parmi les hommes d'église et les défenseurs de la religion; et si l'on rencontre encore quelques chrétiens respectueux, comme Montesquieu et Buffon ... déjà l'on compte des écrivains qui, comme Voltaire et J.-J. Rousseau, furent de simples déistes, et surtout il y a tout un groupe de philosophes franchement hostiles à la religion. Albalat, Comment il ne faut pas écrire* (1921) S. 114: *Ce n'est pas déjà très brillant d'appliquer „de qui" à un homme. . . Mais le „de qui" a quelque chose, de tout à fait choquant, lorsqu'on l'applique à des objets inanimés* ‚es ist schon nicht sehr großartig . . . aber ganz unzulässig ist . . .'; Barrès, *Du sang, de la volupté et de la mort* S. 162: *Comme je voudrais me pencher sur leurs yeux* [de Don Juan, Rancé usw.] *dans l'instant même où des cadavres s'y reflétant transformaient brusquement leur être! Du moins ai-je eu le vif plaisir d'imagination, d'étudier leur portrait*

d'abord, puis, mieux encore, le moulage qu'on a pris de Don Juan sur son lit de mort. Examiner, toucher la physiognomie de cet homme.. . n'est-ce pas déjà très excitant?] Selbstverständlich reagieren die *peut-être* und *déjà* auf eine Partnerrede, die vorausgesetzt ist, setzen sich mit einer vielleicht auch nur stummen Opposition auseinander, wie ja alles Behaupten ein Sichbehaupten, ein Sichverteidigen ist. Unannehmbar scheint mir nur die direkte Übernahme eines Stückes der Partneropposition in die eigene Rede, ohne daß dieses als solches gekennzeichnet, ja ironisch abgelehnt würde: auf die Behauptung, das alte Regiment sei schlecht gewesen, hätte ein der gegenteiligen Ansicht Huldigender höchstens ironisch etwas wie *déjà, vous vous êtes formé une opinion aussi peu juste?* gesagt oder im Falle des *je ne pouvais pas refuser, peut-être* hätte der Sprechende das — von Tobler bloß zur Erklärung herangezogene — *je pouvais refuser, peut-être?* (= du denkst, ich hätte abschlagen können?) geäußert. Ein Ineinandergreifen von Assertion und Opposition ohne deutliche Trennungslinien scheint mir im Gespräch kaum denkbar. Gerade im Gegenteil, in einer Unterredung pflegt das Wortgut des A von dem des B sauber geschieden zu sein: A sagt etwa: *C'est vrai,* darauf B: *Vrai ou pas vrai, ça m'est égal.* Oder A: *Qu'est-ce qu'il y a?* B: *Il y a que tu es un grand bête.* B verwendet also das lexikalische Material des A, macht aber die Ablehnung gerade dadurch besonders deutlich.

* * *

[Gegen Toblers Deutung von *par exemple* vgl. auch A. Barth in Festschrift Louis Gauchat, der eine etwas andere Erklärung gibt. — In den Mundarten ist das *déjà* auch anzutreffen: Verrier-Onillon geben für Anjou die Bedeutung, ‚d'ailleurs, du reste', z. B. *il n'est pas*

déjà si commode, c'est déjà point si beau de sa part, Jaubert für Zentralfrankreich ,en vérité, vraiment', ,pourtant' (vous *n'êtes déjà pas bien patient*), daneben aber auch *jà: il n'est pas jà si doux* (d'un homme d'un caractère difficile, colère): Jaubert erwähnt einen Beleg aus Voiture: *Quand tel ribaud seroit pendu, Ce ne seroit jà grand dommage*, wo man ganz gut in idiomatisches Deutsch übersetzen kann: ,es wäre schon nicht sehr schade.' — Bei Rolland, Faune popul. 4, 23 ist eine Wendung *cela n'est pas tant chien* [offenbar war zu ergänzen: *que je pensais]* übersetzt mit *cela n'est pas déjà si mauvais* [also ist hier ebenfalls zu ergänzen: *que je pensais*]. — Gelzer hat (Arch. f. neu. Spr. 147, 253f.) auf ein dem frz. *peut-être* ,sûrement' paralleles sächsisches und kriegsdeutsches *vielleicht (das war gestern vielleicht ein schönes Fest; die werden mich vielleicht nicht unterkriegen)* aufmerksam gemacht, das mir auch J. Dornseiff (Karten vom 28. I. und 1. II. 1925) als in Hamburg üblichen, wenn auch von Hanseaten als ,Berliner Import' verdächtigten Sprachgebrauch bezeugt *(das war vielleicht kalt gestern Nacht)*.]

---

6. FRZ. IL NE FAUT PAS QUE TU MEURES ‚DU DARFST NICHT STERBEN'.

TOBLER *V. B.* I² Nr. 29 hat auf das Unlogische dieser Ausdrucksweise (statt *il faut que tu ne meures pas*) aufmerksam gemacht, auch altfranzösische (*Ne vialt pas q'en lo taigne a sage* [Tristan, der für einen Narren gehalten werden will]), deutsche *(ich will nicht, daß man mir dergleichen hinterbringe)* und lat. Parallelen *(nolo existimes)* beigebracht. Die Erscheinung erklärt Tobler so: „es sind je zwei Ausdrücke zu einer Einheit verbunden, zu dieser tritt die Negation und, da innerhalb dieses Komplexes das Verbum finitum im Indikativ den Kern bildet, zu ihm; es ist die Zerlegung des Satzes in seine Bestandteile, die uns mehr und mehr zur Gewohnheit geworden ist, und die Erwägung, an welcher Stelle denn streng genommen das richtige Element treffe, hier noch versäumt." Ähnlich meint Lerch, *Historische franz. Syntax* I 274, die Negation sei in diesem Fall „in den syntaktischen Schwerpunkt gerückt worden . . ., der Logik zuwider"; „*il ne faut pas que tu meures* heiße eigentlich nur 'es ist nicht gerade erforderlich, daß du stirbst'".

Ich habe schon *Neuere Sprachen* 26, 327 geschrieben, Tobler habe einen Idealtypus logischer Rede vor Augen, und was er behandle, seien „Abweichungen von diesem Typus". Im vorliegenden Fall hält Tobler *il faut que tu ne meures pas* für logischer. Aber ich brauche nur den Infinitiv einzusetzen (dabei aber immer noch den Satz an einen bestimmten Gesprächspartner gerichtet denken): *il ne faut pas mourir!* 'du darfst nicht sterben', und man sieht, daß *il ne faut pas* nicht heißt 'es ist

nicht gerade erforderlich', wie Lerch meint (konträrer Gegensatz), sondern: 'es ist nicht angängig' (kontradiktorischer Gegensatz). Und das ist schon so seit dem 14. Jhd. (Baudouin de Sebourc: *Or laissiés ma serour, plus n'en faut sermonner;* Miracles de Notre-Dame: *Michiel, il ne nous fault pas taire,* zitiert von Kjellman, La construction de l'infinitif etc. S. 91), obwohl damals noch der alte (von *faut* 'es fehlt' aus verständliche) Sinn von *il ne faut pas,* nämlich 'il n'est pas besoin, il est inutile', erhalten war, der heute untergegangen ist (Kjellman a. a. O.). Vom Augenblick an wo *il faut* + Inft. = frz. *tu dois,* engl. *you must* war, konnte *il ne faut pas* natürlich = frz. *tu ne dois pas,* engl. *you must not* 'du darfst nicht' werden[1]. Frz. *il ne faut pas vous fâcher* heißt nicht mehr 'es ist überflüssig . . .', sondern 'es ist nicht angängig, daß . . ., Sie dürfen sich nicht ärgern'. Man könnte dann aus *il ne faut pas mourir, mère!* 'Mutter, du darfst nicht sterben' einfach durch Auflösung des Infinitivs in einen *que*-Satz *il ne faut pas que tu meures, mère!* erhalten. Es ist also *il ne*

---

[1] Vgl. folgendes instruktive Beispiel aus Lanson, Einleitung zu Choix de lettres du XVII[e] siècle S. I, in dem die Kursivschreibungen vom Autor selbst herrühren: „Le grand danger, c'est que tout classer mène à tout régler. Il *faut* écrire naturellement, mais *il ne faut pas* écrire négligemment. Il *faut* de l'abandon, de l'effusion; mais *il ne faut pas* de bavardage. Il *faut* fuir la prétention et la déclamation, mais *il ne faut pas* être sec ou plat. Il *faut* dans les lettres d'affaires de la concision. Il *ne faut pas* dans les lettres de sollicitation de bassesse ni d'orgueil. Il *faut* dans les lettres de consolation de l'émotion sincère et simple. Que faut il! et que ne faut il pas! Quand je lis dans les essais de ce genre l'énumération de tout ce qu'il faut et de tout ce qu'il ne faut pas mettre dans les lettres, je prends le ferme dessein de n'écrire une lettre de ma vie".

faut pas que tu meures zumindest ebenso erklärungsbedürftig wie *il ne faut pas* 'man darf nicht'. Das hat Kalepky schon bei seiner auf Tobler fußenden, aber eigentlich über ihn hinausgehenden Abhandlung „Von der Negation im Provenzalischen" (Wissensch. Beilage z. Progr. d. 6. städt. höh. Bürgerschule Berlin, Ostern 1891) gesehen, indem er darauf hinweist, daß, während bei *je n'espère pas* und *j'espère que non* (dtsch. *ich hoffe nicht — ich hoffe, nicht*) kontradiktorisches und konträres Gegenteil sprachlich geschieden werden, die ganz gleichgearteten Paare *je ne pense pas* und *je pense que non* (dtsch. *ich denke nicht — ich denke nicht)* in ihrer Bedeutung zusammenfallen. Die meisten der Verba, bei denen das *non* (im Prov. wie im Frz.) an logisch auffallender Stelle stehe, hätten „die Eigentümlichkeit, daß ihr kontradiktorisches und ihr konträres Gegenteil so gut wie ganz zusammenfallen, daß ein Unterschied zwischen ihnen zwar dem logisch Geschulten, über den Fall energisch nachsinnenden Sprachbetrachter erkennbar, aber für den die Sprache empfindungs- und instinktmäßig anwendenden Sprachangehörigen nicht vorhanden ist, oder daß doch wenigstens das eine von beiden — das kontradiktorische — in dem jedesmaligen Zusammenhange gänzlich außer Betracht tritt, der negative Satz eben nur bei Annahme einer konträren Verneinung einen Sinn ergibt." Und Kalepky weist folgende 5 Gruppen von Verben nach, bei denen dieser Zusammenfall der gegenteiligen Bedeutungen eintritt: 1) meinen, 2) wollen, 3) sich ziemen, 4) den Schein erwecken, 5) sagen (im Futurum). Also z. B. „wenn es sich nicht ziemt, daß ich etwas tue, so ziemt es sich eben, daß ich es nicht tue", „wenn ich nicht Neigung habe etwas zu tun, so werde ich das nur dann auszusprechen Anlaß nehmen, wenn ich geradezu

Unlust dazu verspüre, d. h. Neigung, es nicht zu tun" usw. Allerdings fragt man sich nun, warum die Sprache gerade 'es ziemt sich nicht daß' statt 'es ziemt sich, daß nicht', 'ich will nicht daß' statt 'ich will, daß nicht' sagt und nicht umgekehrt. Kalepky erinnert hier mit Recht daran (S. 25) an diejenigen Fälle, bei denen die Voranstellung der Negation berechtigt ist und die, „wenn nun irgend einmal aus irgend welchen Ursachen und durch irgend welche Einflüsse, Neigung zu regelmäßiger, auch logisch nicht ganz gerechtfertigter Voraus-stellung der Negation sich entwickelt hatte", in dieser Richtung verstärkend und unterstützend wirken konnten. Er erwähnt sehr mit Recht den altprov. Fall *Et an lur caras ben lavadas Que non paresca sion ploradas* 'damit es nicht den Anschein habe' (nicht etwa 'damit es den Anschein habe, daß nicht'), allerdings müßte danach die Auffassung auch des Falles *celui-ci ne fit pas semblant de comprendre* durch Tobler berichtigt werden: das heißt nicht 'tat als verstünde er nicht', wie Tobler übersetzt, sondern 'er ließ sich nichts anmerken davon, daß er verstehe' — es ist also eine ganz andere Haltung beschrieben, die des Sich-vor-etwas Inachtnehmenden, nicht die des Sich-bloß-Verstellenden (daher Sévigné: *il faut glisser sur bien des pensées et ne pas faire semblant de les voir*, zitiert von Plattner, Ausführl. Gramm. 4, 106).

Doch die Ausdrucksweise Kalepkys „wenn nun irgend einmal aus irgend welchen Ursachen . . ." zeigt, daß ihm die Erklärung der Negations-Vorwegnahme von den Fällen logisch berechtigter Vorwegnahme aus doch nicht recht genügend scheint. Was er noch anläßlich von *mais tu ne dois pas être à ton aise avec cela* 'damit [mit diesem Einkommen] kannst du ja gar nicht behaglich leben' (das logischerweise heißen solle: *tu dois* ['es

muß so sein daß . . .' > 'du kannst wohl . . .'] *ne pas être* . . .) bemerkt, daß Sprecher und Hörer sich trotz des unrichtigen Gedankenausdrucks durch den Redezusammenhang verstehen, gilt schließlich für alle menschliche Unterredung und ließe sich dann als Pauschalerklärung für alles Auffällige geltend machen. Mir scheint die Tatsache doch auffallend, daß bei der Negation die Vorausnahme zum Hauptverb durchdringt, während das Personalpronomen säuberlich dorthin gestellt wird, wo es logischerweise gehört, also: *il ne faut pas le laisser faire, tu ne dois pas être à ton aise,* aber nicht *il le faut laisser faire, tu le dois supporter;* zwar *il ne va pas savoir,* aber nicht mehr wie im Altfrz. *il le va savoir* (welche Ausdrucksweise nach E. Murets französischem Sprachgefühl ein „eleganter Archaismus" ist, *Rom.* 49, 308)[1]. Auch beim Objektpronomen ist ja ein Mißverständnis ausgeschlossen und doch tritt das Pronomen an seiner richtigen Stelle auf. Es gibt auch zu denken, daß der Typus *il le va savoir* „elegant" ist, also sprachlichen Elitekreisen angehört, dagegen, wie Plattner vermerkt, der Typus *il ne faut pas que tu meures,* volkstümlich: wenn wirklich das finite Verb bloß als Kern des Komplexes attraktive Kraft in der Volkssprache hätte, würde man auch *il le va savoir* vordringen sehen.

Toblers Bemerkung „so ganz verkehrt und sinnlos pflegt der sprechende Mensch nicht zu verfahren" läßt es so erscheinen, als ob etwelche Logik nur mit Mühe an unserer Wendung konstatiert werden könnte. In Wirklichkeit ist wohl *il ne faut pas que tu meures* affektvoller zwar, aber nicht unlogischer als *il faut que tu ne meures pas,* wie dtsch. *ich will nicht,*

[1] Belege bei Eringa, La proposition infinitive S. 121.

daß man mir dergleichen hinterbringe affektvoller, aber nicht unlogischer ist als *ich will, daß man mir dergleichen nicht hinterbringe*, dtsch. *ich hoffe nicht, daß du heute abends ausgehst* persönlich betonter, nachdrucksvoller, drohender, aber nicht unlogischer ist als *ich hoffe, daß du heute abend nicht ausgehst.* Der Mensch, der ein „ich will nicht" „du darfst nicht" ausspricht, wehrt, verteidigt sich gegen etwas, er gibt einer impulsiven Abneigung Ausdruck. Der Mensch, der ein „ich will", „du darfst" sagt, entwirft ein positives, fast möchte ich sagen: ausgereiftes Programm. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er eher verneint als selber besser macht, daß er von vornherein negativ gestimmt ist (diese Von-vornherein-Stimmung wird durch das bekannte parlamentarische Witzwort illustriert: „Ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie"), daß er daher auch eher 'ich will nicht' als 'ich will' sagen wird[1], daß eine Abwehr gegen Bedrohung temperamentvoller sein muß als ein positiver Plan. (Unser ganzes Leben ist eine 'De-

[1] Man beachte, daß im Altfrz. auch *re-* ans Verb tritt, auch dann, wenn es beim abhängigen Inf. „fällig" war (*mes feire ne le redeüssent*, Risop, *Arch. f. neuere Spr.* 95, 316), auch *par-* ans Auxiliar tritt, wenn es selbst Präfix des zusammengesetzten Verbs ist: *nos paras* (= par as) *toz esperduz* (P. Falk, Studier i mod. språkvetenskap IX 16). Das finite Verb ist eine Art Aktivitäts- und Kraftzentrum, das alles, was die Energetik steigert (intensivierende Präfixe, Negation), an sich zieht. In diesem Sinn kann man mit Tobler vom 'Kern' des Komplexes sprechen. Auch den von Tobler *V. B.* 2 Nr. 5 behandelten Fall *il a dû venir* 'er muß gekommen sein, er ist wahrscheinlich gekommen' (statt *il doit être venu*) möchte ich hier anreihen. Die Rückung der Tempusbezeichnung in den „syntaktischen Schwerpunkt" (Lerch) hat eine Verlebendigung zur Folge.

fensive', daher ital. *campare* 'Krieg führen' > 'leben', bauernfrz. *il se défend* 'er lebt'). Der Affektgewinn ist es also, der den Sprecher eher zu einem „ich will nicht daß", *il ne faut pas que tu meures* als zu einem „ich will daß nicht", *il faut que tu ne meures pas* treibt. Letztere Ausdrucksweise kommt mir überhaupt im Frz. ziemlich ungebräuchlich vor: in dem bei Tobler zitierten Satz aus Bourget *un peintre ne doit penser que le pinceau à la main. Je crois même qu'il doit ne pas penser du tout* könnte im ersten Fall gar nicht anders gesagt werden (*un peintre doit ne penser que* klingt mir ungewöhnlich), im zweiten Fall legt der Autor ausdrücklich auf das „Nichtdenken" Wert, er möchte uns grade drauf die Nase stoßen — so kommt es wohl eher ausnahmsweise zu *ne pas penser*. Auch die aprov. Belege Kalepkys für die angeblich logische Stellung der Negation sind nicht recht eindeutig: *Donna ... ben m'es vejaire Que no·m temes ni·m presas gaire* — wie sollte das *no* zu dem *ben* passen? ('wohl scheint mir, daß du nicht'; 'nicht wohl scheint mir . . .' hätte einen ganz andern Sinn); *E pogra esser que non agra* [pietat] 'es könnte sein, daß sie kein Mitleid haben könnte' (*e non pogra esser que agra* hieße 'es wäre unmöglich, daß . . .') usw.

Das *il ne faut pas que tu meures* ist also keineswegs unlogisch. Man braucht nur deutsch zu übersetzen „es darf nicht der Fall eintreten", „es darf nicht dazu kommen", „es darf nicht sein" u. dgl. und alles ist in schönster Ordnung. Das *il ne faut pas que* ist einfach das kontradiktorische Gegenteil von *il faut que* (vgl. *faut-il qu'il soit bête!* 'muß es sein, daß . . .?'). Man sieht das Affektvolle der Ausdrucksweise an dem George Sand-Beispiel bei Tobler: *tu te lances en aveugle au milieu des abîmes. Je ne veux pas t'y laisser*

tomber, moi! tu es le seul être que j'aie estimé depuis dix ans. Il ne faut pas que tu périsses, non, il ne le faut pas 'nein, nein, es darf nicht sein!' Kein Zufall, daß hier *falloir* steht, das (im Gegensatz zu *devoir*) die Naturnotwendigkeit ausdrückende Verb (vgl. R. Rübel, Über den Gebrauch von debere und den Ausdruck der Notwendigkeit im Roman., Straßburg 1911, S. 26f.).

Daß die Negation möglichst weit nach vorn im Satz drängt, ist eine mit jener Affektgewalt des Negativen leicht zu vereinende Erscheinung: Jespersen, "Negation in English and other languages" (1917, S. 50ff.), der Parallelen[1] für das frz. *il ne faut pas que tu meures* bringt (engl. *Do not let us . . . be too prodigal of our pity* statt *let us not be, I do'nt think he has come* [in Irland], *it is not my wish that you should go to America at all,* russ. *ne vélěno étogo dělať* 'order is not given to do this' statt 'order is given not to do this', gr. *οὐ φημί* ['sage daß nicht'] *τοῦτο καλῶς ἔχειν*, lat. *nego hoc bene se habere* 'ich sage daß . . . nicht', dän. *saa vil jeg aldrig ønske, at du maa blive gift* usw.), scheint derlei Stellung der Negation aus dem „nexalen" Gebrauch zu erklären: sie stünde danach beim Hauptverb,

[1] Ital. und span. Parallelen bei Rübel S. 44ff., auch bei Weigert, Untersuchungen z. span. Syntax S. 158. Das sp. *non por eso* 'deshalb nicht' läßt sich mit dem griech. satzeröffnenden (*οὐ γάρ*) vergleichen. Ich nehme auch an, daß vieles was Ebeling, *Probleme der rom. Syntax* I in dem Artikel (Nr. 8) «*non la sta così*» 'das ist nicht der Fall' bringt, hieher gehört: Ebeling meint, die Stellung *non la* statt *la non* bei Subjektspronomen durch Verallgemeinerung von *non la* (mit Objektpron.) erklären zu können — aber man fragt sich, warum dann die Verkürzung von it. *ella* zu dial. *la* vorgenommen worden ist (vgl. ven. *no el vede* 'er sieht nicht'): doch offenbar umgekehrt wegen der Hochbetontheit und Anfangsstellung des *non:* gleichsam 'keineswegs ist es so'.

weil sie den ganzen Nexus ("the combination of two ideas" S. 42), nicht eine einzelne Vorstellung verneint; S. 44 heißt es: "There is a general tendency to use nexal negation wherever it is possible...; and as the (finite) verb is the linguistic bearer of a nexus, at any rate in all complete sentences, we therefore always find a strong tendency to attract the negative to the verb" — also genau die Toblersche Vorstellung vom 'Kern' des 'Komplexes' und Toblers Zurückführung des sprachlichen Ausdrucks mehr auf Verstandes- als Gefühlsmotive. Diese liegen jedoch gerade in unserem Falle vor und Jespersen hat sie auch am Anfang seiner gedankenreichen Abhandlung nicht genügend deutlich erwähnt in dem Kapitel "General Tendencies" S. 5: "... there is a natural tendency, also for the sake of clearness [?], to place the negative first, or at any rate as soon as possible... At the very beginning of the sentence it is found comparatively often in the early stages of some languages, thus *ou* in Homer . . . Readers of Icelandic sagas will similarly have noticed the numerous instances of *eigi* and *ekki* at the beginning of sentences, especially dialogues. In later stages this tendency, which to use seems to indicate a strong spirit of contradiction, is counterbalanced in various ways, thus very effectively by the habit of placing the subject of a sentence first. But it is still strong in the case of prohibitions, where it is important to make the hearer realize as soon as possible that it is not a permission that is imparted" (dän. *ikke spise det!*, dtsch. *nicht hinauslehnen!*, lat. *noli putare*). Andere Belege noch bei Wackernagel, Vorlesungen über Syntax, S. 259ff., der auch S. 262f. dem *il ne faut pas que tu meures* noch weitere lateinische (Q. Metellus an Cicero: *te tam mobili in me meosque esse animo non*

sperabam) und griechische Parallelen (Ilias: *οὐ χρὴ παννύχιον εὕδειν βουληφόρον ἄνδρα*) zugesellt. Wenn wir die Klarheitsmotive noch etwas mehr mit Gefühlsmotiven kombinieren, so haben wir in den Sätzen Jespersens alle Elemente in der Hand, die zur Erklärung der uns beschäftigenden Erscheinung nötig sind: in allen zitierten Fällen handelt es sich um Verba, die eine persönliche Stellungnahme ausdrücken: wollen, wünschen, hoffen, dürfen (du darfst = ich will, daß du . . .), sagen, denken usw. (vgl. Kalepkys Zusammenstellung). Das Affektvolle der Redeweise sieht man aus dem Beispiele, das A. Franz „Zur Syntax der erregten [sic!] Rede in lothringischen Mundarten" S. 83 anführt (ich französiere!): *je ne veux plus que vous venez chez nous* — man kann sich ja eine konkurrierend-kontaminierende Satzgestaltung denken *je ne veux plus vous voir chez nous*, die zusammen mit *je veux que vous ne veniez plus chez nous* obiges Resultat ergeben hätte, aber diese konkurrierende Wendung selbst stammt daher, daß das *je ne veux plus* sich 'eigenwillig' an die Spitze des Satzes drängt.

Im Einklang mit dieser Affektgewalt der Negation steht die schon seit G. Sand belegbare volkssprachliche Entwicklung einer negativen Finalpartikel *pour pas que* 'damit nicht': *offre zi du café pour pas qu'elle s'en alle* (Bauche, Le lang. pop., S. 146); *mon époux s'est vu forcé d'aller porter plainte, pour pas que tout le quartier s'paye sa poire* (statt *pour que le qu. ne se paie . .)*. Brunot, La pensée et la langue, S. 849, schreibt hiezu: «Cette locution traduit excellemment l'intention négative, elle serait logique [sic!] et commode.» Die Absicht des Sprechenden ist so stark auf Verhütung einer Möglichkeit eingestellt, daß *pas* (in Analogie nach Fällen wie *pour ne pas voir tout le quar-*

tier se payer sa poire) sich vordrängt. Plattner schreibt die Wendung „der Sprache der Kinder und Ungebildeten“ zu.

Kinder und Ungebildete mögen auch die Negation mehrmals im Satze anbringen, ohne daß „doppelte Verneinung“ = eine Bejahung würde (daher *ce n'est pas rien* heißen kann 'das ist etwas!' und 'das ist nichts!') — die negative, die Abwehrstimmung ist so stark, daß sie die Wortgebung fortwährend färbt, wie etwa ein fortgesetztes Kopfschütteln die Worte bei nicht besonders gebändigter Rede begleitet. Nach Jespersen ist ja der nasale Anlaut der Negativpartikeln in so vielen Sprachen aus einer primitiven Interjektion des Widerwillens zu erklären (vgl. eine ähnliche Erklärung des griech. *οὐ* bei Kretschmer, Glotta 14, 230).

Ist das alles Unlogik? Oder Logik des Gefühls? Le cœur aussi a ses raisons que la raison ne connaît pas.

* * *

Kalepky schreibt mir am 10. März 1927, seine Erklärung (S. 21 f. der zitierten Abhandlung) decke sich mit der meinen, nur sei sie konkreter: es habe sich nämlich „eben infolge der Nachdrücklichkeit oder ... Lebhaftigkeit der Sprechweise allmählich eine Art 'Objektsverhältnis' zwischen Negation und Verb entwickelt“: „Ich will nicht, daß ...“ = „Ich will ein 'Nicht'.“

7. ZUR PRONOMINALEN VERWENDUNG VON DES

IN „Die Neueren Sprachen" 29, 223 hat H. Schmidt folgendes Beispiel angeführt: „Unter der Überschrift *Eux seuls* liest man ... unter einem Bilde, das zwei *sergents de ville* vor dem Haupteingang zur Pariser Weltausstellung darstellt: *Des* qui ne la verront *jamais*, l'Exposition — parce qu'ils sont préposés à l'entrée". Hierzu kann ich vor allem noch einige Belege liefern: Nadaud, *En plein vol* S. 33: *On pourrait envoyer des cartes postales aux amis et connaissances. — Des en couleurs et des en noir* („illustrierte und einfarbige Ansichtskarten"). Benjamin, *Grandgoujon* S. 141: *C'est malheureux d'en voir des comme ça, pis d'autres à côté qu'ont tout ce qui leur faut.* Dorgelès, *Les croix de bois* S. 64: *C'est des gros? — Des à la croix de fer* („solche mit dem eisernen Kreuz").
Es fällt auf, daß zweimal das pronominale *des* den Nachklang eines Artikels *des* bildet, das Echo eines vorhergehenden „normalen" *des* (*c'est des gros* ∿ *des à la croix de fer*), wobei das *des* in *des gros* schon an sich die Funktion hat, das Adjektiv zu substantivieren. Damit stimmt genau eine parallele Erscheinung beim bestimmten Artikel: Barbusse, *Le Feu* S. 104 *les chasseurs à pied et les chasseurs à cheval, ça fait deux. — Zut! dit Barque, j'oubliais les à cheval,* wo das Spanische etwa *los de á caballo*, das Italienische *quelli a cavallo* sagen würde. Gemeinsam den pronominalen *des*- und *les*-Fällen ist auch die Umschaffung eines Präpositionalausdrucks (oder in dem Beispiel H. Schmidts *des qui ne la verront jamais, l'Exposition* eines Satzes) zu einem

Adjektiväquivalent, gewissermaßen zu einem Wort: *des en couleur* = *des colorées, des à la croix de fer* „Eisenkreuzträger", *des comme ça* = *de telles gens, les à cheval* „Berittene", wie denn auch im literarischen Französisch ein Ausdruck wie *des bons à rien* gewissermaßen dargestellt werden könnte durch *des [bons à rien* „Nichtsnutzige" (etwas vulgärer: Dorgelès l. c. S. 112 *Ça ne m'étonne pas de ces enfoirés-là. — Des bons à lappe qu'ont même pas été foutus de creuser de bons gourbis (bons à lappe = bons à la p[eau]).* Die Entwicklung von *des* zum Indefinitum ist also ursprünglich nur die Folge der Zusammenfassung eines Ausdrucks zur Einheit, der Univerbierung. Der stilistische Effekt in dem Beispiel *Des qui ne la verront jamais, l'Exposition* besteht darin, daß die zwei bildlich dargestellten «Sergents de ville» nicht auch sprachlich individualisiert (nicht etwa *ceux, des gens, des individus, des types, des mecs*), sondern daß sie gleichsam einer Klasse eingereiht werden, der Klasse der vom Besuch der Ausstellung naturnotwendigerweise Ausgeschlossenen («parce qu'ils sont préposés à l'entrée»). Das *des* hat also ganz geringen Selbständigkeitswert (nicht „solche"), sondern ist nur Substantivierungszeichen. Feller, *Notes de philologie wallonne* S. 235 berichtet uns: «En namurois les galants sont appelés des *Kivons:* il faut interpréter par *dès* [l. des] *qui-vont*, de ceux qui vont faire leur cour[1].» Also auch hier *des* als Exponent des Spitznamens: nach einem Singular **un qui va* ‚einer, der Hof macht', ‚ein Hofmacher'[2] wird

---

[1] [Vgl. *Quidor* = qui dort, zitiert als Beiname von Äbischer, Bibl. arch. rom. II/6 S. 81; katal. *la que-salta* ‚der Rockschoß' (in familiärer Rede).]

[2] [Vgl. Mirbeau, *Les affaires sont les affaires* S. 166: *Pauvre Bruneau! Un qui n'a pas de veine!* Da *un* substantivisch

gebildet *des qui vont*. *Des Kivons* ist nicht auffälliger als *des Tartufes*. Der Grund, warum auf *des cartes postales* folgt *des en couleur et des en noir*, liegt vor allem in der sprachlichen Trägheit, die die einmal gewählten syntaktischen Formen beibehalten heißt (*des* ∾ *des*), weiters in der geringeren Volkstümlichkeit von *colorées* (neben dem noch mit geringfügigem, aber immerhin das Sprachgefühl verwirrendem Bedeutungsunterschied *coloriées* steht), in dem Nichtvorhandensein einer Ableitung von *noir*. Bei *des comme ça* kann man daran erinnern, daß auch *des hommes comme ça* ein Semi-Adjektiv enthält (wie etwa auch *des hommes comme il faut, des hommes debout*, dem ebensogut ein * *debouts* nachfolgen könnte wie ein rum. *cuminţi* einem *cuminte* = *cu minte*). *Les à cheval* ist wieder einfacher, weil es sich an *les chasseurs à cheval* anschließt, ohne den ganzen Ausdruck zu wiederholen oder etwa ein ganz abliegendes *les cavaliers* zu bilden. Die sprachliche Trägheit ist also in doppelter Richtung am Werk: in der echoartigen Wiederholung des im Vorhergehenden gebrauchten syntaktischen Schemas (vgl. etwa den Dialog *Qu' y a-t-il? — Il y a que je suis malade)* und in der Vermeidung von Wortbildungskalamitäten (vgl. *sa conversation ne sentait point son curé de village* statt *sa* **curé-de-village-ité*, *Aufsätze z. rom. Synt. u. Stil.* Nr. 2).

Die Verwendung von *des et des* in *il en connaissait des et des, qui avaient rencontré le bonheur*.. (Tobler, *VB*. II 160) ist, obwohl auch hier Entwicklung zum Indefinitum hin vorliegt, doch ganz anders geartet. Hier liegt eine Art sprachlicher Schauspielerei vor. Tobler hat mit Recht an *des*

und adjektivisch sein kann, zu adjektivischem *un* (= dem unbestimmten Artikel) aber *des* der Plural ist, tritt auch bei substantivischem *un* (= ‚Einer') *des* als Plural auf.]



années et des années, des mois et des mois erinnert[1]. Die Wiederholung des *des* ist hier durch die Wiederholung des zugehörigen Substantivs bedingt: „Monate und [aber] Monate" und für den Ausdruck wesentlich. Man hebt nun, um eine große Menge vorzutäuschen, die urspr. sekundären, aber gerade charakteristischen Partitivartikel heraus, 'um anzudeuten, daß man die Maße gar nicht finden könne, also, um es graphisch darzustellen: *il en connaissait des . . . et des . . ., qui,* sc. *des* [*centaines*] *et des* [*centaines*], *qui; des* [*milliers*] *et des* [*milliers*], *qui.* Es liegt also 1. kein substantivierendes *des* vor, 2. überhaupt nicht *des,* sondern *des . . . et des . . .*, mit einer zur Andeutung der Menge bestimmten doppelteiligen Fügung. *Des et des* ist gewissermaßen ein algebraischer Ausdruck[2] für eine Menge, die man nicht ausdrücken kann. Man muß sich dazu eine mimische Haltung des Sprechers denken, der gar nicht sich aussprechen kann vor Überfülle. Die

---

[1] [Vgl. auch Hémon, Maria Chapdelaine S. 78/9 *tous les ans c'étaient des familles et des familles qui vendaient leur terre presque pour rien.]*

[2] Während hier das rhythmische Schema des Ausdrucks erhalten bleibt, ist im Deutschen eine Tendenz zu bemerken, in *tausend und abertausend* eine haplologische Kürzung vorzunehmen: in der Frankf. Zeitg. vom 10. XII. 1921 heißt es: „Bei Marie Ebner-Eschenbach, bei O. A. H. Schmitz und bei mehreren andern, deren Namen ich mir nicht gemerkt habe, lese ich das Wort „Abertausend" im Sinne von „Viele Tausend". „Abertausend" bedeutet jedoch „wieder, wiederum, nochmals, abermals Tausend", es hat also nur Sinn in Beziehung auf eine vorhergehende Nennung der Zahl Tausend. Wer einen Satz mit „Abertausend" beginnt, beweist damit, daß ihm die Bedeutung „Aber = abermals" innerlich abhanden gekommen ist." Der Grund für die abweichende Entwicklung im Deutschen liegt in der nicht

Ellipse wirkt familiär[1] und familiär ist ja auch sonst die Stilisierung des Satzes *Des qui ne la verront jamais, l'Exposition.]*

Ich möchte also genetisch das univerbierende *des* von dem algebraischen trennen. Aber sie wirken natürlich in der gleichen Richtung zur Ausbildung eines substantivischen Indefinitums, indem das univerbierende sekundär mehr Eigenkraft bekommt.

---

völligen Gleichheit der beiden Teile des Ausdrucks: das *aber* stört die Symmetrie, dagegen spielt uns *des . . . et des . . .* die Wiederholung gewissermaßen vor. [Vgl. hiezu Nyrop, Gramm. hist. d. l. langue fr. V 11 u. 118, der die gewollte Komik, welche durch die Tonverlegung entsteht, hervorhebt.]

[1] Vgl. sp. *La de disgustos* que tiene una que tragar con ellas [den Dienstmädchen] bei Beinhauer, Frases y diálogos de la vida diaria S. 40: zu erg. la [mar] de disgustos.

8. WARUM FRZ. *ÉNORMÉMENT* UND WARUM ROMANISCH *-MENTE?*

DIE Erklärung des Umsichgreifens der *-ément*-Bildungen bei Adverbien von Adjektiven im Nfrz. wird in unseren Grammatiken meist nach Tobler, *V.* B. I² 92, gegeben[1], der drei Quellen des analogischen *-ément* annimmt: 1. die Adverbia von Partizipien (*aveuglé — aveuglément*), 2. der Fall *communément*, urspr. angeblich *communelment* (zum Adj. *communel*), wie *gentilment* > *gentiment* entwickelt, 3. lateinische Adverbia wie *impune, diffuse, confuse, profuse*, die mit frz. Endung versehen werden — eine Analogie böte *quasiment*[2]. Warum aber ist eine so eigentümliche Bildung statt der normalen von der Sprache bevorzugt worden?

Bevor ich diese Frage zu beantworten suche, möchte ich die Richtigkeit der Erklärungen 2. und 3. bestreiten: ein *communelment, communalment, communaument, communeument* gibt es im Altfrz., ebenso wie das Adjektiv

---

[1] Tobler behandelt auch *traîtreusement,* ohne die Frage zu beantworten, w a r u m *-eux* angehängt wurde: natürlich um *traître* adjektivisch herzurichten. Zu erklären ist eher das Auftreten der von Subst. abgeleiteten Adverbia wie *bougrement, diablement, artistement.*

[2] Das lautliche Moment *ə* > *é* möchte ich übrigens nicht ausschalten, vgl. *dorénavant, Lunéville* (von Plattner angeführt) und die von Rosset, *Mél. Brunot* 438 ff. gemachten Beobachtungen (Ménage warnt vor *empéreur*). — Ferner müßte noch als Quelle der *-ément* der Typus *spontanément, momentanément, instantanément*, zu den vom Frz. entlehnten lat. *-eus*-Bildungen gehörig, vgl. auch mfrz. *extemporaneement* (von Vaganay belegt), genannt werden.

communel, -al, aber man sieht nicht ein, warum das Adverb den Schwund des zugehörigen Adjektivs überlebt haben sollte; ferner warum wurde aus *communalment -elment* nicht entsprechend *accidentalement -element, naturellement* ein *communalement communellement (vgl.* frz. *royalement, tellement*), wie ja der Typus *égaument* im 16. Jhd. definitiv zu *également* hinüberlenkt (Brunot, *Hist. d. l. l. fr.* 2, 369)? Ebensowenig kann ich glauben, daß an lateinische „Schulwörter" wie *diffuse, confuse, profuse, impune* im Franz. einfach ein *-ment* angehängt wurde: *quasi* ist wirklich in französischer Rede bezeugt, von den erwähnten anderen Adverbien sehe ich keine Belege — O. Müller, *Das lat. Einschiebsel in d. frz. Literatur des Mittelalters,* Zürich 1919, bezeugt nichts Einschlägiges — und, wenn selbst einmal ein solcher Beleg zutage gefördert würde, so bewiese er in seiner Vereinzelung nichts [1]. Ein solches ‚Schul'-Adverb, das gewiß in frz. Schülerrede wie in deutscher vorgekommen sein wird: *absolute,* hat gerade kein Adverb **absolutément* bekommen, wobei ein mfrz. *absolutement,* zu einem gelehrten *absolut -e* (*absoluthe*

[1] Ähnlich kann ich an die Erklärung von afrz. *escordement, escortement* ‚aus tiefem Herzen (z. B. beten)' = lt. *ex corde* nicht glauben, obwohl diese Verbindungen im späteren Lat. belegt sind (s. Thesaurus: *ex corde converti, oboedire*), weil die Beibehaltung des im Romanischen als selbständige Präposition unvolkstümlichen *ex* selbst in einer gelehrten Redeweise auffällig wäre. Weder die Darstellung Toblers, *V. B.* 5, 307 f., noch die Cohns, *Ztschr. f. frz. Spr.* 43², 14 ff., überzeugt. Das *escordusement* des Rol. sowie die Nebenformen *descordement,* ferner *escordeement, discordeement* scheinen mir alle auf ein Verb *(es-) (des-) corder* = **cordare* (zu *cor, cordis*) zu weisen, das in dialfrz. *corder* ‚gönnen' (vgl. Wartburg s. v. *acchordare*) erhalten ist und schließlich auch wohl dem sp. *cuerdo* ‚verständig' zur Basis dienen muß.

schon im Alexis, vgl. weitere Belege bei Wahlgren. *Etude sur les actions analogiques réciproques du parfait et du participe passé*, S. 196f.) reichlich bei Godefroy belegt ist. Vollends, daß man ein latein. *impune* ‚ungestraft' tel quel in frz. Rede übernommen bzw. mit *-ment* versehen hätte, erscheint ganz unglaublich. Es genügt nach Vaganay, *Rev. d. ét. rab.* 2, 180, festzustellen, daß das normale *impuniment* neben *impunement impunément* belegt ist (jenes 1554—1573, dies 1564—1573), um einzusehen, daß *impunément* eine jüngere analogische Angleichung an den Typus *aveuglément* ist; vielleicht nach *inopinément*, vgl. auch *continément* (statt *continument*), bei Du Preau 1573 von Vaganay in seiner Liste der Adverbia auf *-ment* „de Rabelais à Montaigne", *Rev. d. ét. rab.* 3, 211, belegt, das allerdings auch ein *continemment* darstellen könnte wie *pertinément, timidément* bei Plattner 1, 169[1]. Die Tatsache, daß Amyot *confuseement* schreibt, während im 15. Jh. *confusement* gebräuchliche Orthographie war (*Dict. gén.* s. v. *confusément*), spricht auch dafür, daß die Neuerung als Analogie nach *-éement* > *ément* empfunden wurde. Somit bleibt als Ausgangspunkt für *énormément* nur der Adverbialtypus der *-é*-Partizipia übrig.

Wieso hat sich aber ein *énormement, expressement, opiniâtrement* usw., das doch einen bequemen und einheitlichen Bildungstypus bot, zugunsten von *-ément* verdrängen lassen? Warum hat sich *énormement* etwa von *démesurément*, *expressement* von *précisément* (neben dem *précisé* stand), *opiniâtrement* von *obstinément* an-

[1] Es fragt sich überhaupt noch, ob *pertinément* und *impunément* nicht beide als Schreibungen für *-amment* (wie *solennel* gespr. *-anel*) aufzufassen sind, wobei sie zum Typus *vaillamment, prudemment* (urspr. gespr. *-ama*) hinzukämen.

ziehen lassen, statt vielleicht umgekehrt **démesurement*, **précisement*, **obstinement* zu schaffen? Besonders ein **précisement* (zu *précis*) wäre sehr naheliegend, wenn noch gegen **démesurement*, *obstinement* das Vorhandensein der Partizipia auf *-é* arbeiten müßte. Es handelt sich hier um einen der Fälle, da der Sprachforscher erklären muß, warum die Analogie in dieser und nicht in der entgegengesetzten Richtung gegangen ist (romanisch *rendere* nach *prendere*, nur kat. *retre* — sind etwa die Katalanen g e b e lustiger als die übrigen Romanen?).

Die Beobachtung Meyer-Lübkes, *Hist. Gr. d. frz. Spr.* 2, 129, „daß eine gewisse Neigung besteht, bei mehrsilbigen Adjektiven, namentlich bei Buchwörtern, *é* an Stelle von *e* treten zu lassen", führt uns weiter in der Beantwortung der aufgeworfenen Frage, indem sie uns an die mutmaßlichen Ursprungsmilieus der *-ément*-Verallgemeinerung denken läßt. Immerhin scheint dem „milieu scolaire" die Beobachtung Th. Rossets zu widersprechen, die Nyrop *Gr. hist.* 3, 295 anführt: „L'usage populaire semble bien avoir tendance à employer comme suffixe adverbial la forme *-ément*; j'ai entendu ... un Bourguignon illettré, habitant Paris, prononcer à plusieurs reprises: *rondément*." Buchwort und volkstümliche Bildung scheinen sich auszuschließen — und doch, wer weiß, ob nicht, paradox gesprochen, das Volkstümliche der Bildung gerade im Erregen des gelehrten Eindrucks liegt, ob nicht gerade ‚das Natürliche' ‚das Gebräuchliche' ist, um ein Voßlersches Antithesenpaar zu verwenden, ob die Sprechenden nicht e i n e z w e i t e N a t u r annehmen wollten, eben die ‚gebildete'. Es liegt natürlich nahe, bei *rondément* an den Erreger *carrément* zu denken, aber sicherlich beabsichtigte der Sprecher des *rondément* ‚feiner' zu sprechen — weil eben *-ément*

feiner ist. Dieser vornehmere Charakter des *-ément* erhellt auch daraus, daß das Volkstümliches und Schriftsprachliches scheidende Edmontsche Wörterbuch von St. Pol die *-ément*-Formen nicht zu kennen scheint: *espresmẽ* heißt es dort für ‚expressément', *enorm (il fumait énorme)* statt *énormément,* und ausdrücklich als Import aus der Schriftsprache wird *enormamã* (nicht *énormément!)* angegeben. Und nun fragen wir uns nach dem Einbürgerungsdatum des paralogischen *-ément,* von dem in unseren Handbüchern merkwürdigerweise wenig die Rede ist: der Bildungstypus datiert, wie man aus Brunot ersieht (vgl. *enormeement* 1546 belegt von Vaganay), vom 16. Jh. an, dem Jahrhundert, in dem die Schleusen der Bildung sich dem Demos in Frankreich eröffneten, und ist konstituiert im 17. Jh. (*Hist. d. l. l. fr.* 3, 346). Vom 16. Jh. ab finden sich häufiger die korrekt gebildeten Adverbia von Partizipialbildungen: bei Vaganay finde ich *avizément, considerement, desastrement, elongnément, proportionnément, rechignément, renversément, reposément, révérément, signalément, tronquément, usurpément.* Das Adverb, das eine Modalität andeutet, setzt Ruhe voraus, während das Partizipium gleichsam nur ein momentanes Zufallsergebnis bietet. So haben denn diese Partizipialadverbia immer etwas Gelegenheitliches an sich, sie sind mehr oder weniger künstliche Augenblicksbildungen, wie ja das Adverb dadurch zu humoristischen Momentaufnahmen geeignet ist *(chopiner theologalement* bei Rabelais, *je le refusai rabutinement* ‚à la manière des Rabutin' bei der Sévigné, vgl. meine *Wortbildung als stilist. Mittel,* S. 85, ähnlich über Cervantes' *hablar escuderilmente* Hatzfeld, *Jahrb. f. Phil.* I 362), daß flüchtigen Zuständen durch die *-mente*-Bildung eine fiktive Dauerhaftigkeit verliehen wird. Und überhaupt

wirken Partizipien gegenüber Adjektiven ‚feiner', ‚gelehrter'. Auch im Deutschen klingt *er ist geblendet (verblendet), er ist in einer gesicherten Lebensstellung* usw. literarischer, ‚übertragener', mehr metaphorisch als *er ist blind, er ist in einer sicheren Lebensstellung; verfeinert, raffiné* sind ‚raffinierter' als *fein, fin, ein gereifter Mensch* mehr schriftgemäß als *ein reifer Mensch.* Zustandsadjektiva sind unkomplizierter als die Resultate einer Tätigkeit andeutenden, also irgendwie deutenden Partizipien. A. Kerr hat einmal den Gegensatz zwischen volkstümlich sich ausdrückendem Süd- und unvolkstümlich redendem Norddeutschland in den abweichenden Ausdrucksweisen für den gleichen Sachverhalt: *Kolt is — Es hat sich janz erheblich abjekiehlt* symbolisiert: das Unvolkstümliche, fast Wissenschaftliche der nördlicheren Ausdrucksweise liegt u. a. in der verbalen Wendung[1]. Und von dieser verbalen, wissenschaftlich kausalen Ausdrucksweise hat das Partizip auch noch etwas an sich: daher klingen *aveuglé, assuré, accomodé, précisé* gebildeter als *aveugle, sûr, commode, précis.* Zugleich ergibt sich ein Affektgewinn für den Sprecher: er hat nicht bloß tote Ruhe, sondern eine

[1] [E. R. Curtius berichtet mir (Karte vom 21. I. 1926): in einer Heidelberger Familienpension wurde bei Tisch über die Zulassung der Wendung *ich bin satt* diskutiert. Die Pensionsinhaberin entschied, es sei höflicher zu sagen: *ich bin gesättigt.* Hier mischt sich also das Bedürfnis nach einem Glimpfwort ein (vgl. *entblößt* gegenüber *nackt*): der Zustand hat etwas Derbes und Unverschämtes, die Vorstellung der Handlung lenkt davon etwas ab. Es ist also ähnlich wie beim Bescheidenheitsimperfektum, das allzu ‚leibhaftes' Präsens ersetzt. Hinzu kommt noch die lautsymbolische Empfindung für das ‚Unverschämte' des Klanges jenes einsilbigen Resultatadjektivs *satt* mit seinem offenen *a* (ähnlich wie bei *prall, drall* usw.).]

Ruhe nach dem Sturm sprachlich zu malen. Das Partizip läßt den Gedanken der Bewegung, der sich regenden Kraft, die den betreffenden Zustand hervorgebracht hat, noch nachklingen: man sieht innerlich bei *aveuglé* mehr als bei *aveugle* das *aveugler*, bei *précisé* das *préciser*, bei *gesichert* das *sichern: un temps précis* ist ‚eine bestimmte Zeit', *une époque précisée* ‚eine Zeit, die bestimmt worden ist'. *prématuré* (nicht etwa entlehnt aus einem lat. *praematuratus [Dict. gén.]*, das es m. W. nicht gibt, sondern latinisierend im Frz. gebildet nach *maturatus*) bedeutet mehr ‚vorzeitig reif geworden' ‚développé trop tôt' gegenüber zuständlichem *précoce* (vgl. oben dtsch. *gereift—reif*). *Il l'a dit exprès* heißt ‚er hat es zufleiß (absichtlich) gesagt', *il l'a dit expressément* ‚er hat es ausdrücklich (in bestimmter Form) gesagt' (= *formellement*). Ein *précisément* heißt also nicht so sehr ‚präzis' als ‚präzisierter Weise', es läßt an (menschliche) Tätigkeit denken, haucht dem Ausdruck Bewegtheit ein (vgl. hierzu noch W. Schneider, „Nomen und Verbum als Ausdruckswerte für Ruhe und Bewegung", *Ztschr. f. Deutschkunde* 1925, S. 13). Daher auch das Metaphorische mancher Adverbia dieses Typus: *aveuglément* heißt ‚en aveugle', ‚nach Art eines Blinden', ‚blindlings', nicht wirklich ‚blind', auch *profondément* klingt mir mehr übertragen (*profondément ému* usw.), für *précisément* bemerkt Plattner ausdrücklich, daß es ‚just, eben', nicht ‚bestimmt, scharf, gründlich' bedeute. Man könnte auch in *aveuglé, précisé(ment)* ein „Resultativum" sehen, das Deutschbein, *Handbuch der engl. Grammatik* (1926), S. 46, so darstellt:

Vorangegangener Vorgang Resultierender Zustand.

Dagegen böten *aveugle, précis* folgendes Bild:

Resultierender Zustand.

Vielleicht sollte sogar das Hereinspielen der vorhergehenden Bewegung in den Zustand, das in die Ruhe hineintönende Gewudel der Unruhe beim Resultativ noch besser durch Verschlingung beider Linien gemalt werden: . Ich will nun nicht etwa sagen, daß in den analogischen Fällen wie *opiniâtrément*, *énormément* tatsächlich eine Partizipialbildung empfunden wurde, wohl aber, daß der analogische Typus *-ément* seine Beliebtheit und Affektbetontheit aus dem gelehrten und aktivistischen Charakter des Partizips bezogen hat: das erstere heißt nicht etwa ‚hartnäckig gemacht', sondern ‚hartnäckigerweise' + Affektbetonung, *profondément* heißt nicht gerade ‚in vertiefter Weise', aber doch etwas Ähnliches, *commodément* ‚angepaßtermaßen', ein okkasionelles *ensemblément* des 17. Jh. deutet die Geschlossenheit des Ensembles an. Schließlich treten ja auch Partizipia statt der gleichstämmigen Adjektiva ein, *aisé* statt *aise*, *uni* statt semantisch zu sehr belastetem *un*, und vielleicht ist dies auch ein Grund, warum die sog. Verbaladjektiva des Ital. immer mehr durch regelrechte Partizipialbildungen (der Typus *fermo in posta* ist im Aussterben)[1] ersetzt wurden. Man beachte auch noch, wieviel Dimensionsbezeichnungen sich unter den *-ément*-Bildungen befinden; also Wörter, bei denen ein Übermaß, eine Überschreitung des Normalen und ‚Ruhigen' zu besonderem Ausdruck trieb: *démesurément*, *outrément*, *énormément*, *immensément*,

---

[1] [Das sog. Verbaladjektiv war allerdings urspr. selbst resultativ, wie Bally an genf. *je sais tout trempe (gonfle)* zeigt (Mél. Boyer S. 23), aber eben diese Nuance begehrte nach einer deutlicheren, die Kategorie separat ausdrückenden, grammatischen Form. Das sp. *amargo*, *desnudo* statt *amarus*, *nudus* ist ja auch ein urspr. Verbaladjektiv, offenbar = ‚verbittert', ‚entblößt'.]

profondément, früher *intensément*, *entiérément*, *extrêmément* (Vaugelas), *intimément* (zu Voltaires Zeit) usw. Bei *impunément* wirkte vielleicht noch das partizipiale *-ément* (‚ungestraft!‘) trotz der unkorrekten Bildung irgendwie nach (it. *impunemente*, schon von Diez und dann von Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* 2, 638, erwähnt, ist ganz korrekt gebildet wie etwa *comunemente*). Tobler bedauert im Gegensatz zu Littré das Untergehen der Bedeutungsdifferenz zwischen *aveuglement—aveuglément*, *précisement—précisément*, aber ebensogut könnte er die Sprache zu dem Affektgewinn der zweiten Ausdrucksweise beglückwünschen oder anderseits bedauern, daß ein affektbetontes romanisches *-mente* den Unterschied zwischen Psychischem und Naturhaftem beim Adverb ausgelöscht hat (*l'eau s'agite doucement* ‚das Wasser — sanften Sinnes‘?).

Deutschbein hat in seinem Handbuch einen Paragraph (§ 109), der überschrieben ist: „Das Adverbium als Ausdruck eines begrifflich-abstrakten Denkens“, in dem als die „anschauliche“ Ausdrucksweise diejenige durch ein eigenes Verb, ohne sprachliche Extrabezeichnung der Modifikation des Verbs, nachgewiesen wird: also etwa nicht *to go quickly*, sondern *to run* ist volkstümlich. Deutschbein erwähnt die geringe Beliebtheit von -ως bei Homer. Gegenüber der Unbeliebtheit des modifizierenden, urspr. vergleichenden *-ly (= like)* fällt die Häufigkeit von Grad- und Maßadverbien ohne *-ly (to speak loud, to run quick* usw.) auf[1] Wir können ohne weiteres diese am Englischen gemachten Beobachtungen — und das Indogermanische gestattet ja auch das Sekundäre der Adverbialbildungen zu erweisen, Paul,

[1] [Vgl. über das Verhältnis des Typus *parler haut* zu *parler lentement* im Frz. Bally, *BSL.* 23, 131 f.]

Prinzipien, S. 366 — aufs Romanische übertragen: die *-mente*-Bildung ist offenbar eine relativ späte Erwerbung, wie die Unverwachsenheit im Altprov. und den Pyrenäensprachen (vgl. auch ptg. *á boa mente*[1]), die Unmöglichkeit, von j e d e m Adjektiv ein *-mente*-Adverb zu bilden (auch in den Sprachen, die den Typus reich entfaltet haben), die Konkurrenz von *guisa* im Altspan. *(fiera guisa)*, das Bildungselement selbst *(doucement* ‚sanften Sinnes', warum nicht *cor* ‚Herz', altrom. ‚Sinn, Mut'?), das Bestehen des Akkusativadverbialtypus in alten Wendungen wie *parler haut, sentir mal, mauvais* usw., altfrz. *souef* (neben *souement*), *gras cuit, haut placé* usw., wobei die *-ment*-Bildung stets matter, wissenschaftlicher ist *(tout bonnement — tout bon!, tenir bon; parler long — longuement; soudain — soudainement; trancher net — nettement)*, und dessen fast unbeschränktes Vorhandensein im konservativen Rumänisch (Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* 2, 638) zeigt. Hinzu kommt der schwere Klang der *-ment*-Bildungen, den die frz. Grammatiker stets beklagt haben, von Fr. Wey („ces mots sont presque toujours lents, pesants et sourds, au lieu d'être brefs et dactyloïdes, ainsi que le voudrait la raison, et que l'oreille le désire", zitiert von Plattner 4, 88) bis F. Brunot („Les adverbes en *ment*, si lourds, n'ont jamais passé pour des beautés littéraires", *La pensée et la langue*, S. 600): ein *trancher net, couper court* (engl. *to cut short*) wirkt wie ein spitzer Stich, *parler longuement* wiegt einen in Schlaf. Deschanel hat

[1] Kat. *clarament y bella*, A. Par, *Ztschr. f. rom. Phil.* 45, 84. Beim sp. Adverb verdient angemerkt zu werden, daß nicht nur Verbindung zweier Adverbien durch *y*, sondern auch bei asyndetischer Anreihung *-mente* nur einmal steht: Ortega y Gasset, *España invertebrada* S. 165: *Lo único verdadera, sustantivamente grande que ha hecho España.*

in seinen *Déformations de la langue franç.*, S. 22, nahegelegt, daß das langstielige Adverb *compendieusement*, das eigentlich ,in Kürze' bedeuten sollte, durch Scherz in Racines *Plaideurs* zur gegenteiligen Bedeutung ,weitschweifig' gekommen ist. Die Übereinstimmung von *parler haut* (lat. *magnum clamare*) und *to speak loud, marcher vite* und *to run quick*[1] *vendre cher* und *to sell dear* ist bezeichnend: ,Lautes sprechen, Schnelles gehen, Teures verkaufen' (mit innerem Objekt) sind anschaulicher als ,in lauter Weise sprechen' usw. — im ersten Fall wird am Objekt demonstriert, im zweiten ein Vorgang abstrakt modifiziert. „Wenn das Adverbium irgendwie etwas Meßbares ausdrückt" (Deutschbein), steht das einfache Adjektiv, nur bei Qualifizierung tritt Adverbialbildung ein und auch da nur dann, wenn keine volkstümliche Verbalableitung (*vivoter, vivacchiare* sind lebhafter als *vivre à peine* oder dergl.) oder eine Adjektivdoppelung (it. *pieno zeppo* usw.) oder eine in letztem Grund lokale, also wieder anschauliche Wendung (altfrz. *de legier*, nfrz. *à la Louis XV, parler en ami*, dtsch. *aufs beste, am besten*, span. *á osadas* usw.) zur Verfügung steht. Das Adverb ist also das sprachliche Spiegelbild des Qualitäten feiner differenzierenden, d. h. genus proximum und differentia specifica unterscheidenden, abstraktionsfähigeren Menschen. So erklärt denn auch Strohmeyer, *Der Stil d. frz. Spr.*, S. 118, frz. *heureusement* „als einen viel umständlicheren und spezialisierteren Ausdruck (,auf glückliche Art und Weise') als unser einfaches ,glücklich'" (daher *il dit avec timidité* ,er sagte schüchtern'); man könnte stilistisch adäquat *heureusement* mit ,glücklicherweise' (einem in süddtsch. Mundarten lebendigen Typus) über-

[1] Vgl. noch dän. *jeg gik langsomt* ,ich ging langsam', urspr. ,Langsames'.

setzen[1]. Ich stimme Voßler nicht ganz zu, wenn ihm (*Geist und Kultur in der Sprache* S. 80f.) die Ausbildung des *-mente*-Suffixes „als ein volkstümlicher, langsamer Vorgang" erscheint, „der durch Reflexion vielleicht verzögert, aber keineswegs gestört worden ist": schon das Auftreten des *mente* im Frühvulgärlat. neben *ratione, consuetudine, consilio, ordine, condicione, animo*[2] und der Ersatz des Adverbs durch Präpositionalausdrücke wie *cum integritate* (vgl. noch heute frz. *avec hauteur*, Adverb zu *hautain*), *in veritate, per legem* in

[1] Dtsch. *klugerweise* ist nicht nur ein „deutlicherer Ausdruck" als *klug* Adv., wie Brugmann, *Grundriß* 2, 2, 748 f., meint, sondern es ist oft Satzadverb und kündet die Stimmung des Sprechenden: *klugerweise (glücklicherweise) hat er das gesagt — er hat klug (glücklich) gesprochen;* frz. *etwa heureusement (qu') il a dit — il s'est exprimé d'une manière très heureuse; il était assez prudent pour dire — il a parlé prudemment.* Vgl. noch *il vit heureux* ‚er lebt glücklich' und *il vit heureusement* ‚glücklicherweise lebt er'. Man könnte von einem gelehrten, pedantischen, „glossierenden" Adverb sprechen, wenn man bei Th. Mann, *Der Zauberberg* I, 237 liest: „An solchen innigen Liedchen mochte irgend ein junger Mann Genüge und Gefallen finden, der ‚sein Herz', wie man zu sagen pflegt, erlaubter-, friedlicher- und aussichtsreicherweise irgendeinem gesunden Gänschen dort unten im Flachlande ‚geschenkt' hatte und sich nun seinen erlaubten, aussichtsreichen, vernünftigen und im Grunde vergnügten Empfindungen überließ" (dasselbe ironische *-weise* noch oft bei Th. Mann). [*Der Herr Kollege NN. hat in liebenswürdiger (dankenswerter) Weise sich der Sache angenommen*, ist geschraubter, literarischer, daher auch phrasenhafter als das einfache Adverb.]
[2] Vgl. noch Class. Review 15 [1919] S. 213ff. über „Forerunners of the Romance Adverbial Suffix": *pio pectore, puro corde, animo aequo* etc., ferner Berl. Sitzungsber. 1922 S. 45 ff.

merowingisch-karolingischen Urkunden (Voßler a. a. O.) weisen auf gelehrte Bildungen, ebenso die Lautgestalt des altsp. *-mientre* (neben dem in alter Zeit *fiera guisa* vorhanden ist), Ähnliches scheint Meyer-Lübke (*REW.* 5496) für Süditalien zu vermuten. Der Zerfall des lat. Adverbialtypus im Vlt. scheint mir eine Reaktion des volkstümlich-anschaulichen Geistes, der Wiederaufbau eines solchen im Romanischen die Leistung einer neuen frühmittelalterlichen Verstandeskultur, die im Volke bis auf den heutigen Tag nicht sonderlich verwurzelt ist (vgl. den analogen Zerfall und Wiederaufbau der intellektualistischen Konjunktionen, von Lerch in seiner *Hist. frz. Syntax* glänzend dargestellt): das *-mente*-Adverb ist einer ‚Mentalität' entsprossen, Volkssinn differenziert und qualifiziert nicht. Wenn dennoch das Volk heute *finalement* fast lieber gebraucht als *enfin*, so zeigt das eben die Ver‚bildet'heit des Volkes. Und das Spekulative, das diesem *-mente* anhaftet, tritt auch noch heute in den romanischen Sprachen zutage: sehr schön schreibt die Grammatik der spanischen Akademie (S. 187): „Un istinto, de suyo filosófico á maravilla, nos impulsa á construir con suma propiedad y oportunidad estos adverbios, refiriéndonos, ahora inmediata, ahora mediatamente, á operaciones del ánimo" und zeigt, daß man zwar *antiguamente*, aber nicht *viejamente* (letzteres ist eben rein körperlich und läßt *mens* nicht zu, vgl. frz. *anciennement*, nicht *vieillement*), *primeramente*, nicht *cuartamente* (weil das Beginnen menschlicher ‚Initiative' zu verdanken ist) sagen könne. Wir finden also auch hier die menschlich-geistige Note, wie früher bei *-ément*. Das *-ément* geht nun weiter auf dem Wege der Unvolkstümlichkeit und der Intellektualität, den romanisches *-mente* schon beschritten hatte: es kommt von der ‚Oberschicht', wie Naumann und

Lerch sagen, und dringt ‚ins Volk', tönt dann gleichsam aus dem Wald zurück, so daß es gar nicht mehr als Echo, sondern als Naturlaut erscheinen könnte: *rondément* ist solch ein Pseudo-Naturlaut. Bedenkt man nun, daß Adverbia wie lat. *longē, facile* usw. selbst Kasus von Abstrakten, nämlich von abstrakten Neutra sind, so haben wir dreimal hintereinander einen Neuaufbau der Adverbialkategorie aus mehr oder weniger gelehrten oder ‚gebildeten' Ausdrucksweisen:

I. lt. *longē, facile*
II. rom. *-mente*, asp. *-guisa*
III. frz. *-ément.*

Die „Auffüllung und Bewahrung der grammatischen Kategorien" ist nach Naumann, *Jahrbuch für Philologie* I, S. 63, typisch für eine ‚Bildungs- oder Kultursprache'. Und das Adverb als Kategorie ist etwas Bildungssprachliches[1].

* * *

Moritz Regula macht *Ztschr. f. rom. Phil.* 46, 313 auf einen Fall einer von Maupassant inszenierten Soldatenrede aufmerksam: *Madame Sauvages, la présente est*

[1] [Natürlich meine ich nicht, daß Abstrakta irgendeiner unserer Sprachen, solange wir sie in ihrem historischen Verlauf kennen, abgehen, und ich stimme E. Lewy, *Dtsch. Ltztg.* 1926 S. 1499 vollkommen zu, wenn er sagt, kein Mensch wisse was ‚primitiv' in den Sprachen ist — aber es gibt doch in unseren Sprachen *Primitiveres,* Spuren früherer Geistesverfassung, die von solchen späterer überlagert werden, so, falls Meillet Recht hat, der Dual, auch manches was ich als „Urtümliches" bei den Zahlwörtern in *Ztschr. f. rom. Phil.* 45, 1 ff. nachwies. [Den abstrakten Charakter des Adverbs bestätigen die neuerdings von C. Pult in Festschrift L. Gauchat S. 168 ff. besprochenen, aus Abstrakten auf *-itia, -ura, -tatem* etc. entstandenen rätoromanischen Adverbia (z. B. ‚Wie ist das neue Haus geworden? — Es ist geworden *beletsas, kumodaivletsas, levetsass*' = sehr prächtig, bequem, heimelig', urspr. = ‚lauter Schönheiten, Bequemlichkeiten).]

pour vous porter une triste nouvelle. Votre garçon Victor a été tué hier par un boulet qui l'a censément coupé en deux parts, wobei „das naive Bestreben des Ungebildeten, durch ‚feine' Worte, deren Tragweite er gar nicht einzuschätzen vermag, seine Rede aufzuputzen", vom Schriftsteller gezeichnet werde. Nur denke ich nicht, daß *censément* an Stelle von *carrément* im Sinn von ‚buchstäblich' (das an dieser Stelle doch nicht stehen könnte!) vorliegt, sondern, daß *censément* eine sacht vorbereitende Abschwächung bedeutet (= comme qui dirait) und aus der Bauernrede stammt, vgl. Jaubert: „*Censément*, adv. En apparence, sans doute, comme qui dirait. De *censé* réputé. S'adjoint aux comparaisons pour les appuyer quand elles sont énoncées, ou les indiquer quand elles sont sous-entendues: «Cet homme est venu *censément* comme s'il voulait travailler», ou bien: «Il est venu travailler *censément*», c'est-à-dire en apparence: «Je lui ai dit de m'écrire sa déclaration, il a pris la plume *censément*», c'est-à-dire, comme s'il avait l'intention d'écrire", bei Verrier-Onillon: ‚presque, quasi à peu prés.' Von ‚angeblich', ‚vorgeblich' kommt man leicht zu ‚fast' — aber dies ‚Mißverstehen' der urspr. Bedeutung geht tatsächlich auf das Konto des Mißverständlichen des Gebildetenwortes *censément*. Vgl. auch Sainéan, *Le langage parisien au XIXe siècle* S. 105 über *censément* ‚je suppose' bei Courteline, ferner *urfément* von argotfrz. *urfe* ‚schön' (mit dem ‚gebildeten' *-ément)*.

Hoepffner, *La chanson de sainte Foy* (1926) S. 108 konstatiert das vollkommene Fehlen des *-ment-* Adverbiums in diesem alten prov. Text (es wird durch das Neutrum des Adjektivs oder durch den Typus *ab castitad*, vgl. Anm. zu S. 66, den Fortsetzer des obenerwähnten *cum integritate*, vertreten).

Zu *-elment* > *-ément* vgl. allenfalls afrz. *charnément*.

9. SINGEN UND SAGEN — SCHORLEMORLE (ZWILLINGSFORMELN)

W. Krause bringt die Voranstellung der helltonigen Wortform im Germanischen und Magyarischen mit der höheren Sprechweise des ersten Bestandteils einer solchen Formel zusammen: also *Sang und Klang*, daher *Singsang, Singen und Sagen* mit dem höherer Stimmlage entsprechenden Vokal voran (Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung L 123f; LII 312). Aber wir müßten uns vor allem fragen, wie sich denn nun dies Höhersprechen des ersten Gliedes erklärt. Die zweigliedrige Formel hat etwas Rundes und Geschlossenes: Erwartung wird erregt, dann Beruhigung geboten. Man könnte also das erste Glied als den Erreger der Erwartung ansprechen und so das Heben der Stimme erklären: der Formelausdruck ist noch nicht zu Ende[1] (ge-

---

[1] Hoffmann-Krayer in der Behaghel-Festschrift S. 41: „. . so viel kann gesagt werden, daß der steigende Ton eine seelische Anspannung oder Anregung, der fallende eine Abspannung oder Beruhigung auslöst“, daher baselstädt.

will
i *der!*
wart
aber: *ja,*
ja,
nur
ruhig!

Vgl. denselben Bau (hellerer-dunklerer Vokal) auch in (von Dichtern geprägten) Formeln wie *Leben und leben lassen! Donner und Doria*, wo die betonten Stücke der beiden Teile z. T. gleich sind: *le-, do-*.

nau wie das Heben der Stimme beim Frageton aus dem Gefühl für das Unvollendete des Satzes entsteht, daher wohl auch dann die *i*-Formen so vieler Fragepronomina). Ein solches über eine Sprache oder Sprachgruppe transzendierendes Problem ist aber wohl nur auf breiter Grundlage zu behandeln: bekanntlich haben Pott und van Ginneken schon Zusammenstellungen gegeben, die weit über den Rahmen des Indogerm. hinausgehen, und auf romanischem Gebiet haben zuerst Diez 1851 über „Gemination und Ablaut im Romanischen", zuletzt Fr. Kocher, „Reduplikationsbildungen im Französischen und Italienischen" 1921 sich prinzipiell geäußert. Danach kann nicht zweifelhaft sein, daß auch lautsymbolische Empfindungen bei dieser *i-a*-Verteilung mitsprechen. Wenn van Ginneken einerseits von Dissimilation (différentiation subordonnante du timbre) spricht (*Principes de lingu. psycholog.* S. 390ff.), so hält er doch auch die Lautsymbolik für beteiligt, indem er S. 509 schreibt: „Tantôt il nous semble entendre dans la différence de timbre comme un mouvement en divers sens, p. ex. dans bimbam, tingeltangel et zigzag; tantôt c'est le contraste du grand et du petit, du dur et du doux mélangés ensemble, qui frappe comme p. ex. knibbelknabbel, knipknap, krikkrak, getriptrap etc., mais toujours et encore le fait dessiné se dresse devant nous comme quelque chose de vif qui nous surprend ou nous déçoit mais qui en tout cas sollicite fortement notre attention". Fr. Kocher zeigt nun weiter, daß die Darstellung durch Ablaut dort vorkommt, „wo die Wahrnehmung sich wiederholender, als Einzelmomente deutlich unterscheidbarer, weil explosivartig entstehender Geräusche vorliegt", daher Peitschenknallen, Uhrenticken, Schläge, Klappern von Holzschuhen ablautend dargestellt werden, während bei nicht ablau-

tenden Bezeichnungen das Gewicht „auf der spezifischen Klangfarbe der akustischen Erscheinung“ liegt, daher die große Glocke oder der Trommelschlag bloß durch wiederholtes *a* oder *o*, das kleine Glöckchen durch wiederholtes *i* zum Ausdruck kommt. Man könnte auch sagen: *bimbam* ist eine Kollektivbezeichnung (diesen Ausdruck gebraucht M. Heyne, *Dtsch. Wb.* s. v. *î*), bei der verschiedene Varietäten subsumiert sind, während *bambam* und *bimbim* nur je eine Klangvarietät wiedergeben: *bimbam* ist mathematisch durch die Formel (a + b) x, *bambam (bimbim)* durch (2 a) x oder (2 b) x auszudrücken. Man erkennt hier so recht, wie das menschliche Wort die unendliche Melodie der tönenden Welt abteilt, scandiert, Arithmetik in diese hineinsieht.

An der Tatsache der Ausdrucksweise einer 'Polarität' durch *i—a* in den verschiedensten Sprachen (wie Trombetti, *Elementi di glottologia* S. 237 sagt) ist also nicht zu zweifeln und wie oben van Ginneken fühlt z. B. auch Jespersen, *Symbolic value of the vowel i* (Philologica I [1920], vgl. auch *Language* S. 402): „cf. *clink* and *clank* as the sound of small and big metalic being struck together“. Aber warum stets *Klingklang*, nie **Klangkling?* Oder warum steht die lautsymbolische Darstellung des kleinen Klangs vor der des großen? Diez sagt von der frz. Formel *clin-clan, zigzag*, die er für eine deutsche hielt: „Die Umstellung der deutschen Formel wäre matt gewesen und ist nie versucht worden“, aber warum wäre sie „matt“? Ähnlich Nyrop, *Gramm. hist.* 3, § 17: „on dit *flic flac*, jamais *flac flic*“ — warum? Grammont *Le vers français* S. 204 weist hübsch darauf hin, wie „la force de l'habitude domine les impressions de notre oreille“, indem man stets in das Ticken der Pendeluhr *tic tac* hineinhöre, nicht etwa *tac tic*

höre, wenn die Pendelschwingung nach rechts als Basis genommen wird — aber woher kommt eben diese Gewöhnung? Grammont[1] fährt fort: „Et pourtant *tic-tac* est une excellente onomatopée; le balancier fait entendre en réalité deux petits bruits secs qui forcément diffèrent un peu l'un de l'autre; c'est cette différence qui est indiquée par la modulation que produisent les deux voyelles *i* et *a*". Danach wären *i* und *a* nur gleichsam algebraische Werte, die nichts als die Unterschiedenheit der beiden Pendellaute zu malen hätten, anzudeuten,

---

[1] Grammont spricht *in Le vers français*[3] S. 263 von *a, o, e, õ* als „voyelles éclatantes" und weist auf die Wirkung in *éclatant, fracas, craquer, sonore* hin. Abgesehen davon, daß die 'Krachwirkung' sich nicht einmal im frz. *sonore* nachfühlen läßt, stimmt sie nicht für alle Sprachen: dtsch. *Krach* paßt zu frz. *craquer*, aber kaum etwa *bimbam, Klingklang*. Grammont wollte ja auch nur die Klangwirkungen französischer Vokale schildern. Es scheint mir auch nur *a* im Frz. diese Wirkung zu haben, also *La meute de Diane aboya sur l'Oeta* wirkt ganz anders als *Ouvrait les deux battants de sa porte sonore*. Grammont widerspricht sich auch selbst, indem er *õ, ã* bald unter „voyelles éclatantes" bald unter „sombres" anführt. Tatsächlich schwanken die frz. Nasalen hin und her zwischen der „Krachwirkung" in *fanfare, pompe* und der estompierenden Verschleierung in *silence, onde*. So wird sich denn auch erklären, daß das lat. *-o -onis*-Suffix im Frz. verkleinernde, im Ital. vergrößernde Bedeutung annehmen konnte (frz. *poupon* — it. *donnone*): ein *-one* (mit oralem *o*) drückte von selbst schwere, große Körperdimensionen aus, ein *o* (mit nasalem *õ*) konnte eher verkleinernd werden (diesen Gesichtspunkt hätte ich in meiner Abhandlung *Biblioth. archivi roman.* II/2 heranziehen sollen). So erklärt sich auch, daß der Typus *dondon* — *dondaine, miton* — *-aine* mit *õ* im ersten Glied nur im Frz. vorkommt: schon Diez hob hervor, daß es sich nur um Suffixvariation handle.

daß x + y vorliege, nicht etwa 2 x — aber warum immer *a—i* (= x + y), nie *i—a* (= y + x)? Die Konvention muß einst einen lebendigen Ursprung gehabt haben. Grammont hebt zwar in seinem Artikel *Rev. d. langues rom.* 44, S. 99/100 hervor, daß in diesem von dem sonstigen idg. Ablaut (*e—a* etc.) abweichenden *i—a*-Typus ein Problem liege, erklärt es aber nicht und ich weiß nicht, ob dieser feinsinnige Erfühler des Musikalischen der Sprache seitdem auf dies Problem wieder zu sprechen gekommen ist. Schon die Ausdehnung des *i—a*-Typus auf Sprachen, die nicht den idg. *e—o*-Ablaut kennen, weist auf etwas Urtümliches. Ausdrücklich bemerkt Puşcariu, die Entsprechung *i* für spitze gegenüber *o*, *u* für runde Gegenstände usw. erkläre nicht den Ablaut dtsch. *tick-tack*, rum. *tilinc-talanc* (*Dacoromania* I S. 92).

Nun sind schon wiederholt (z. B. von van Ginneken, Diez usw.) aus den verschiedensten Sprachen Fälle eines allerdings nicht so häufigen Wechsels von *u—a* aufgezeigt worden: lat. *tux tax, nec mu nec ma*, it. *buffa-baffa*, dtsch. *puf-paf*, auch hindustani *dhum dham*. Andererseits haben wir dreigliedrige Ausdrücke *pif-pafpuf* (frz., dtsch. usw.). Letztere scheinen darauf zu weisen, daß die Reihenfolge, wie unsere Gesanglehrer die Vocalisen singen lassen (*a e i o u*), nur eine aus dem künstlichen Alphabet abstrahierte, die natürliche Skala die der Phonetiker: *i—e—a—o—u* ist, wobei *a* als der Normalvokal (der ja auch bei Probesingen usw. normalerweise intoniert wird) bezeichnet werden kann. Schon Heyse hat nach Gerber, *Sprache als Kunst* I 206 *a* als den Vokal bezeichnet, „welcher am meisten ein stetiges, ruhiges Einwirken auf die Seele malt; subjektiv erregt nach der positiven Seite (z. B. der Lust) erklingt i, nach der negativen (z. B. der Unlust) u . . .“.

Thurau, *Der Refrain in der frz. Chanson,* S. 481 erwähnt, daß schon Chateaubriand das *a* als „lettre rurale, première émission naturelle de la voix“ bezeichnet und vor ihm 1785 ein Vaudevilledichter Piis in einer gereimten Phonetik das *a* als Adamslaut besingt:

> A l'aspect du Très-Haut sitôt qu'Adam parla
> Ce fut apparemment l'A qu'il articula.

Auf dieser Natürlichkeit des *a* beruht dann auch nach Thurau die Vorliebe für die Silbe *tã* im frz. Volksrefrain, wobei die Nasalierung durch den Gesang verstärkt oder hervorgebracht wird. *pifpafpuf* ist gleichsam eine zusammengedrängte Skala (daneben auch *u—i—a:* Reuter *rimpel di pumpel di paff). pufpaf* und *pifpaf* scheinen darauf zu weisen, daß der Normalvokal ans Wortende kommen muß, um dem Wort gleichsam das Gleichgewicht zu geben. Die „extremen“ Varianten sind gleichsam Darstellung extremer (abnormaler) Geräusche, die nicht allein zur Wortgebung genügen (im Fall *bimbim, bambam* genügen sie, eben infolge ihres dominanten Charakters). Statt *a* findet man im 2. Glied auch *o* (engl. *tick-tock,* dtsch. *ticktack*), nie das extreme *u*. Die Normalsilbe *paf* ist mit ihrem dunkleren Vokal dem *pif* gegenüber gewichtiger und wirkungsvoller: ein *pafpuf* hätte die crescendo-Wirkung verpufft, auch die Sprache spart, wenn sie rhetorisch wirken will — und das will sie, wenn sie einen Klangeindruck mit der Erregung dieses Eindrucks zusammen wiedergibt — das Beste für den Schluß. Die Sprache spricht crescendo wie der das Wachsen der Verleumdung schildernde Basilio Rossini's [1]. Bei Darstellungen von lange

[1] Man bedenke auch, daß manche Geräusche der Natur und des Menschen im Crescendo verlaufen: etwa das Feuer, das sich langsam ausbreitet, ein Lachen, das aus einem *hihi* in

währenden Geräuschen ist auch die Zweierformel nur eine Abkürzung für eine unendliche Folge von Tönen: *bimbam* = a + b vertritt ein *bimbambimbambimbam* = (a + b) x. Da liegt nahe, daß der schallkräftige Vokal in der Endsilbe steht und gleichsam die nichtaufgezählten a + b kompensiert. In dem bekannten Kanon „Oh wie wohl ist mir am Abend", der in drei *bimbam* ausklingt, kann das letzte *bam* vom Sänger lang gedehnt werden, während ein *bambim* einen jähen, unvermittelten Abschluß gäbe[1] (ein *i*, besonders in der Tiefe, als Fermate lang zu halten, ist bekanntlich sehr schwer). Dagegen wirkt ein *bimbam* mit seiner verhallenden Schlußsilbe wie etwa die Punkte der Schrift: *bimbam* . . Ein *bimbam* ist also vielleicht als Stellvertretung einer endlosen *bimbambimbambimbam* . . . aufzufassen. Das *i* mit seinem „momentanen" Eindruck mußte am Wortende dem Dauer, ja Ewigkeit andeutenden *a* weichen. Der Zusammenhang zwischen Tontiefe und Vokallänge (bzw. zwischen Tonhöhe und Vokalkürze) wird klar aus Trombetti's Bemerkung: „Nella lingua Ewe gli aggettivi, quando si riferiscono ad oggetti grandi, hanno il tono basso e la vocale finale lunga, quando si riferiscono ad oggetti piccoli, hanno il tono alto e la sillaba finale

---

breites *haha* übergeht, daß dem Blitz (der gern durch *i*-Laute symbolisiert wird) der Donner folgt usw. Dagegen ist das *i-a* in den Eselruf (auch frz. *hihan*) hineingehört.

[1] Im Weltkrieg, wo neue Beobachtungen gemacht werden konnten, die in sprachlich-unkonventioneller Weise wiedergegeben wurden, ist z. B. das Rattern des Maschinengewehrs (gewöhnlich *taktaktak*) mit einem solchen Abschlußlaut versehen worden: *takkettakkettakkoniiiiii* (zitiert von Nyrop *Svenska litteratursällskap. förhandl. och uppsatser* 1922 S. 133), wobei die schematisierende Verkürzung auch unterblieb.

breve“. Die zweigliedrigen Ausdrücke wie *bimbam, Klingklang, klipp und klar, singen und sagen* erregen zuerst des Hörers Aufmerksamkeit durch einen die Stille durchbrechenden, vielleicht nicht allzu schallkräftigen Glöckchenton (um einen Übergang von Stille zu Schall zu gewinnen!), worauf eine beruhigte und beruhigende Fermata ertönt. *bim* wirkt gleichsam wie ein schriller, durchdringender Stich (ich habe soeben instinktiv lauter *i*-Silben geschrieben!), wie ein plötzliches Aviso, *bam* dann wie gedehnter Orgelton. Als solcher ist auch das tiefe *g* gedacht, das Loewe in seiner Vertonung der Ballade „Die Glocken zu Speyer“ in der 2. Strophe anwendet: „die Glocke nachahmend“, wie es ausdrücklich heißt, ertönen ganze Töne piano zur Nachahmung der Kaiserglocke, „die lange verstummt, von selber dumpf und langsam summt“. Als dann die kleine Armesünderglocke zum Schluß erklingt, wird dies durch



ausgedrückt — man sieht hier wiederholte hohe *fis*-Figuren, wobei das Verklingen durch die länger ausgehaltene Note gemalt wird. Die Nachahmung der dumpfen Glocke ist also nach dem Typus *bam,* die der hohen nach dem Typus *bim bim* wiedergegeben. Den Typus *bimbam* haben wir in Schöck's Lied „Das bescheidene Wünschlein“, wo das Glockenläuten durch die Oktave in *a* gemalt ist, wobei bezeichnenderweise das höhere *a* beginnt, das tiefere *a* folgt. Die Stille wird durch ein *i* durchschnitten. Dieses Durchschneiden der Stille wird auch durch den Explosivlaut am besten gemalt, daher der Geigenlaut im Frz. durch *zig zin zon* wiedergegeben wird: das *zig* an erster Stelle malt eben eine kleine Explosion, *zin* ist weniger „plötzlich“ und drastisch, der Übergang von Ruhe zu Schall wird durch

den nicht allzu schallkräftigen Vokal gut vermittelt. Wie ich in *Dacoromania* (Cluj 1924) 3, 646ff. ausführte, dient in vielen Sprachen als Darstellung eines Minimalgeräusches und dann der Stille *sip (zipp): nicht zipp sagen*. v. Ginneken scheint mit dem oben zitierten Ausdruck „quelque chose de vif qui nous surprend“, den er allerdings auf den g a n z e n onomatopoetischen *i—a*-Ausdruck münzte, vor allem die Wirkung des *i* beschrieben zu haben.

Es kommt noch etwas anderes hinzu: v. d. Gabelentz *Sprachwissenschaft*[1] S. 250 schreibt, „schon den Urmenschen habe die Außenwelt gelehrt, daß entferntere Geräusche dumpfer klingen als nahe, Geräusche von größeren Körpern dumpfer als solche von kleinen“. Die letztere Erfahrung haben wir schon in ihrer linguistischen Auswirkung (*i* bezeichnet Kleines) gesehen, aber auch die erstere ist von Wichtigkeit: auf sie geht die in allen möglichen Sprachen vorhandene Symbolisierung der Nähe durch helle, der Ferne durch dunkle Vokale zurück, besonders bei den Pronomina (frz. *ci—là*, vgl. Schuchardt *Ztschr. f. r. Phil.* 15, 119; Jespersen, *Language* a. a. O.). Der helle Laut ist also ich-näher, er kommt der Egozentrik des sprechenden Menschen mehr entgegen[1]: die grammatische Polarität ist nach

---

[1] Soll man annehmen, daß überhaupt helltonige Suffixe der Sprache näherliegen als dunkeltonige? Fast möchte man es glauben, sieht man, wie viel häufiger *e—i*-Suffixe im Romanischen sind als die *a—o—u*-Suffixe, z. B. ital. *-etto* häufiger als *-otto -atto*, sp. *-ico* mehr als *-aco -uco* usw. Aber es wird dies daran liegen, daß wir in den romanischen Sprachen eine größere Verbreitung und größere Schöpfungskraft bei den Diminutivbildungen gegenüber den augmentativen (und pejorativen) bemerken, wie man durch Vergleich der §§ 532 und 534 (535) von Meyer-Lübke's

dem Interesse des Menschen an sich selbst als seinem Nächsten ausgerichtet. Bezeichnet die *i*-Variante also etwas dem Sprechenden Näherliegendes, so ist dann selbstverständlich, daß das sprachlich zuerst Auszudrückende in der *i*-Gestalt, auftreten wird: *bim* ist gleichsam 'der Laut, der zu mir her, in meiner Nähe[1], in meiner Rede zuerst klingt' usw. — *bam* 'der sich von mir entfernende, verhallende' 'später zu nennende'; *bimbam* wäre dann nicht so sehr ein abstraktes Hin- und Herschwingen (Jespersen, *Language* a. a. O.: „We may here also think of the word *zigzag* as denoting movement in alternate turns here and there“) als ein Zu

---

Rom. Formenlehre sofort erkennen wird. Woran liegt nun wieder dieser Unterschied? Wohl daran, daß die Sprache vor allem Erwachsenensprache (d. h. vom Standpunkt des Erwachsenen aus gesehen) ist: der Erwachsene hat Kinder, die kleiner sind als er selbst, Größere als er selbst sieht er viel seltener. Das Diminutivum ist von vornherein (für die Eltern) mit der Familie gegeben. Betrachtet man nun die erwähnten Paragraphen Meyer-Lübkes näher, so erkennt man sofort, daß die Diminutiva vor allem *i-e-* — und auch *u*-Vokal zeigen (letzteren z. B. it. *-uccio -uzzo*, rum. *uţ*, astur. *-uco* — was wieder zum Parallelismus *pifpaf* — *buffabaffa* stimmt: die extremen Vokale!), die Augmentativa und Pejorativa vor allem *a, o, u* (besonders auffällig *-icius* > it. *-iccio* verkleinernd, *-uceus* > it. *-uccio* verschlechternd, *-aceus* > it. *-accio* vergrößernd-verschlechternd, wo alle drei Endungen im Lat. Zugehörigkeit bezeichnen).

[1] Auch sonst wird ja gern bei bipolarer Ausdrucksweise das in der Außenwelt Nähere sprachlich zuerst vorgenommen, vgl. z. B. in meinen *Aufsätzen z. rom. Syntax und Stilistik* S. 206ff.: it. *spintoni di qua, spintoni di là, la folla sempre aumentava* [indem] hier Stöße [gegeben wurden], dort Stöße, vermehrte sich die Menge', katalan. *sense dir feste ensà ni feste enllà* 'mir nichts dir nichts', wörtl. „ohne zu sagen: 'geh hieher' noch 'geh dorthin'“ und die

mir-Von mir-Schwingen. Doch wer will alle die Motive sondern, die in ihrer komplexen Verflechtung zu einer Sprachentscheidung beitragen? Darum ist auch gewiß W. Krauses Vermutung vom Hochton des Erstgliedes nicht abzulehnen, sondern nur durch obige Erwägungen zu erweitern.

Gerade für die Formel *singen und sagen*, von der Krause ausgeht, müßte ja noch die Möglichkeit eines Einflusses des Kirchenlateins (*cantare et dicere psallum* in der patristischen Literatur), die Schwietering (*Singen und Sagen* 1908) verficht, geprüft werden — aber soviel ist sicher: daß der *i-a*-Ablaut die Erhaltung der Formel mit dieser Reihenfolge der Glieder begünstigt, während die französische Parallelformel des Mittelalters *chanter et dire* auch umgestellt erscheint als *dire et chanter; singen und sagen* ist auch durch seine Allitteration ein „für den Kampf im Sprachleben besser ausgestatteter Ausdruck", wie Thurau in seiner frz. Verhältnisse behandelnden Abhandlung „Singen und Sagen" (1912)

---

ganz genau entsprechende syntaktische Konstruktion mit Ablaut: sizil. *senza nec tibbi nec tabbi l'ha calatu 'nta lu trabuccu* 'ohne weiteres hat er ihn ins Loch geworfen' (wörtl. 'ohne *tibi* [offenbar der lat. Dativ!] oder *tabi* [künstlich geschaffener Ablaut] zu sagen'). Vgl. auch die Rauchfangkehrerlieder bei Thurau, *Der Refrain* S. 242 mit dem Refraintypus *Ramonez ci, ramonez là,* also dem schon an sich relative Nähe und Ferne durch *i—a*-Ablaut wiedergebenden Wortpaar (ähnlich das Beethovenlied mit dem Refrain *aveque si aveque la marmotte*). Dtsche. Fälle wie *China hin, Arabien her, Märchenland ist überall* (Bonner „Generalanzeiger" 10. XII. 1921) und *Hin- und Hergerede* scheinen umgekehrt das Fernere voranzustellen, aber hier kommt eben der *i*-Laut von *hin* in Betracht, der vor tieferem *her* stehen mußte.

nachweist: die deutsche Spielmannsformel hat sich denn auch länger, eigentlich bis in die Neuzeit, gehalten.
Bemerkenswert ist, daß das musikalische Ablautprinzip *i—a (o)* auch ohne Rücksicht auf den primären oder sekundären Charakter der Ablautbildung durchgeführt wird, also auch dann eintritt, wenn die an erster Stelle stehende Variante ad hoc gebildet, wie Diez sagt, eine „Fiktion" ist (z. B. prov. *trintran* zu frz. *traîner;* brem. *nisenase* 'naseweis'; magy. *lim-lom* von *lom* 'Kram' Simonyi, *Die ungar. Spr.* S. 266). Dieser Sachverhalt deutet darauf, daß die *i*-Variante tatsächlich nur als Variante eines in der Sprache vorkommenden Wortes, also schon von vornherein als weniger konsistente, flüchtige, „fiktive" Augenblicksbildung erscheint. (Umgekehrte Fälle wie it. *così o cosà*, sp. *así ó asado* mit fiktiver *a*-Bildung sind nicht so häufig, stellen sich aber von selbst ein, wenn das Schema *i—a* einmal in der Sprache ausgebildet war.)
Sicher scheint mir, daß wir bei solchen, in allen möglichen unverwandten Sprachen vorkommenden Bildungstypen mit Elementar-Urtümlichem zu tun haben. Ähnlich steht es ja mit den finno-ugrischen Reduplikationen, deren zweites Glied einen Labial enthält (wobei tatsächlich existierende wie „fiktive" Wörter zur Anwendung gelangen): Typus magy. *csiga-biga* 'Schnecke' (zu *csiga* 'Schnecke'), die E. Lewy *Zur finnisch-ugr. Wort- u. Satzverbindung* (1911) (auch mit *m, p, f* im Anlaut des 2. Glieds) zusammenstellt und Schuchardt *Litbl. für germ. u. rom. Phil.* 1919, 400ff. im Baskischen *(zurru-burru, zurru-murru)*, Deutschen (*m, p, f, w: Schorlemorle, Hokuspokus*), Semitischen, Hamitischen, Persischen, Armenischen, Türkischen usw., *Zeitschr. f. rom. Phil.* 34, 217f. auch aus dem Romanischen (ptg. *choldra boldra*) belegt. Schuchardt sagt

sehr richtig: „Die allgemeine Erscheinung muß auch eine allgemeine Ursache haben“ und findet sie in dem speziellen Fall „in dem Bestreben, jedem der beiden Wortteile — was bei den gewöhnlichen Zusammensetzungen nicht geschieht — seine Selbständigkeit zu wahren, sie möglichst auseinanderzuhalten, was eben durch den vollkommenen Lippenverschluß am besten geschieht“. Diese Erklärung möchte ich nun nicht unterschreiben: jene reduplizierten Wörter geben ein Diptychon statt eines einheitlichen Wortbildes, aber doch jedenfalls so, daß Bild Nr. 2 (also z. B. *-biga* in *csiga-biga)* schon durch den Reim als Folie oder Abklatsch von Nr. 1 gezeichnet ist, also ganz anders wie beim Typus *Klingklang*, wo *kling* die Variante von *klang* ist. Warum sollte nun gerade bei diesen fiktiven Nachklängen eine Wort-Selbständigkeit angestrebt worden sein, die bei den sonstigen auf Konkretion hinzielenden Kompositionsbildungen unerhört ist? Und wären gerade die Labiale mit ihrer geringen Aussprachsenergie das richtige Mittel, um durch den „vollkommenen Lippenverschluß“ die Wortbestandteile zu sondern? Da wäre die *k*- oder die *t*-Reihe besser am Platz (Grimm, *Dtsch. Gr.* III, 1). Gerade die lockere oder schlaffe Aussprache der Labialen scheint mir eine andere Erklärung nahezulegen: wir haben es ursprünglich mit l a l l e n d e n V e r l ä n g e r u n g e n des Wortes zu tun, wie wir sie bei Kindern beobachten können (vgl. auch den Typus *schlampampen*, Weise, *Ztschr. f. dtsch. Wortforsch.* 2, 10; H. Schröder, „Streckformen“ S. 212, den ich allerdings nicht als Streck-, sondern als Echo- oder Verlängerungsform erklären würde: also nicht *schl[amp]ampen*, sondern *schlamp[amp]en)*, ähnlich das röm. *trainanà* statt *traină* bei Meyer-Lübke, Einführ. in d. Stud. d. rom. Sprachen, 1901 S. 80): wie

häufig unterhält sich das Kind (oder unterhält man infolgedessen das Kind) damit, ein gegebenes Wort abzuwandeln, etwa *Kasten-Basten-Wasten*, *Nasi-Pasi* ‚Näschen‘ usw., wobei als leichtest sprechbare zuerst Labialformen zum Vorschein kommen mögen — ein Spiel, das zu den «rimes couronnées» im Frz. führt (*prenez en gré mes imparfaits faits, faits*, Nyrop I § 509), aber auch sonst in der scherzhaften Konversation der Erwachsenen anzutreffen ist (z. B. *t'as tort, Totor*, Bauche, *Le langage popul.* S. 163)[1]. Beliebt ist ja auch das oftmals wiederholte Herunterschnellenlassen der Unterlippe des sprechenden Kindes, wobei ein *babababa* oder *wawawawa* entsteht. (Vgl. romanisches *baba* 'Geifer', dtsch.-mdartl. *babern* 'plappern' usw.). „Von den Konsonanten werden zuerst die Labialen, dann die Dentalen, endlich die Gutturalen richtig wiedergegeben“, sagt Meringer („Aus dem Leben der Sprache“ S. 215) von der Kindersprache, d. h. der Periode der Sprachnachahmung beim Kinde — was sich ohne weiteres daraus erklärt, daß die Labialen die „sichtbarsten“, am Gesicht der Erwachsenen am leichtesten ablesbaren und auch am mühelosesten aussprechbaren Konsonanten sind. Auch nach Gerber, Sprache als Kunst I 210 stehen die Lippenlaute den Vokalen am nächsten, sie „zeigen sich deshalb weniger entschieden zur Ausprägung der Bedeutung; sie fordern nur geringe Anstrengung des Organismus und erscheinen daher als Symbole für das Schwächere: Bedeutungsloses Lippenspiel, wie Heyse sagt, wird durch Wörter angedeutet, wie babbeln, plappern, blubbern“. Da die zweiten Bestandteile unserer Komposita nichts Inhaltliches zu den ersten hinzufügen, so wird verständlich,

[1] Ähnlich rum. *treanca-fleanca, hurduc-burduc, hodoronc-tronc*, Puscariu, *Dacoromania* I 93.

warum „bedeutungsloses Lippenspiel" gern in diesen nachhinkenden Wortstücken Labiale formt. Kann es ferner ein Zufall sein, daß von den bei Nyrop I § 509 aufgezählten reduplizierten Wörtern der Kindersprache so viele mit Labialen gebildet sind *(bibiche, bébé, bobo* usw.), daß auch die Dichterschule der Plejade mit Vorliebe labial anlautende Verba nach antikem Vorbild redupliziert hat *(flofloter, babattre, pepetillant,* vgl. Nyrop) und daß der alles doppelt sprechende Apotheker in Molière's *Monsieur de Pourceaugnac* I/15 ruft *C'est un petit clystère, un petit clystère, bénin, bénin?* Besonders *m* malt ja gern die Schlaffheit („mollesse et langueur"), wie Grammont l. c. S. 297 an frz. Versen dartut *(Elle meurt dans mes bras d'un mal qu'elle me cache,* Racine) — und nicht umsonst finden wir so oft den labialen Nasal bei den Doppelbildungen (*zurrumurru, Schorlemorle,* frz. *pêle-mêle,* engl. *huggry-muggry* usw.) und dieselbe Wirkung mag das (besonders bilabiale) *w* haben (daher dtsch. *hudriwudri*). „Unter den Lauten der kindersprachlichen Doppelungen treten die labialen und dentalen Konsonanten auffallend häufig auf", sagt Fr. Kocher S. 54, und ich denke, die Wörter mit Labialen sind für das Kind noch wichtiger, daher oft ursprünglicher als die mit Dentalen (frz. *papa maman* gegenüber *tante*). Der Zusammenhang der kindersprachlichen Reduplikation mit der kindersprachlichen Labialbevorzugung scheint mir also beweisend für die Entstehung des Typus *Schorlemorle, zurruburru, csiga-biga* aus jenen primitiven Lallreimen, bei denen der Silbenteil von dem Tonvokal an wiederholt wurde, ohne daß man sich Mühe nahm, den ursprünglichen Konsonanten zu wiederholen. Es wurde als passepartout-Konsonant der „kindliche" Labial vorangestellt. v. Ginneken, *Principes de ling. psych.* § 489 zitiert Kom-

positionsbildungen wie engl. *hiddy-giddy*, niederl. *relle-bellen* wo das erste Glied das „fiktive" ist und durch Vorsetzung einer „consonne pâle" (*h*, das dann auch schwinden kann, oder *l*, dies der typische Lallaut) aus dem zweiten erschaffen wird. Auch diese Bildungen widersprechen Schuchardts Ansicht von der Autonomie der Kompositionsglieder — im Gegenteil, das fiktive, spielerisch angefügte wird möglichst schematisch angedeutet, vom Sprecher als „quantité négligeable" behandelt[1].

Fraglich ist, ob man mit Meringer nicht an eine Einwirkung der Kindersprache auf die Erwachsenensprache glauben soll, die ja umgekehrt dem Kinde gegenüber Geberrolle spielt, oder an eine primitive sprachliche Erleichterung, die sich die Erwachsenensprache gönnt und die besonders gut an der unbeherrschteren Sprache der Kinder sich konstatieren läßt (ebenso etwa wie Versprechungen Kind und Erwachsenem gemeinsam sind, aber bei jenem sich leichter hervorwagen).

[1] Die Gewöhnung an das Alphabet bringt oft auch beim spielerischen Sprechen (der Kinder?) ganze Wortlitaneien hervor, wie sie Dickens in *Our mutual friend* zur Malerei nicht existierender Klienten einem Advokatenschreiber in den Mund legt: *Mr. Aggs, Mr. Baggs, Mr. Caggs, Mr. Daggs* usw.

* * *

Die Auffassung Jacobsohns (Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. 54, 102): „Die Labiale stehen hinsichtlich ihres Eigentons [gemeint wohl: Schallkraft?] zu den meisten andern Konsonanten wie der Vokal *a* zu *i*" kann ich nicht teilen. Die Labialen sind durch das Saugen des Kindes am ehesten eingeübt, daher sich auch der Typus *mam* so leicht für ‚Essen', ‚Trinken', aber auch für ‚Mutter' einfindet (Debrunner, *GRM.* 14, 331, der auch von *Klingklang* usw. richtig sagt: „ihr Wechsel *i—a* ist wohl zugleich Nachahmung des Naturlauts [Geräusche aus der Ferne tönen dumpfer] und symbolische Andeutung der Annäherung und Entfernung.")

10. PARONOMASIE IM SPANISCHEN

L. Weigert, *Untersuchungen zur spanischen Syntax*, S. 106ff. ist gewiß auf dem richtigen Wege gewesen, wenn er die Wendung *al volver que volvió* u. ä. als Kontaminationsprodukte auffaßte: *al volver que volvió a Italia* = „beim Zurückkehren (wie er [ja tatsächlich] nach Italien zurückkehrte)" + *al volver que hizo* „bei der Zurückkehr, die er vollführte", erschlossen aus sp. *a la vuelta que dió* und aus altfrz. *al partir que il faiseient*, vgl. übrigens it. *al guardare che aveva fatto* u. dgl.). Immerhin ist damit zwar die psychologische Radix des Irrtums (der Kontamination) aufgedeckt, nicht aber der stilistische Grund erschlossen, der die Sprache dazu getrieben haben kann, eine so abenteuerliche Konstruktion zu wagen, vollends eine Vorstufe zu überspringen, die vorderhand nicht belegt ist *(*al volver que hizo)*[1], während die auf ihr angeblich fußende Konstruktion uns erhalten ist. Daß gelegentlich die Mehrdeutigkeit eines *en llegando, al volver* durch Hinzufügen eines *que llegue, que volvió* behoben worden sein mag, wie Weigert annimmt, mag stimmen; aber in vielen seiner Beispiele wäre eine um die eingeklammerten Stücke verkürzte Stilisierung genau so un-

---

[1] Daß ein solcher Übergang *„al volver que hizo"* > *„al volver que volvió"* praktisch möglich ist, zeigt etwa eine ptg. Stelle wie Gonzalvez Vianna, *Palestras filológicas*, S. 49: *¿outra, todavia outra razão . . ., que a mim me parece de maior peso* ***explicando***, *como o leitor verá que* ***explica***, *perfeitamente a troca de um pelo outro vocábulo'*. Schon in Cervantes, Don Quijote, ***andando*** *tan en su servicio como* ***andamos*** etc.

mißverständlich gewesen: *al volver (que volvió) Monipodio, entraron con él dos mozas; dijo* (sc. Sancho) *tambien como su señor, en trayendo (que le trayese) buen despacho de la señora Dulcinea del Toboso, se habia de poner en camino a procurar como ser emperador* . . . . . Der stilistische Grund für diese zwei vom selben Verbalstamm kommenden Formen ist der Gleichklang dieser Formen und nichts anderes. Der Gleichklang bringt im allgemeinen den Gedanken an eine Beziehung hervor, er löst die eine gegebene Handlung in zwei anscheinend getrennte, aber übereinstimmende auf, legt in unserem Fall einen Vergleich nahe zwischen der theoretischen Möglichkeit einer Handlung und deren tatsächlicher Durchführung: *en trayendo* ist gewissermaßen das allgemeine Thema, *que trayese* dessen spezielle Bearbeitung. Es wird zuerst das *volver* in den Blickpunkt unserer Aufmerksamkeit gerückt, dann dies von einer bestimmten Person zu einer bestimmten Zeit als verwirklicht ausgesagt. Genau so bildet in den bekannten Fällen wie it. *dispiacere non mi dispiace* das *dispiacere* das allgemeine Thema, das dann durch *non mi dispiacete* ausgeführt wird; ebenso volksfrz. *pour une sale bête, c'est une sale bête*. Die Sprache verfährt anscheinend ziemlich schwerfällig[1], indem sie statt einmaliger Formulierung

---

[1] Diese lautliche Wiederholung wird in volkstümlicher asturischer Rede durch Wiederaufnahme des finiten Verbs mit dem Gerundium desselben Verbalstamms bewerkstelligt: García-Lomas, *Estudio del dialecto popular montañés* s. v. *agoler* erwähnt folgende Periode: „*Corrió la voz del caso, y sabiéndolo la moza fué a los palacios del Rey a pedir josticia contra la bruja, y pidiéndola, salieron ceviles por toas partes, cogieron a la pícara y la quemaron juntamente con la figura de cera, y quemándolas a las dos, se con-*

eines Sachverhaltes erst gewissermaßen ein Thema aufs Tapet bringt, dann es einer Lösung zuführt, aber sie erreicht damit das Ziel, auf Grund der Vergleichung von Thema und Spezialfall eine möglichst definitive, weil wohlüberlegte Lösung zu geben und die definitiv fertige [1] auch durch den lautlichen Klang zu erhärten.

---

virtieron en una banda de enemigos malos que ajuyeron agoliendo a azufre". Auch hier ein Rekapitulieren, ein Thesaurieren, das erst das Bekannte wegschiebt, bevor zu neuem fortgeschritten wird — zweifellos schwerfällig-bäurische Rede.

[1] Die theoretische, auf genaue Abgrenzung des Wortsinns eingestellte Psyche des Sprechers zeigt sich besonders dann, wenn ein Wort der Partnerrede gewissermaßen unter die Lupe genommen wird: z. B. Gascón, *Cuentos baturros*, 130, ertönt auf die Frage „*¿Vive aquí el padre Mariano?*" die komische, schulmeisterliche Antwort: „*El padre Mariano está en el convento; pero vivir aquí no vive naide mas que el padre retor*". Die Stelle ist zu den (*Aufsätze* a. a. O.) wegen der Interpunktionslosigkeit angeführten hinzuzufügen. Der Infinitiv ist so recht der Ausdruck eines allgemeinen Themas. Ferner erhellt der definierende Charakter des vorangestellten Begriffs aus dem *lo que es* „was betrifft (unter den Begriff fällt)", a. a. O. Das Unter-die Lupe-nehmen eines Wortes, dessen Anwendbarkeit im Einzelfall geprüft wird, vollzieht sich oft in mehreren Absätzen; man sieht gewissermaßen, wie der Beobachter des Wortes immer mehr in das Wesen des Wortsinns eindringt: in Rodriguez Marín's *Cuentos populares españoles* 2, 117, erteilt ein Viehhändler auf die Bemerkung eines Käufers, seine Schweine *son flacuchos*, die Antwort: „*Gordos, gordos, que digamos gordos, no son gordos, pero son gordos!*" Ähnlich Pereda, *Don Gonzalo González de la Gonzalera*, S. 13: „*¿Qué demonio de coscojo se te ha metido en la mollera con esa feria dichosa, de un més acá? — Coscojo, coscojo, por decir coscojo, no es tanto como a usté se le figura el*

Warum heißt es nicht: *pour une sale bête, c'en est une?* Weil die Sprache die Übereinstimmung einer allgemeinen Erfahrung mit dem speziellen Fall durch die lautliche Übereinstimmung malt. Wie nun eine Zwischenstufe mit .... *c'en est une* nicht notwendig vorausgesetzt werden muß, so auch in *dispiacere non mi dispiacete* kein *dispiacere non mi fate*, das auch nur selten belegbar ist (vgl. meine *Aufsätze* S. 138), und so auch zu span. *al volver que volvio* kein * *al volver que hizo*. Allerdings ist soviel richtig, daß ein *al volver que volvió* ein **al volver que hizo* insofern voraussetzt, als eben das *al volver* ein Akkusativobjekt zu *volvió* darstellt, das durch den effektiven Charakter, der in jedem Verb liegt („produzieren, bewirken, vollführen") ermöglicht ist. Aber dies **al volver que hizo* brauchte bloß latent zu bleiben, brauchte nicht sprachlich vorzuliegen. Genau so hat sich der Typus „ein Leben leben" im Germanischen und Romanischen ausgebildet, ohne daß man etwa die Analogie von „ein Leben führen" anführen müßte. Die effektive Kraft jenes Verbs genügte, um jenen Gleichklang Verb + Verbalsubst. hervorzubringen. Im Grunde ist ja unser *al volver que volvió* auch gar nichts anderes als der altromanische, von Leiffholdt *(Die Fig. etym. im Rom.)* belegte Typus *vivir una vida:* denn *al volver que volvió* ist nur eine spezielle syntaktische Gestaltung eines **volver un volver* ‚die Zurückkehr bewirken', das selbstverständlich ebensowenig gesagt worden sein muß wie **al volver que hizo*. Wir haben es also mit

---

que a mí me ha entrao" und im Ptg.: Julio Dantas, Dramat. Dichtungen (*ed. L. Ey*, 1920, S. 46): „Marialva: *Veja lá se quer o cavalo assim mesmo* . . . Romão: *Lá querer, querer. Isso de não ter vista não estorba* . . .", offenbar elliptisch: ‚Nun wollen, wollen, das grade nicht, aber. . . .'

einem Überspringen grammatischer Zwischenstufen zu tun, womit man ja auch sonst gelegentlich, allerdings zu selten in der Sprachwissenschaft rechnet (so etwa bei der Erklärung von frz. *amusette*, *devinette*, das man nicht erst auf **amuse*, **devine*, von dtsch. *der gestirnte Himmel*, das man nicht erst auf **stirnen* zurückleitet). Dies Überspringen der Zwischenstufe wird natürlich nur gewagt werden, wenn sich ein positiver Lustgewinn bei der Bildung erringen läßt: etwa die Freude an der Diminution in amusette, die am Gleichklang in *vivir una vida, al volver que volvió*. Diese Klangfreude ist so recht volkstümlich-naturalistisch, wie denn das Volk allenthalben seine Freude am Reim hat; es ist bezeichnend, daß wir die Konstruktion bei dem Realisten Cervantes oder in einer *gracioso*-Rede bei Calderon (*Mágico prodigioso*, v. 1073: *en dando que den las doce*, wozu Morel-Fatio in seiner Ausgabe 1877 bemerkt: „Je ne connais pas cette locution, qui semble populaire et que Vera Tasis a jugé convenable d'éviter") finden. Vgl. auch das andalusische *en ayegando que ayegue er caso* (Rodriguez Marín, *Chilindrinas*[1], S. 227). Ich möchte es eine Art materialistische Sprachgeschichtsschreibung nennen, wenn tatsächlich die Zwischenstufen als Realitäten konstruiert werden, statt sie als psychisch latent zu behandeln. Die Darstellung Weigerts vergißt daran, daß die grammatische Form des Gleichklangs syntaktisch eine ebenso starke Macht darstellt wie sonstige syntak-

[1] Dieses Beispiel zitiert der Autor selbst in seinem Kommentar zu Cervantes, *Rinconete y Cortadillo*, S. 416, zusammen mit dem anderen aus seinen *Chilindrinas*, S. 235: *„cuando clabó que clabó en el aro der seaso las tiseras en figura e crus"*; ist letzteres aus einem *„al clavar que clavó"* zu erklären oder spielt der Typus *„charla que charla"* 'er schwatzte nach Herzenslust' (in meinen *Aufsätzen*, S. 198) mit?

tische Beziehungsmittel. „Kontamination“, Befleckung, liegt also nicht vor, denn die Konstruktion mit dem Gleichklang ist mindestens ebenso „rein“ und ursprünglich wie die „unkontaminierte“.

Suchen wir eine Parallele außerhalb der romanischen Sprachen, so greifen wir etwa zu dem schönen Buch von Reckendorf, *Über Paronomasie in den semitischen Sprachen* (1909), der in den von ihm behandelten Sprachen ein viel reicheres Material zutage gefördert hat als wir in den romanischen Sprachen antreffen, der aber schon durch den Untertitel seines Werks „Ein Beitrag zur allgemeinen Sprachwissenschaft“ angedeutet hat, daß die in den semitischen Sprachen vorkommenden Erscheinungen nicht auf diese beschränkt sind. Auf S. 8 sagt er: „Beziehungsreich ist die Paronomasie auch, insofern schon das bloße Wiederklingen der gleichen Wurzel ein Bindemittel für die betreffenden Glieder des Satzes bildet und öfters sogar das einzige. Da sie nicht nur frühere Vorstellung, sondern auch deren Klang reproduziert, erleichtert sie durch Einprägung des Klanges das Merken des Inhaltes und macht die Einheit des Gedankenablaufs im Satze eindringlich“, S. 21: „Betrachten wir Ausdrücke wie ‚der Mann tötete ein Töten . . .‘, ‚ein arabischer Araber . .‘, so scheinen das auf den ersten Blick Binsenwahrheiten zu sein. Dennoch ist das Ergebnis solcher Denkübungen nicht = O, sondern besitzt einen positiven Wert, unter Umständen sogar einen sehr starken. Den Wörtern ist nämlich im Gebrauche eine gewisse Spielweite gelassen, und sie dürfen nicht immer auf die Wagschale gelegt werden; sie werden z. B. nachlässig oder hyperbolisch angewendet. Daher fügen wir im Deutschen nötigenfalls das Wort „wahr“ oder dergl. hinzu („das ist ein wahrer Unfug“) und wollen damit

sagen, daß das Hauptwort reichlich überlegt ist und alle seine Kennzeichen im vorliegenden Falle zutreffen. Dasselbe leistet im Semitischen in zahllosen Fällen die Paronomasie. Das eine Element der paronomastischen Verbindung ist das Ergebnis einer Prüfung des andern; es soll damit einer Anzweiflung begegnet werden. Es ist also ein Neuschaffen, und zwar dient es der Erhöhung der Gewißheit; es ist alsdann die Existenz oder Lückenlosigkeit oder Eindeutigkeit festgestellt"[1]. Es kann nicht meine Aufgabe sein, für alle paronomastischen Typen Reckendorfs Parallelen in der Romania zu suchen: ich begnüge mich damit, darauf hinzuweisen, daß die oben erwähnten romanischen Konstruktionen sich auch im Semitischen finden; zu dem ital. *dispiacere non mi dispiacete* hat schon Ebeling (Probleme d. rom. Synt., S. 129) den parallelen hebräischen Typus angeführt (der im einzelnen übrigens etwas anders geartet ist): zu ‚Zaid tötete ein töten', bemerkt R., S. 100: „In jedem Verbum, auch dem starren Zustandsverbum, liegt der allgemeine Gedanke des Produzierens einer Tätigkeit, und er ist es, der das innere Objekt regiert. Es ist die freieste Verwendung eines Akkusativs; jedes Verb kann ihn regieren", vgl. oben das über *vivir una vida, al volver que volvió* Gesagte. Mit letzterem ist nun ganz gleich geartet arab. ‚er beschützt ihn im Winter, wenn es (eig. er) Winter wird' = ‚wenn er eintritt', ‚jener Dampf rührte von der Verdunstung des Wassers her, als es verdunstete', hebr. *rōzēach ăscher jirzach ess rēēhu* ‚einer, der seinen Nächsten totschlägt', *ērez mĕ-*

[1] [Solche gehäufte Ausdrucksweise entstammt also einer „Enttäuschung am Wort" wie die im Gegenteil sparsame e m p h a t i s c h e Rede, über die ich mich — nach Dornseiff und Voßler — *Lbl. f. germ. u. rom. Phil.* 1926 Sp. 88 und *Dacorom.* 4, 667 f. geäußert habe.]

gurējhem ăscher goru vōh, das Land ihres Aufenthaltes, in dem sie sich aufgehalten haben' (S. 154—155), *hajauzē ăscher jēzē middalssēj vējssi* ‚derjenige, der aus der Tür meines Hauses herauskommt' (S. 162). Mit *pour une sale bête, c'est une sale bête* vgl. arab. ‚Besitz bei uns ist kein Besitz' (S. 174), mit der semitischen Paronomasie als Ausdruck der Reziprozität vgl. frz. *vis-à-vis,* sp. *de solo a solo,* mit den distributiven Ausdrücken, die durch Wiederholung eines Substantivs die Entstehung der Vielheit vor unseren Augen malen (S. 146), it. *man mano, andar paese paese* etc. (hierzu vgl. meine Aufsätze S. 200 und Rohlfs Zschr. 1922, 512), mit der dialogischen Paronomasie fr. *qu'est-ce qu'il y a? — il y a que . . . .*

* * *

Wie ich nachträglich aus der „Antología de prosistas castellanos" Menéndez Pidal's ersehe, ist dieser auf S. 148 Anm. 1 auf die Wendung „en llegando que llegue" zu sprechen gekommen und hat das *que* anders als ich oben erklärt, nämlich nicht als Relativ, sondern als temporale Konjunktion im Sinn von *luego que.* Der Konjunktiv muß dann der auffordernde wie bei Annahmen sein: „im Kommen, angenommen (vorausgesetzt) daß er komme'. Auf diese Weise vermeiden wir die Konstruktion der nirgends belegten Zwischenstufe mit *hacer.* Auch *cuando clabó que clabó . . .* würde klar, nämlich als Anreihung zweier gleichwertiger Nebensätze. Welche Auffassung auch richtig sein mag, immer bleibt die Erscheinung des Gleichklangs bemerkenswert: der Sprecher will erst nach gründlicher und definitiver Formulierung der Prämissen (zeitlichen Umstände, Bedingungen usw.) zu Neuem fortschreiten.

---

11. GRAMMATISCHE RÜCKDATIERUNG IM SPANISCHEN

SÖDERHJELM, Neuphilologische Mitteilungen 1914, S. 133 hat Visings, *Die realen Tempora der Vergangenheit*, und Meyer-Lübkes Auffassung, *Rom. Syntax*, § 105, von dem Bescheidenheitsimperfektum des Romanischen bestritten[1] und Fälle wie it. *Cosa fate voi qui? — Veniva in traccia di lei* als einfache Attraktion erklärt, indem „der Sprechende sich in eine Zeit versetzt, welche er im Verhältnis zu derjenigen, in der er spricht, als eine vergangene ansieht" — mit *veniva* versetze sich also der Gefragte in die dem Dasein vorhergehende Zeit seines Kommens. Söderhjelm scheint also die Erklärung des Imperfekts aus Attraktion und die Erklärung aus Bescheidenheit als einander gegenseitig ausschließend zu betrachten. Das ist aber nicht der Fall; wir können seine Erklärung annehmen, ohne die Visings und Meyer-Lübkes zu verwerfen. Die Rückdatierung wirkt eben bescheiden: wenn ich *veniva*... übersetze mit „ich wollte eben mal kommen", so drückt der Deutsche damit aus: „ich hatte wohl diese Absicht (aber ich verwirklichte sie erst, bis ich von euch eine Einwilligung erhalten hatte)", wo der Italiener einfach ein *Imperfectum de conatu* setzt. Es ist ja bezeichnend,

[1] Ich habe *Ztschr. f. rom. Phil.* 35, 193 ff. anläßlich des Gebrauchs des Impf. parallel mit dem Präsens in den Romanzen viele einschlägige Belege gebracht, aber nicht genügend bestimmt zu Söderhjelms Ansicht Stellung genommen. Ähnliche ital. Fälle bespreche ich in meiner *Ital. Umgangssprache*, S. 73.

daß der Italiener daneben auch *volevo* sagen kann: das so deutliche Beispiel Meyer-Lübkes aus den *Promessi sposi: „volevo dire, non intendo dire, cioè volevo dire“* hat S. durch Weglassung des Beistrichs vor *cioè* verunstaltet und total mißverstanden, wenn er übersetzt: „ich vermag nicht zu sagen, was ich sagen will (wollte)“; richtig ist die Interpunktion: „ich wollte sagen, ich sage nicht etwa, ich wollte nur sagen“ oder mit Umsetzung des bescheidenen Imperfekts in ein lexikalisch bescheidener wirkendes Verb: „ich denke mir, ich sage nicht, ich denke nur“ oder dergl.[1]. Gern sei S. zugegeben, daß die drei französischen Beispiele Meyer-Lübkes anders, nicht als Bescheidenheitsimperfekta, aufzufassen sind. Vollkommen daneben getroffen hat aber S. bei der Beurteilung des spanischen Falles: *„pronto aquí, lerdas . . . ¿Dónde estábais?“* was er mit Verkennung der Bedeutung des span. *donde* übersetzt: „von wo waret ihr?“; vielmehr: „wo wart ihr bisher?“; fürs Spanische hat Lenz, *La oración y sus partes*, S. 445 schon an Fälle, wie den Ruf der chilenischen Erdäpfelverkäufer: *„Le treyamoh (traíamos) papah, señorita!“* und an das Imperfektum *de conatu: moria = casi mu-*

[1] Vgl. bei Wunderlich, *Unsere Umgangssprache*, S. 202, das über „ich wollt ihne zu eme Spaziergang abhole, ich hab gedenkt“ Bemerkte: „Wunsch und Meinung rücken uns in der Form des Präsens unmittelbar auf den Leib . . . .; indes sie in der Form des Präteritums gewissermaßen nur aus der Ferne gezeigt werden“. Dieselbe Abschwächung bewirkt auch futurische oder potenziale Ausdrucksweise: deutsch „ich werde die Herren nun bitten“ = ich bitte die Herren; „ich hätte für später untertänigst jemand anzumelden“, wie sich ein Diener in dem altösterreichisch-höfische Gepflogenheiten wiedergebenden Lustspiel „Der Schwierige“ von Hofmannsthal ausdrückt.

rió[1] erinnert, und die Bescheidenheitsnuance wird ausdrücklich von einem so ausgezeichneten Kenner des Spanischen wie Menéndez Pidal schon für den Cid-Satz „*yo que esto vos gané bien merecia calças*“ gefordert und als „*matiz hoy subsistente*“ bezeichnet (*Poema del Cid*, S. 354), ähnlich Hanßen, *Gramática hist.*, S. 227, während E. Richter, *Krit. Jahrb.* 8, I, 81 sich Söderhjelm gegenüber mehr zustimmend zu verhalten scheint. Ich belege hier noch aus der neueren volkstümlicheren Sprache das Imperfekt, vorerst in der typischen Situation des „Auftretens“ einer Persönlichkeit, die den Grund des Kommens darlegt: Frontaura, *Galería de matrimonios*, I, 149: „*¿Quería usted also? — Cuanto gusto tengo en conocer a usted. — Gracias, señora . . .*

[1] Ich glaube, auf diese Weise wird das Impf. der Bescheidenheit besser erklärt als durch Lerchs Auffassung (ZRPh. 42, 423) eines frz. *je venais vous prier* als Ausdruck einer lebhaften Vorstellung: „stelle dir vor, wie ich kam“. Mit dem Impf. will der Sprecher grade keine Aufmerksamkeit, keine lebhafte Vorstellung seines Hörers erregen, im Gegenteil „*s'effacer*“, seine Selbstunsicherheit in dem nun einmal unternommenen Wagnis bekunden. Lerchs Übersetzung „ich kam nur so“, bei der das demonstrative „so“ ja nur mehr „von ungefähr“ bedeutet, trifft auch ganz gut den konativen Charakter der Ausdrucksweise. Lerch fragt sich „warum steht in diesem Fall Impf., nicht Perf.?“ Nun, wir werden im folgenden span. Beispiele mit Perf. finden. Wenn allerdings das Impf. häufiger ist, so liegt dies an der in diesem Fall weniger stark dynamischen, vielmehr phantasievollen, gedankenmäßigen Wirkung des *je venais*. — Die Rückdatierung kann in einzelnen deutschen Mundarten noch gesteigert werden, indem vom übergeordneten Verb abhängige Infinitive gleichfalls in die Vergangenheit versetzt werden: rheinländisch „ich wollte mal zu Ihnen gekommen sein und gefragt haben“, vgl. *Zeitschr. d. allg. dtsch. Sprachvereins*, 1908, Sp. 381 f. und 1922, Sp. 149 f.

Pues yo venía . . . no he querido venir antes, pero como hoy he venido a ver todos los inquilinos . . ." (der Sprecher überbietet sich in zögernd-schüchternen Höflichkeiten). Gascón, *Cuentos baturros*, I, 133 (beim Eintritt gesprochen): „*Venía a ver si quería predicar el sermon de la fiesta del pueblo:* IV, 74, „*Veníamos a ver si nos alquilaba usted unos borricos*"; statt einer Tat, einem „drastischen" Auftreten (*vengo*) sehen wir bloß eine Absicht, ein zögerndes Wollen, das erst von der Sanktion des Partners die Verwirklichung abhängig macht. Zugleich liegt eine Höflichkeit darin, daß man das Verb des Kommens dem Standpunkt des Partners entsprechend herrichtet, es in dessen Sinn in die Vergangenheit setzt. Jedes Auftreten einer Person, das ja mit Zwecksetzung und daher mit einem bestimmten Willen zu tun hat, wirkt zu stark dynamisch, wie ein Revolver-auf-die Brust-setzen auf die Gesprächspartner, das Publikum, als daß nicht eine Abschwächung notwendig wäre: so wird das Imperfektum genau so zu einer Eröffnungsform der Rede wie ein *ich bitte* (vgl. hierüber meine *Ital. Umgangssprache*, Kap. I). Daher steht das Präteritum denn auch gern am Anfang von Vorträgen dort, wo der Redner mit seinem Publikum Fühlung zu gewinnen sucht: er flüchtet dann gern in das Reich seiner früheren (dem augenblicklichen Vortrag vorangehenden) Gedanken, Absichten, Erwägungen. So tut es denn auch Menéndez Pidal in seinem Vortrag (*Curso de linguística*, 1921) „*Introducción al estudio de la linguística vasca*": „*Señoras y señores, mucho me atraía a visitaros el deseo de acercarme por un momento al país vasco . . .; me atraía el deseo de sentir hondamente la realidad de aquellos versos de vuestro poeta . . . Mas solo con grandes dudas acepté la invitacion . . . Me decidió, sobre*

todo, a visitaros un gran deseo por conocer de cerca el resurgimiento literario... Este renacimiento en los estudios vengo a admirar entre vosotros." Man kann förmlich hören, wie der Redner immer mehr Kraft und Mut gewinnt: zuerst zages Überlegen (Imperfekta), dann Entschluß (Perfekt) und endlich dessen Ausführung (Präsens). Mit dem Höhepunkt der Klimax *vengo* zu beginnen, hatte Menéndez Pidal seine Bescheidenheit verhindert. Aber nachdem er als überlegener Techniker der Rede das Publikum in den einleitenden Sätzen rasch unterjocht hat, darf er sich gewissermaßen leiblich in dem *vengo* zeigen. Ähnlich kommt das Imperfekt zur Anwendung, wenn der Auftretende nach dem Motiv seines Kommens gefragt wird: Ciro Bayo, *Lazarillo español*, S. 299: „*Está la patrona? — ¿Que volía? — preguntó esta, saliendo de la cocina.*" Die (übrigens katalanische) Frage bedeutet natürlich „was wollen Sie?", aber das Imperfekt wirkt höflicher als ein „was wollen Sie?"; ähnlich auch in spanischer Sprachgestalt ebenda, S. 231: *y como respondiendo a mi deseo, oía una voz, la de la tornera, que me decía: — Hermano, ¿quería usted algo?*" Gascón, l. c. 147 „*¿Está el señor Joaquin — ¿Qué querías? — Que venimos a apuntarnos pa republicanos.*" Ich sehe nicht, wie man anders als mit Bescheidenheitsimperfekt eine asturische Stelle in Pereda's, *Peñas arriba*, S. 375, deuten könnte: „*Por la noche me dijo Chisco...*" (ein bäurischer Bursche zum großstädtischen Helden der Erzählung) — „*¿No tenia usté ganas de probarse un pocu cu algu de caza mayor?*", wo man die weiteren Abschwächungen im selben Satz beachten möge: „hätten Sie nicht Lust, sich ein bißchen bei etwas Hochjagd zu versuchen?" — ein Gleichgestellter hätte gesagt: „Wollen wir auf die Hochjagd gehen?"; man kann natürlich wieder annehmen, der Sprecher habe

sagen wollen: „Fühlten Sie und fühlen Sie nicht noch immer Lust?“, er wolle dem Angesprochenen eine schon länger bestehende Empfindung suggerieren — aber damit sind wir wieder bei einer vorsichtig das Terrain abtastenden höflichen Ausdrucksweise angelangt. Daß das Imperfektum so eine Art Weiterentwicklung in die Gegenwart nimmt, möchte ich auch wegen der Beispiele wie Coloma, *Juan Miseria*, S. 193, annehmen. „*Pues, ¿y tu crimen, hijo mio? — dijo el capuchino... — ¿Pero acaso usted lo creía? — exclamó Juan Miseria enrojeciendo de vergüenza y cruzando las manos dolorosamente sorprendido.*“ „Sie glaubten (und glauben) es“; aus der Dauer in der Vergangenheit wird also vor allem die Dauer herausgefühlt. Es ist bezeichnend, daß das Imperfekt gern bei Verben der seelischen Disposition steht *(creer, querer)*, die eine Dauerstimmung bezeichnen. Mit dem Herausheben des Volitiven, Stimmungshaften beim Partner wird aber wieder eine vornehme Distanz gehalten zu diesem, in sein Aktionsfeld nicht eingegriffen. Nach Lorck, *GRM.* 6, 186 ist ja das Imperfekt auch im Frz. eine „Äußerungsform des Phantasiedenkens“, es faßt ein Geschehen als unabgeschlossen, im Verlauf begriffen: „wenn es zum Ausdruck gedanklicher Beziehungen dient, wenn es in die innere Welt der Vorstellungen und Gefühle versetzt, so sind dies alles Funktionen, zu denen es kraft seiner Eigenschaft als Phantasiedenkakt berufen ist“. Daß urspr. eine Rückdatierung (aus der Tat der Gegenwart in die Absicht der Vergangenheit) vorliegt, sieht man aus solchen Fällen, wo bloß länger schon vorhandene Absicht ausgedrückt werden soll wie Bayo, l. c., S. 118: „*Tengo mucho gusto en convidarle; fuera de que tampoco he comido yo y comeremos juntos. — A eso iba, amigo mio — replicó el*“, „dazu wollte ich kommen“

(konativ), S. 192: *„Será como usted dice* (daß die Madrider wasserscheu sind); *pero aquí estamos un español de tierra adentro que sabe hacer la plancha en el agua, y un inglés que no sabe hacerla. — A eso venía, a que me la enseñara usted.“* Zweifellos verfährt der Spanier sehr philosophisch in bezug auf die Zeitsetzung, indem er gewissermaßen eine Gegenwart für unmöglich hält: im Augenblick des Sprechens ist sie ja schon entschwunden. Ein Fall wie Bayo, S. 285: *„Mia fe que lo hace usted muy bien, porque le estuve oyendo antes de llamar. ¿Qué estaba usted ensayando?“* würde der Deutsche mit Vernachlässigung der genauen Wiedergabe der tatsächlichen Zeitunterschiede übersetzen mit „was probieren Sie da?‘ Im Spanischen ist das deutsche approximative Präsens für tatsächliche Vergangenheit auch möglich, doch scheint es mehr affektisch betont zu sein: so sagt der am Höhepunkt seines Liebesglücks sich wähnende Müller in Alarcon's *El sombrero de tres picos,* S. 152 zur schönen Müllerin: *„aquí te traigo el nombramiento de tu sobrino“* (womit er den „Preis“ für die Liebe erlegt zu haben glaubt), aber die kühle Frasquita antwortet leidenschaftslos und wie ein juristisches Protokoll aufnehmend: *„Ah, ya! ¿Conque declara usted que venía por mí? ¿Conque declara usted que para eso ha mandado arrestar a mi Lucas? ¿Conque traía usted su nombramiento y todo?“* (bezeichnend, daß mit der größeren Entfernung von der Partnerrede deren Inhalt immer mehr in die Vergangenheit taucht, nicht mehr „vergegenwärtigt“ wird). Daß der Spanier die partielle oder annähernde Gleichzeitigkeit als eine Vorzeitigkeit faßt, sieht man auch am Gebrauch der (umschriebenen oder nicht umschriebenen) Perfektform statt des Präsens, z. B. Gascón, l. c. I, 99 (am Postschalter): *„Hi tenido carta de mi padre?“;* wo wir

Deutsche nicht „habe ich erhalten?", sondern „habe ich?" sagen würden. Besonders bezeichnend das von mir schon ZRPh. 35, 198 angeführte Beispiel aus Fernan Caballero, *Cuatro novelas*, S. 3, 96: „*Qué dicen? — preguntó Dolores, a cuyos oidos llegaron el nombre de su hermano y de su madre —; ¿qué han dicho? — volvió a preguntar.*" Wieder stellt sich mit der Zunahme der zeitlichen Entfernung vom Gehörten das Bedürfnis nach perfektischer Ausdrucksweise ein. Besonders oft in der Sprache Calderons, jenem spanischen Dramatiker, bei dem die auf genaue Abgrenzung ihrer Aktionssphäre haltenden Personen auch in bezug auf die Zeitgebung geradezu pedantisch verfahren. Ich habe schon ZRPh. 35, 199 das Feierliche dieses Stils, in dem spanische Könige seit dem *Poema del Cid* sprechen, und parallele Wendungen des Deutschen und Englischen im Munde von Monarchen hervorgehoben: „sowie der *plural majestatis* die Vorstellung von einer konkret wahrnehmbaren, bestimmten Persönlichkeit ausschaltet und eine nicht näher umgrenzte Vielheit vortäuscht, so darf der Monarch seine Handlungen nicht in einer für uns kontrollierbaren Gegenwart vollziehen, jene treten als ein Abgeschlossenes unseren Blicken entrücktes entgegen." Das *perfectum majestatis* bringt eben den Eindruck des Unerschütterlichen, Unwiderruflichen, Faktischen an einer eben erst erfolgten Entschließung, ja vielleicht bloß Gefühlsregung hervor[1].

[1] Vgl. die im einzelnen vielleicht verunglückte Schilderung spanischen Wesens zur Barockzeit bei Oswald Spenglers, *Preußentum und Sozialismus*, 1921, S. 27: „Mit dem spanisch-gotischen Geist des Barock breitet sich ein starker und strenger Lebensstil über die westeuropäische Welt. Der Spanier fühlt eine große Mission in sich, kein ‚ich', sondern ein ‚es'. Er ist Soldat oder Priester. Er dient Gott oder dem König. . ."

Der Spanier, der den Sinn für Feierlichkeit, für stolze Einsamkeit inmitten der Welt und seiner Mitmenschen nicht verloren hat, schuf sich hiermit ein sprachliches Ausdrucksmittel seines Nationalcharakters. Es ist die Freiheit der inneren Entwicklung, die Autonomie des Selbst, die sich jedem Eingriff des Nebenmenschen dadurch entzieht, daß die inneren Vorgänge erst im Stadium der unabänderlichen Gegebenheit im Gespräch sich äußern. Ein derartig mit Fakta arbeitender Dialog vermag kein Ineinander, keine Verschmelzung zweier Temperamente, keinen Meinungsaustausch zu gestatten, sondern erinnert eher an strategische Operationen, in denen der Sprecher stets die Rede des Partners zur Basis nimmt. Vgl. etwa in der *Celestina*, I: Melibea: *Pues aun mas igual galardon te daré yo, si perseveras.* — Calisto: *O bienauenturadas orejas mias, que indignamente tan gran palabra haueis oydo.* — Mel.: *Mas desauenturadas de que me acabes de oyr.* Die Reden der beiden jugendlichen Helden sind nicht miteinander verschmolzen. XIV: Melib.: *Señor, pues me fie en tus manos, pues quise cumplir tu voluntad, no sea de peor condicion por ser piadosa, que si fuera esquiua e sin misericordia. . .* — Cal.: *Señora, pues por conseguir esta merced toda mi vida he gastado, que seria quando me la diessen desechalla.* Kein Verschmelzen der Liebenden, in dem Geben und Nehmen ununterscheidbar wäre, sondern von jeder Seite ein Pochen auf Vernunftgründe *(pues . . .)* und vollzogene Tatsachen, hingegebene Pfänder. Ich zitiere noch aus Calderón, *La vida es sueño,* einige Beispiele in der Reihenfolge des Textes: I, Sz. 2: Rosaura hat den Monolog Segismundos im Turm anngehört und sagt: „*Temor y piedad en mí Sus razones han causado*" — wir würden eher das Weiterwirken der Gefühle, die die Klage des Unglück-

lichen in Rosaura erweckt hat, durch ein Präsens betonen. Rosaura fleht im weiteren Segismundo an, ihr nicht das Leben zu nehmen, worauf Segismundo: *Tu voz pudo enternecerme, Tu presencia suspenderme y tu respeto turbarme.* Er stellt also die in ihm vorgegangene Wandlung schon als ein *fait accompli* dar, von dem man zur Tagesordnung übergehen kann — während wir zweifellos die Fortdauer des Kampfes in der Seele des Sprechenden durch das Präsens andeuten würden. Alles psychologische Schwanken wird so aus der Sprache eliminiert, alle Wandlungen im Innern der Sprecher geschehen plötzlich und unvermittelt, sie werden nicht vor uns, sondern plötzlich sind sie da, sind geworden, genau wie Segismundo plötzlich wie durch ein Wunder aus einem Ungläubigen ein Gläubiger wird (vgl. Farinelli, *La vita è un sogno).* Hier scheint das Sprachliche die genaue Spiegelung eines Psychologischen zu sein, des geringen Sinns für allmähliche und organische Entwicklung. I, Sz. 6 sagt der König: „*Yo he de ponerle mañana Sin que él sepa que es mi hijo y Rey vuestro, a Segismundo (Que aqueste su nombre ha sido) En mi dosel, en mi silla*" — das Perfektum bezweckt die Rückdatierung der Namensverleihung in die Zeit der Geburt Segismundos, von der der König vorher ausführlich berichtet hat; vielleicht soll das Perfekt in der Parenthese andeuten, daß den Zuhörern, an deren Aufmerksamkeit der König appelliert, kein neues Faktum sich zu merken zugemutet wird, sondern eines, das schon lange, gleich von Anfang an mitgegeben war — wie Krenkel bemerkt, hat der König schon vorher dreimal den Namen seines Sohnes genannt. Auf die Ansprache des Königs antwortet Astolfo: *Si a mí el responder me toca, Como el que en efecto ha sido el mas interesado* . . . . „betroffen ist". I, Sz. 8: Rosaura: *Yo sé, Que, aunque*

mi príncipe ha sido, Pudo agraviarme . . Astolfo ist noch immer „Fürst der Rosaura“, aber es wird ganz pedantisch nur der Augenblick der Beleidigung ins Auge gefaßt. II, Sz. 3: Criado I.º (a Segismundo): *¿Volverán a cantar?* Segism.: *No, no quiero que canten mas.* Criado I.º: *Como tan suspenso estás, Quise divertirte.* Hier hat der Diener ein Interesse, dem Eigenwillen Segism.'s gegenüber seine Absicht als möglichst vergangen hinzustellen, da sein Vorschlag bei Segism. keinen Anklang gefunden hat, daher *quise* „ich wollte ja nur dich unterhalten, aber jetzt ist diese Absicht schon vorbei“. Segism. antwortet darauf: *Yo no tengo de divertir Con sus voces mis pesares; Las músicas militares Solo he gustado de oir;* die Militärmusik hat früher gespielt, trotzdem wäre für uns Deutsche kein Grund, die Freude an ihr in die Vergangenheit zu verlegen[1]. In derselben Szene: Segism.

[1] Ein ganz ähnliches *Mucho por cierto he holgado* der Romanzen im Munde eines Königs vgl. ZRPh. 35, 198; wenn der österreichische Kaiser Franz Josef sein oftmals verspottetes „es hat mich sehr gefreut, es war sehr schön“ gelegentlich von Empfängen, Besichtigungen usw. sprach, könnte man das wohl als Überrest spanischen Hofzermoniells fassen (wie das österr. „küss' die Hand“ = *beso la mano,* „Euer Gnaden“ = *vuestra merced*), aber man muß es nicht; derlei gehört zum majestätischen Stil. In den Romanzen ist dann das Impf. aus Reimgründen über seinen ursprünglichen Bereich ausgeartet, wie ich a. a. O. ausführe. Die sich bloß auf eine epigrammatische Behauptung stützende Abweisung meiner Auffassung durch Lerch, ZRPh. 42, 425: „Reimnot scheint mir eine zu billige Erklärung; Formen, die sprachwidrig wären, kann der Dichter am wenigsten gebrauchen, und auch eine Manier bleibt nur solange, als sie nicht als Manier empfunden wird“ widersteht nicht ruhiger Prüfung. Ich wüßte nicht, wie man anders als durch

zum Gracioso: „*Tú solo en tan nuevos mundos me has agradado*“, gemeint offenbar: „beim ersten Eintritt in die neue Welt“. Nachdem Segism. seinem Hochmut und seiner Gewalttätigkeit mehrfach Ausdruck gegeben hat, tritt in Sz. 6 der König mit den Worten auf *¿Qué ha sido esto?*[1], ähnlich in Sz. 10: *¿Pues qué es lo que ha pasado?*, worauf Astolfo antwortet: *Nada, señor, habiendo tú llegado* — wir würden hier wieder den Vorgang betonen, der noch nicht abgeschlossen ist, wie aus Astolfos Rede erhellt: „was geht hier vor?“. In Sz. 8 antwortet Segism. auf eine Rede Clotaldos: *Segunda vez me has provocado a ira*, womit wieder die „fertige“ Empfindung vor uns hintritt.

Reimzwang Fälle erklären will wie *Lo que os ruego y pedía* mit *pedía* im Reim (dagegen nicht *rogaba*), oder (Rodrigo sieht eine Geistererscheinung und sagt): *Pero dime quien tu eres Que tanto resplandecías.* Dem Volksliedstil aller Völker ist es eigen, Formen, die nur in bestimmten Fällen in der Sprache gebräuchlich sind, über den ursprünglichen Bereich hinaus auszudehnen, was man nicht als Sprachwidrigkeit, sondern mit Voßler als „Permutation“ bezeichnen darf: ich erinnere an das ausgeartete *dun* statt *un* in der oberitalienischen Volkspoesie (nach *cantar di* vgl. Salvioni, *Arch. glott. it.* 16, 1 ff.) oder an das *-re* am Zeilenende rumänischer Volkslieder (*auzi-re* usw., Bogrea, *Dacoromania* 2, 661) oder endlich an das „*-e paragógica*“ der spanischen Romanzen, eine doch wahrhaftig sprachwidrige „*licencia poética de una vitalidad siete veces secular*“, wie sie Menéndez Pidal, *Cantar de Mio Cid*, S. 121, nennt — zugleich ein Beweis, daß gerade eine Manier, wenn sie als charakteristisch für ein bestimmtes Dichtungsgenre empfunden wird, sich zäh erhält. Der Wechsel in den Tempora gehört ebenso zum „Gattungsstil“ der spanischen Romanzen wie zu dem der altfrz. Heldenepik (Voßler, Logos, 1919, 280).

[1] Einen ganz parallelen Fall aus Castro, *Mocedades del Cid*, vgl. ZRPh. 35, 197.

Schon an und für sich ist ja das zusammengesetzte Perfekt (das *indéfini* des Frz.) eine Ausdrucksform des gewissermaßen kapitalistischen Thesaurierens, des Pochens auf einen Besitz oder wie Lorck, a. a. O. 57, es fürs Frz. ausdrückt: „das Individuum eignet sich sozusagen die Vergangenheit an, indem es sie aus seinem eigenen Seingefühl heraus und mit ihm verquickt erfaßt", somit ist es eine Ausdrucksform des subjektiven Denkens. Wenn der Spanier nun gar das Gegenwärtige als Vergangenes, das er besitzt, auffaßt, so begegnen wir einem potenzierten Überlegenheitsgefühl gegenüber der Welt. Eine derartige Tempusgebung ist eher geeignet, die Auswirkung in sich gefestigter Individualitäten, schroff abgeschlossener Willensmenschen sprachlich darzustellen als etwa langsame psychologische Entwicklung — ein Zug, den man oft im spanischen Drama hervorgehoben hat. Der Spanier ist mit sich fertig, er ist auch mit jeder Gegenwart philosophisch fertig[1]. Schiller hat mit genialem philosophischen Blick bei der Darstellung der drei Aspekte der Zeit die Gegenwart — gleich spanischem Brauche — grammatisch durch das Perfektum ausgedrückt:

> Dreifach ist der Schritt der Zeit;
> zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
> pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
> ewig still steht die Vergangenheit.

[1] Ähnlich unserer Erscheinung ist das von Lorck, GRM. 6, 189, sogenannte *„präsens perfectum" es hat geblitzt* statt *es blitzt*, wobei jenes perfektiv, dieses durativ wirkt, nur scheint im Spanischen das Schnelligkeitsmoment nicht so sehr betont zu sein wie in frz. *notre sang s'est glacé* (statt *se glace*). Vgl. bei Wackernagel, Vorlesungen über Syntax, S. 176, griech. ἐγέλασα „ich muß lachen" mit dem „eine eben erst effektuierte Handlung" ausdrückenden Aorist.

Fritz Mauthner, Kritik der Sprache III, 68, hat schon geschrieben: „wir kennen keine Gegenwart im buchstäblichen Sinne, weil die Gegenwart immer nur der mathematische Punkt zwischen Vergangenheit und Zukunft ist, niemals ein Besitz, sondern im Augenblicke des Erfassens auch schon ein verlorener Besitz. . . . Pedantisch müßten wir sagen ‚es blitzte' statt ‚es blitzt', so wie die Römer, indem sie sich in den Geist des Adressaten hineindachten, die Ereignisse, die sie brieflich meldeten, zurückdatierten." So pedantisch verfährt das Spanische und so höflich: wir haben im spanischen gegenüber dem „physikalischen"[1] Präsens anderer romanischer Sprachen ein streng logisches Perfekt in der Funktion des mathematischen Präsens, das gelegentlich ein majestätisches Perfekt werden kann, und ein Bescheidenheitsimperfekt. Beide bedeuten eine Rückdatierung, beide schaffen eine Distanzierung zwischen Hörer und Sprecher, die je nachdem dem Stolz oder der Bescheidenheit — oder auch einer stolzen Bescheidenheit[2] entstammen mag. Die durch Mauthner uns nahegelegte Parallele mit dem lateinischen Briefstil stimmt

[1] „physikalisch" — „mathematisch" sind hier genommen wie in „physikalischer" und „mathematischer Punkt".

[2] Stolze Bescheidenheit ist auch die Signatur der Calderonschen Gestalten, in deren Reden wir die Rückdatierung fanden. Auf sie paßt die Charakteristik, die v. Hofmannsthal, Reden und Aufsätze, Ausg. des Inselverlags, S. 70 ff., von „Shakespeares Königen und großen Herren" gibt: „Die Athmosphäre im Werk Shakespeares ist Adel. . . Das Element, in dem diese Wesen gezüchtet sind, ist wundervoll zwischen Anmaßung und Höflichkeit. Ein junges Atmen voll Trotz und doch Erschrecken bei dem Gedanken, verletzt zu haben, ein Sich-anschließen, und doch In-sich-geschlossenbleiben. Ihr Gleichgewicht ist das schönste Ding, das ich kenne."

ausgezeichnet, wenn wir dessen Tempusgebung, wie sie uns von Stolz-Schmalz, *Lat. Gramm.*, S. 489f. dargestellt wird, mit dem spanischen Bescheidenheitsimperfekt vergleichen (daß im lat. Briefstil dort Pf. steht, wo im Span. Impf., vernachlässige ich als für uns nebensächlich): „Bei vielen Briefen macht sich die epistolare Form fast nur am Anfange und am Schluß geltend.... Ferner beschränkt sich abweichende Tempusgebung auf gewisse Verba, wie z. B. des Schreibens und Schickens, des Vorhabens, der Bewegung, dann der Verba, welche die Stimmung oder Veranlassung bezeichnen, aus welcher der Brief hervorgegangen ist." Wenn wir von den verschiedenen Formen des Briefes resp. der mündlichen Unterredung absehen, so entsprechen die einleitenden Verba des Schreibens und Schickens im Lat. den spanischen des Bringens *(treyamoh)*, die des Vorhabens und der Stimmung im Lat. denen des Wollens und Vorhabens im Span. *(quería, a eso venía)*, die der Bewegung im Lat. dem Span. *venía* usw. Und wie Stolz-Schmalz hervorheben, daß diese höfliche Zeitgebung im lat. Briefstil nie Verwirrung bezüglich der Auffassung des tatsächlichen Geschehens schaffe[1], so ist erst recht das spanische Bescheidenheitsimperfekt unmißverständlich durch die Situation selbst, in der es gesprochen wird: es wird vom Partner als das empfunden, was es ist: als sprachlicher Knicks. Wir haben oben erwähnt, daß die präteritale Ausdrucksweise bald abschwächend (Bescheidenheitsimperfekt) bald verstärkend (Perfekt bei Calderon) wirken kann: ich

---

[1] Zur vollkommeneren Berichtsform wäre ja vor allem nötig, daß nicht nur die Tempora, sondern auch die Personen umgesetzt würden: nicht *scripsi,* sondern *Cicero scripsit.* Es liegt hier eine ähnliche Mischung zwischen Bericht und Rede vor wie im franz. *style indirect libre.*

brauche hier nur den entsprechenden Abschnitt aus Schiepeks Satzbau der Egerländer Mundart (einer deutschböhmischen Mundart), der auf Wunderlich, Unsere Umgangssprache, S. 202 f., verweist, zu zitieren: „diese [abschwächende][1] Geltung hat das Prät. namentlich in der Phrase ‚i ho denkt', falls dies nicht wirklich ‚ich habe früher einmal gedacht' bedeutet, sondern nur ‚ich denke'. Die Meinung erscheint weniger aufdringlich, wenn sie schon als der Vergangenheit angehörig dargestellt wird. Dasselbe Prät. in derselben Phrase kann jedoch, was Wunderlich nicht anführt, den Ausdruck der Meinung auch verstärken, indem der Redende diese dadurch vor dem Widerspruche besser zu schützen sucht, daß er zu verstehen gibt, man habe es hier nicht etwa mit einer zufällig oder eben erst gefaßten, sondern mit einer schon früher gebildeten und sonach wohl überlegten Meinung zu tun. Ja, der Ton kann diese Phrase sogar zu einem Ausflusse des Selbstbewußtseins steigern, indem darin absichtlich die Voraussicht kommender Dinge wohlgefällig betont wird. In derselben Weise wird öfters auch ‚i ho g'sagt' gebraucht, wo von einer früheren Äußerung überhaupt oder wenigstens von einer dem Wortlaute nach übereinstimmenden Äußerung nicht die Rede sein kann[2]."

---

[1] Meyer-Lübke zitiert mir ein — offenbar bescheidenes — *Sie befahlen?*, das Berliner Kellner statt mir gewöhnlich klingendem *Sie befehlen?* in seiner Studienzeit gebrauchten. Vgl. span. *¿Qué se le ofrecía a usted, caballero?*

[2] [Genau dieselbe Schwankung zwischen Selbstgefühl und Bescheidenheit zeigt der sog. Plural majestatis resp. modestiae, den ich — vor Slotty, *Idg. Forsch.* 1926 S. 155 ff. — in meinen *Aufsätzen* schon als Spielart des soziativen Plurals oder Inclusivus bezeichnete: es ist bezeichnend, daß in dem chilenischen *treyamoh* Rückdatierung (= zeitliche Ver-

schwommenheit) und Soziativ (= Verschwimmen des Ich) zusammenwirken. Dieselbe bescheidene Entfernung vom Ich, mit Majestät verbunden, zeigt auch die häufige Umschreibung von ‚ich' durch ‚mein Gefühl, mein Schmerz, Eure Großmut' usw., im klassischen Drama der Spanier, Umschreibungen, die das Ich in die Sphäre des Geistes und der Seele emporheben oder besser an ihm nur das Geistig-Seelische hervorheben, wie ja auch in *König Rudolfs heilige Macht* und ähnlichen Ausdrücken das empirische Ich des Königs Rudolf zum abstrakten Prinzip wird (ganz anders also als die sehr juristisch klingenden, materiellen, körper-, ja fleischlichen Umschreibungen der Personsbezeichnung, die Tobler V. B. I[2] 30ff. zusammenstellt: *son cors, ma char, ton cief, vos membres):* fast handelt es sich schon um Höflichkeitsfloskeln wie *vuestra majestad, excelencia, alteza, señoria,* die aber selbst nicht anders entstanden sind als durch Reduktion der Person (des Herrschers) auf seine geistig-seelischen Antriebe. Die Bühnenfiguren des *siglo de oro* haben gleichsam einen Heiligenschein von überirdischer Geistigkeit über sich. Beispiele aus Lope de Vega, *El castigo sin venganza* I/3: *Mi disgusto no me permite, como fuera justo, Más priesa y más cuidado;* ebenda *¿no ha de sentir mi pensamiento Haber vivido en tan loco engãno?* (man muß denken, daß im selben Stück der eigene *pensamiento* von einer Hauptfigur, Federico, wie ein Gegner in einem Sonettenmonolog angesprochen wird!), I/7 (ein Diener spricht und drückt sich ebenso literarisch aus wie seine Gebieter): *Y así no pudo llegar Tan presto mi diligencia),* ebenda: *Su piadosa gentileza* [sc. de este caballero] *Me sacó libre en los brazos* usw.]

12. DIEU POSSIBLE — DIE GRAMMATIKALISIERUNG DER NOMINA SACRA

TOBLER meint von frz. *Dieu possible V. B.* III², 123 ziemlich zögernd: „Die Schrift sagt (Lucas I, 37) und der Volksmund spricht es ihr nach, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist. So kann sicher ein weiterer Umfang des Möglichen nicht gedacht werden, als er durch den Ausdrück ‚Gotte möglich' gegeben ist, und ausgeschlossen ist von vornherein keineswegs, daß *Dieu*, welches altfranzösisch wie alle Personalbezeichnungen im Kasus obliquus ohne weiteres den Sinn eines Dativs haben konnte, in der hier besprochenen Verbindung diesen ebenso bewahrte." Ein *Dieu croyable* erklärt er dann aus der Verdunkelung des Sinnes von *Dieu possible*, derart, „daß man über die eigentliche Bedeutung des *Dieu* keine Rechenschaft sich gab, dieses nur noch wie eine Partikel empfand, die zu dem Adjektiv oder Partizip jene oben gekennzeichnete Andeutung hinzubrachte, die gemeinte Eigenschaft sei im allerweitesten Sinne zu nehmen". Ebeling, *Ltbl.* 1902, Sp. 26 ist von Toblers Deutung nicht überzeugt, äußert aber seine eigene Ansicht nicht. Zweifellos ist von der erwähnten Bibelstelle auszugehen, nur fällt doch auf, daß dort von dem bei Gott Unmöglichen die Rede ist (lat. *quia non erit impossibile apud Deum omne verbum*), so daß die Einführung des Dativs ins Frz. keine Veranlassung hat. Wenn es in späteren frz. Übersetzungen auch *rien ne sera impossible à Dieu* heißt, so war dieser Ersatz des ‚bei' durch Dativ zwar natürlich, beweist aber gerade, daß es eine feste Fügung **Dieu impossible* nicht

gab. Man beachte auch, daß wir nur ein ‚nicht . . . Gott unmöglich', nicht den positiven Ausdruck in der Bibel angedeutet und gerade ersteren Typus im Frz. nicht finden. Außerdem weisen ital. *fosse Dio, magari Dio, eziandio, avvegna Dio* (mit oberdeutsch *Gott geb* als Konjunktion, Schiepek, S. 64, Anm. 2, zu vergleichen) doch auf anderen Ursprung = *faccia Iddio* + *fosse, avvegna* (vgl. *Ltbl.* 1918 Sp. 324). Ich denke daher, es handle sich bei frz. *Dieu possible* um eine Art Komposition, die in ganz vager Weise die beiden Begriffe vereinigt: Gott und Möglichkeit. Diese Zusammensetzung, für die Tobler, trotzdem er keine alten Beispiele gefunden hat, auf den altfrz. (relativ seltenen) Obliquus im Sinne des Dativs zurückgreifen muß, kann nach mir ebenso in neuerer Zeit entstanden sein. L. Tobler hat in derlei deutschen Zusammensetzungen *(gotts-, blut-, heiden-, kreuz-)* „Schwurwörter" erkannt. Zu den parallelen *Dieu non, Dieu oui* (neben dem *mon Dieu oui* steht), *je ne sais, diable pas* bei Tobler füge ich noch *fichtre* (*je le crois fichtre bien* neben ursprünglicherem *cela m'est, fichtre! bien égal*) bei Zöckler, *Die Beteuerungsformeln im Französischen* S. 157 und *foutre* in *je ne sais foutre pas pourquoi on nous l'* [*le village*] *avait fait quitter le matin* (Zola, *La Débâcle* S. 63, in der Rede eines Soldaten), Romains, *Lucienne* S. 128 *une maison qui ne ressemble fichtre pas à toutes les maisons* (ein Seemann spricht), Courteline, *Le 51e chasseurs* S. 104 *ce n'est fichtre pas moi qui les empêcherais* (wie S. 142 *Je sais parbleu bien . . .*), Gilliéron, *Thaumaturgie linguistique* S. 146 [ironische Nachahmung eines Auvergnaten] *Ce n'est fouchtra pas CUMINCHOARE qui m'en fera démordre.* Ich sehe nun keinen Unterschied zwischen diesen Wendungen und *à supposer, ce qui n'est grand Dieu pas, que je*

voudrais te tromper, das ich im Gegensatz zu Tobler ruhig als Beteuerung auffassen möchte (nicht ‚woran in aller Welt nichts ist', sondern ‚woran, bei Gott!, nichts ist'). Dies ist der beste Beweis dafür, daß Tobler unrecht hat zu äußern, *Dieu* + Negation habe nicht den Sinn, „den ein parenthetischer, im übrigen gleichlautender Ausruf zu haben pflegt, sondern vielmehr den, daß jede, auch die geringste Wirklichkeit eines Tuns oder Seins ausgeschlossen sei". Und dieselbe Rolle spielt das *ma foi* in den Stellen (Zola, *Nana* S. 92): *Dans la lueur du foyer, les poils noirs du signe qu'elle* [Sabine] *avait au coin des lèvres blondissaient. Absolument le signe de Nana jusqu'à la couleur. Il* [Fauchery] *ne put s'empêcher d'en dire un mot à l'oreille de Vandeuvres. C'était* ***ma foi vrai****; mais jamais celui-ci ne l'avait remarqué;* Barbusse, *Nous autres* ... S. 92 *C'est ma foi vrai.* Ob nun Gott, der Glaube, der Teufel oder der Begattungsakt angerufen wird, in allen Fällen handelt es sich eben um affektische Ausrufe oder Flüche, die auf dem Wege der Gefühlsentleerung und Grammatikalisierung begriffen sind: zu sard. *itteu* = *quid deo* stellt sich frz. *que diable, que diantre.* Wie derlei Ausrufe Infixen gleich hineinwachsen können in einen grammatisch tadellosen Komplex, zeigt das von O. Weise, *Syntax der Altenburger Mundart* S. 157 erwähnte Beispiel: „*fünfenluderfünzig* (= fünf und — Luder-fünfzig) sagt z. B. der Skatspieler, wenn er nicht die zum Gewinn erforderlichen 60 oder 61 Augen erreicht hat". Der Fluch tritt gewissermaßen „a tempo" ein, im Augenblick, da man ihn braucht — zur Entladung des gepreßten Gemütes: bei den Einern der tatsächlich erreichten Augenzahl 55 ist ja die Wut noch nicht akut (obwohl gewiß die verschiedensten Dialektsprecher *lumpige* 55! sagen würden!) — es könnte auf sie noch

immer *-sechzig* folgen: erst vor der Nennung der den Verlust bedeutenden *-fünfzig* drängt sich der Fluch auf die Lippen. Ganz ebenso erkläre ich mir *je ne sais foutre pas:* vor dem *pas,* das erst eigentlich die volle Schwere der Verneinung trägt, entringt sich das unanständige Affektwort dem Sprecher.

Auch in anderen Sprachen wäre das Wuchern des Gottesworts zu konstatieren, vgl. *Aufsätze* a. a. O. über das Bretonische und Simonyi, *A magyar határozók* I, 341: *Isten untáig van ott* wörtl. ‚bis zu Gottes Überdruß war er dort', *Isten világ untáig* ‚bis zu der Gotteswelt Überdruß'. Daß Gott von den Sprachen so unehrerbietig behandelt wird, braucht den nicht wunderzunehmen, der weiß, daß die Nomina sacra bis zu einem gewissen Maß dem Schicksal der übrigen Wörter folgen müssen.

Der Mensch heiligt seine Worte und empfindet diese von ihm selbst in die Höhe gehobenen Worte als etwas von ihm Abgelöstes, Nun-einmal-Heiliges. Voßler hat auch in seinem Aufsatze „Sprache und Religion" (*Geist und Kultur der Sprache* S. 23ff.) schon richtig betont, daß den „heiligen Wörtern" sprachlich keine Ausnahmestellung gebührt, daß Wörter von der Sprache heilig gesprochen und entheiligt werden können (das „Schwinden alle Erdengrößen, nur die Götter bleiben stehn" der Schillerschen Kassandra bestätigt die Sprache nicht); für entheiligte Wörter gibt Voßler keine Beispiele: ich erwähne daher vor allem zwei: *Gott* und *heilig.* Die Promiskuität zwischen Alltags- und Sakralsprache, die wir allenthalben beobachten können und die darin ihren tiefsten Grund hat, daß wir des Göttlichen zur Lenkung unseres Alltagslebens bedürfen und gerade vom Alltag aus zur Sehnsucht nach einem dem Alltag Entgegengesetzten, Transzendenten

getrieben werden — diese Gemeinsamkeit des Vokabulars zwischen Heiligem und Profanem bewirkt ein fortwährendes Schwanken in der Stimmung, die ein Wort umgibt: die heiligen Wörter haben kein fest umzirktes Fanum, das nur Geweihte betreten dürften: das *Großer Gott, hör' mein Flehen!* des Elieser in Halévys Oper „Die Jüdin" und das *achott achott!* eines Berliner Spießers, der ein lauwarmes Bier am Stammtisch vorgesetzt bekommt, ist „toto coelo" verschieden. Dem persönlich geschauten und als Helfer in äußerster Seelennot herbeigerufenen Gott im ersten steht im zweiten Fall eine Interjektion gegenüber, die schon in ihrer lautlichen Verschmelzung mit einem Schallwort den geringen Grad von Autonomie der Gefühlsfärbung dartut (vgl. den interjektionalisierten Heilandsnamen in *o je!*, wo noch Abschleifung des Auslauts hinzutritt). Genau so geht es etwa dem Wort *Weib* mit seinem „edlen" (sakralen) und seinem trivialen Klang. Die Gefühlsdegradierung, die der Gottesname erduldet, führt zu dessen Grammatikalisierung, die ich in meinen *Aufsätzen zur romanischen Syntax und Stilistik* S. 262, Anm. behandelte: das Wortliche am Wort Gott sieht man so recht an ital. *eziandio, magariddio, avvegna Dio che* ‚wenn auch', neuprov. *tant que de Dièu pòu* ‚tant qu'il peut', kat. *may de deu* ‚nie' (urspr. ‚nie von Gott aus'), altital. *madio* usw. ‚aber' (urspr. ‚aber Gott')[1], REW s. v. *magis*, wie man schon aus der Übersetzung (durch Ø) ersieht und noch besser aus Bemerkungen einheimischer Lexikographen wie zu pola.

[1] Aus Pirano (Istrien) wurde an einen kriegsgefangenen österreichischen Soldaten italienischer Zunge in Asinara geschrieben: *e vorei e bramerei dopo lungo e doloroso tempo vederti, ma Dio pazienza.* Ist *ma Dio* oder *Dio pazienza* (wie sonst *pazienza di Dio*) zusammenzunehmen?

made de sì, de no ‚proprio sì, no' bei Ive, *I dialetti ladino-veneti* S. 88, oder Saco Arce, *Gramática gallega* S. 217: „*De Dios*, frase equivalente á un adverbio superlativo: *berraba de Dios* ‚gritaba desaforadamente', *pegáronlle de Dios* ‚mucho', *iste ano hai millo de Dios* ‚maiz en abundancia'", Valbuena, *Fe de erratas* III, 219: „La frase *de Dios* para indicar copiosamente, *llueve de Dios*, por ejemplo para decir que llueve mucho, lo habrán oido los académicos en algun parador de diligencias y solo a los zagales, porque no se dice entre gente culta" (vgl. noch ein Beispiel wie Pardo Bazán, *Cuentos escogidos* S. 65 *gañía de Dios* — ein Fuchs!), E. Ernault in *Mélanges d'Arbois de Jubainville* S. 79 („Le mot Dieu en breton"): „l'addition du mot Dieu peut finir par noter vaguement l'extension, l'intensité". Meist ist der Gottesname nicht ganz grammatikalisiert und auch nicht ganz religiös gefaßt, sondern die Sprache hält eine mittlere Linie ein; es bleibt unentschieden, ob Gott wirklich angerufen ist oder nur als stimmungsvoller Effekt, als „göttliche Maschinerie" erscheint (etwa wie der Geigenstrich hinter der Bühne vor „großen Szenen" in Amerika): ein frz. *ce n'est pas Dieu possible*, ein dtsch. *in aller Herrgottsfrühe*, ein sp. *la más güena moza que se ha visto en esta tierra de Dios, en los dias de Dios no haré eso* ‚niemals', *desde aquí para delante de Dios* (Don Quijote I, 15) ist zwar schon weit von gläubiger Proskynese entfernt, erinnert aber immerhin daran, daß wir in einer von Gott gelenkten Welt leben, und beruht auf der naiv als bewiesen angenommenen Gleichung ‚die Welt, die wir sehen" = „Gottes Welt": der Sprecher bekundet seinen Gottesglauben, indem er annimmt, es sei unmöglich, weil es wenigstens in einer gottbeherrschten Welt unmöglich sei, es gebe kein schöneres Mädchen auf dieser Erde, soweit es sich um Gottes

Erde handle (eine andere gebe es ja nicht)[1]. Der heutige Europäer kennt eine doppelte Buchführung: er operiert im Alltagsleben nur mit Kausalitäten, aber seine Sprache bewahrt noch den alten Wunderglauben (daher alle monistischen Versuche stets scheitern müssen): er leugnet mit Ausdrücken, die den Glauben bezeugen; er flucht mit segnenden Worten; er kommt zu verneinen und bejaht — wie Calderon's Segismundo, der aus dem *La vida es sueño* die Gottesfurcht ableitet. Farinelli in seinem Buche *La vita è un sogno* (II, 261) wundert sich über die Wandlung des Helden: „Lo scetticismo iniziale si converte in ascetica aspirazione. Sul tronco della più risoluta negazione è posta a fiorire l'affermazione“ — im Sprachlichen ist dieser Weg vorgezeichnet. Die Sprache bewahrt den Glauben vor seinem Verfall. Segismundo schreitet innerlich den Weg, den seine Worte ihm vorzeichnen, ab. Mag auch der einzelne Sprecher noch so ungläubig sein, er kann sich der Vokabel „Gott“ nicht entziehen: wenn Romain Rolland in seinem Kriegsmysterium *Liluli* Gott als opportunistischen, mit beiden Parteien paktierenden, lächerlichen *Maître-Dieu* auftreten läßt, so regt sich bei uns eine Art Abscheu vor dem Sakrileg — auf diesem normal vorausgesetzten Gefühl beruht überhaupt die literarische Kühnheit des Verfassers: unsere Wörter bergen alte Empfindungsweisen — und rufen sie wieder

[1] [Ganz ähnlich bezeichnet ja altfrz. *riens née*, sp. [*cosa*] *nada*, [*hombres*] *nadie* urspr. ‚nichts Geborenes‘, ‚keinen Geborenen‘ — mitverstanden ist bei diesen in letzter Linie auf das biblische *homo natus ex muliere* zurückgehenden Ausdrücken: ‚niemand Geborener — ein Nicht-Geborener kann es allenfalls sein‘. Shakespeare's Figur Macduff (in Macbeth) verdankt der Konstruktion eines ‚nicht von seiner Mutter geborenen Menschen‘ seine Entstehung.]

hervor. Das Religionssprachliche überlebt das Religiöse und lenkt immer wieder darauf hin: wenn Goethe von der Unvertreibbarkeit des Aberglaubens geschrieben hat, so gilt dasselbe von dem hierin keineswegs wesensverschiedenen Glauben: er schlüpft in alle möglichen Winkel und Eckchen (auch sprachliche), stets bereit, neues Leben zu erringen. Wie wenig „ernst" oft dem Sprecher die sprachlich ausgedrückte Loyalitätskundgebung ist, zeigt das Vikariieren des Gottesnamens mit dem des Teufels: neben kat. *¿Que voleu de part de Deu?* (*Rondayes mallorquines* V, 201: mit dieser Frage will ein junger Mann ein ihm erscheinendes Gespenst gewissermaßen von vornherein auf den Boden des Glaubens ziehen) steht frz. *que diable! que diantre!*, sp. *¡qué diablos!*, ptg. *que diabos;* neben magyar. *mi az isten csudája lehet* (z. B. Vikar Béla in *Magyar Nyelvőr* 1919, S. 90) ‚was für ein Gotteswunder kann es sein' > ‚was in aller Welt k. e. s.' ein *mi az ördög* ‚was der Teufel'. Daß Gott (und Teufel!) dort sich sprachlich einstellt, wo ein Geschehen dem Willen des Menschen entzogen ist, kann den nicht wundern, der die lyrische Entstehung des Gottes aus der Sehnsucht des unbefriedigten Menschen erkennt: Gott ist der Ausdruck menschlichen Kräfteversagens, und so bedeutet ein span. *está de Dios* den Gegensatz zu ‚es steht bei mir': zu dem andalusischen Vierzeiler:

> ¿Quieres vivir sin afanes?
> Deja la bola rodar;
> Que lo que fuere de Dios
> A las manos se vendrá

bemerkt Rodriguez Marín (*Cantos populares españoles* IV, 241): „Tiene nuestro Pueblo puntas y ribetes de fatalista: no dice: *¡Estaba escrito!* como los musulmanos; pero dice a cada momento: *Estaría de Dios!*"

Bildung und Aufklärung verscheuchen nicht so ganz die religiös gestimmten Wendungen, wie die obige Bemerkung Valbuena's glauben machen könnte: in mündlicher Rede ist die Wendung *estar de Dios* ganz geläufig, z. B. Palacio Valdés, *Lo hermana San Sulpicio* S. 341 *„estaba de Dios“ que aquella tarde la habían de perseguir*[1]. Bezeichnend, daß besonders bei Frage, Ausruf, bei Superlativ[2] und Wiederspruch der Gottesname grammatikalisiert wird: sard. *itteu* ‚was' = **quid deu* erinnert uns daran, daß indem wir fragen, wir unser Nichts-wissen-können ausdrücken; der Ungar mit seinem *mi csoda?* ‚was?' sieht mit w u n d e r gläubigen Augen in die Welt; ein kat. *tantdebo de Deu* ‚wäre es doch!' (Ruyra, *Marines y boscatjes* S. 179) = ital. *magariddio* sagt, daß unser Wünschen und Hoffen sterblich ist; ein sp. *llueve*

[1] Die erst a l l m ä h l i c h e Unterwerfung unter das angebliche „Gottfatum“ zeigt die Novelle von zwei charaktervollen Bauern in Estébanez Calderon's *Escenas andaluzas* S. 146, die für einen D. Veremundo stimmen wollen, in ihren Taschen aber immer wieder auf D. Opando lautende Stimmzettel vorfinden, bis sie schließlich sich in das durch Wahlschwindel bewirkte Wunder fügen: *Compadre, esto está de Dios: que nos perdone por ahora D. Veremundo, y quede votado D. Opando, y bueno está lo bueno.*

[2] Die steigernde Kraft des Gottesworts sieht man dort am besten, wo die urspr. Bedeutung am meisten verwischt ist: mallork. *tot-deu* heißt ‚jedermann', ‚alles': *Rondayes mall.* IV, 254 *tirant carretades de pestes y trons y llamps a tot-deu vivent* ‚fluchend allem Lebenden', IV, 279 *Tot Deu prepará ses alimares* ‚jedermann'. Cejador zitiert in seinem Kommentar zum *Libro de buen amor* I, S. 119 einen modernen Beleg („A. Alv. Silv. Fer. 4 cen. 15 c § 3“) *lo mejor es que con sus hablillas enzarzan . . . á todo Dios* ‚jedermann'. Wohl aus der Bibel stammend und wohl von h e i d n i s c h e n Göttern urspr. gemeint?

de Dios, kat. *queya un sol de Maria Santissima* (Ruyra S. 251), daß alles in Menge Erscheinende nur ausnahmsweise gespendete Gabe Gottes ist (kat. *bé de Deu*, ital. *bene d'Iddio*); das ital. *madio, eziandio, avvegna Dio che*, daß der Einspruch des Menschen gegen ein Geschehen nur in der Form eines Gebetes zu Gott, eines „frommen Wunsches" möglich ist. Überall, wo der Mensch aus seiner örtlichen oder zeitlichen Gebundenheit, aus seiner Verankerung im Normalen und Zwangsläufigen herausstrebt, tritt die sprachliche Schranke des Wortes Gott ihm entgegen, rasselt die Kette, die er sich gewöhnt hat, mit den Augen der Sehnsucht als „innere Freiheit" u. dgl. zu sehen. Gott vicariiert als Schicksalslenker nicht nur sprachlich mit dem Teufel, sondern seine Fügungen werden auch bald als angenehm, bald als unangenehm für die Sprecher gewertet; in sp. *a la buena de Dios* ‚ohne Falsch', kat. *a la bona de Deu* id.' (Ruyra, *Marines y boscatjes* S. 233) ist Gott das Urbild des Guten, in den *Cuentos aragoneses* Eusebio Blasco's finde ich ein elliptisches *otra* [sc. cosa] *que Dios* [sc. *manda;* oder liegt ein Abwehrwunsch vor? sc. *no permita Dios*]: I, 53 *No pué ser. — Otra que Dios, ¿por queé?* II, 84; *Ojalá s'hubiá muerto! ¡Otra que redios! ¿Pues qué l'ha pasao?* (ein andermal anders interpungiert: II, 18 *¡Otra qué, redios!*), das sowohl in dem *otra* wie in dem *re-* die Unzufriedenheit des Sprechers über wiederholt widrige Fügungen Gottes ausspricht. Selbst in dem erzkatholischen Spanien, in dem Lande Murillos und Peredas, regt sich auch sprachlich der Widerspruch gegen die Annahme der bedingungslosen Güte und Anbetungswürdigkeit Gottes: Rodriguez Marín l. c. II, 380 schreibt zu dem Vers *Yo te quiero más que á Dios:* „*Más que a Dios, Más que Dios, ni Dios* y *Ni pâ*

Dios son modos hiperbólicos de decir extremadamente comunes en Andalucía . . . Respecto de la frase *Más que Dios,* la circunstancia de haber oido a gentes del Pueblo: *Fulano es más feo, o más rico* etc. *que Dios piadoso* me ha hecho pensar si será una forma elíptica", S. 339 zitiert er außer *más valiente que Dios* noch *más cobarde que Dios:* aus der steigernden Funktion des Gotteswortes ergibt sich auch die Anwendbarkeit auf pejorative Vorstellungen: wieder ist dem Worte Gott kein Sonderschicksal beschert, sondern es wandelt die Geleise aller sich langsam aber sicher abnutzenden affektischen Wörter: . . . *de Dios,* . . . *que Dios* sind bedeutungsschwache „queues romantiques" wie etwa farbloses frz. . . . *comme tout (beau comme tout, laid comme tout),* dtsch. *wie nur irgendeiner (schön . . ., häßlich . . .).* Betrachten wir die Übereinstimmung aller romanischen Sprachen in dem . . . *de Deo* (sogar rum. *mai de Dumnezeu,* ‚etwas Passables'), so wären wir versucht, an eine sog. „gemeinromanische" Erscheinung zu denken, die man sich gewöhnlich als im Sprachwachstum organisch begründet denkt, während wir in Wirklichkeit nur einen „calque linguistque" vor uns haben, eine Lehnübersetzung, die sich aus der gemeinsamen Seelensituation der bibelgläubigen romanischen Völker (wie des germanischen[1] und des bretonischen, ungarischen usw.) erklärt: Sainéan hat in seinem hübschen Artikel über *jambe de Dieu* in *Revue des études rabelaisiennes* 7, 346 ff. die Entlehnung aus einer hebräischen Wendung nachgewiesen, was Saco Arce schon für die gallegische Wendung vermutet hatte: ähnlich finden wir in allen europäischen Sprachen eine durch-

[1] Für derlei Erscheinungen im Germ. vgl. J. Franck, *Zeitschr. f. hochdtsch. Mundarten* 1908 („Godersprech und Verwandtes").

aus produktive hebräische Superlativbildung (*vanitas vanitatum, König der Könige* usw.), ein produktives hebräisches Heischefutur usw. So schleppt der moderne, selbst der glaubensfeindliche Mensch noch die Sprachblüten mit sich herum, die andere Glaubensklimate geschaffen haben. Stilistisches hat sich zu Sprachlichem ausgewachsen. Wir verraten in unserm sprachlichen Kostüm Einflüsse von Bekenntnissen, die wir in unserer Gesinnung oft verraten haben. Religiöse Sehnsucht hat das Wort Gott geschaffen; die Affektentleerung führt zur Grammatikalisierung, aber unter der verkohlten Asche der Sprachhülsen glimmt immer der Funken weiter, der neue Glaubensfackeln entzünden kann: das Wort Gott hat auch für den Atheisten noch einen erschütternd seelenvollen Klang. Wir bleiben Gefangene der Sprache. Noch immer gibt es in unseren Sprachen eigene Sprachkategorien für das Göttliche und Religiöse: das engl. *Thou* als Gottesansprache, das *-eth* der 3. Pers. Sing. als Bibelendung, das spanische *vos*, das allerdings göttliche mit irdischer Majestät teilt, gegenüber banalem *usted* des Alltags usw.[1] Das Schicksal Gottes teilen die Mutter Gottes (vgl. oben *un sol de Maria Santissima*, ferner kat. *Santa y bona Maria que* ‚es mag noch hingehen, daß' = ital. *pazienza*, *Aufsätze* S. 132), der Teufel (s. o.), die Engel, denen die Sprache ihren Einfluß streitig macht, indem sie ihre sog. Geschenke als Verdienst des Beschenkten ausgibt (sp. *tiene mucho ángel* ‚er hat viel Talent, Charme usw.'), die Heiligen: die Grammatikalisierung von kat. *sense dir per quin motiu ni en nom de quin sant* zu ‚wieso' habe ich *Aufsätze* S. 262 behandelt: der urspr. schützende Heilige, in dessen Namen etwas geschah, wird sprach-

[1] Vgl. die syntaktische Gemeinsamkeit, die *aquí de Dios* und *aquí del Rey* (‚hierher im Namen . . . .!') verbindet.

lich zu einem bloßen Popanz, einer Etikette, einer Vokabel: er gibt bloß seinen Namen als Aufputz her: sp. *santo* ist wirklich schon zum Synonym von *motivo* entheiligt, wenn es in Pereda's *Sotileza* S. 383 heißt (man beachte den Parallelismus mit dem rein finalen *para que!*): *Verdá es que no hay agravio en todo lo que me cuentas, Cleto; pero ¿á santo de qué me lo cuentas ahora? — ¡Paño! — respondió Cleto muy admirado — — pus ¿á* santo *de qué se cuentan siempre esas cosas? Pa que se sepan.* Der Romanist wird sich sofort an die Präpositionalisierung des Ausdrucks der Gottesliebe des Christentums, an die Verwortlichung dieser erhabensten Lehre, erinnern: aus dem transzendentalen Lebens vollen *pour l'amour de Dieu, per amor di Dio, um Gotteswillen* hat sich eine logische, gefühlskalte Präposition ‚um . . . willen' losgelöst: oberital. *per mor de*, galiz. *pramode*, lothr. *pramuk* ‚weil' usw. (REW s. v. *amor*), gemeinromanisches säkularisiertes Kirchengut[1]. Wahrlich, der Alltag wüstet fürchterlich im Sakralen — ärger als der erbittertste Atheismus: denn keine schärfere Waffe gegen das Heilige kann es geben als „was uns alle bändigt, das Gemeine", die Gleichgültigkeit und die Abnutzung der Gefühle. Der Atheismus kann noch Märtyrer und Heilige zeugen, nicht aber gibt es ein „Bekenntnis der Indifferenz".

Noch einen Feind hat das Religiöse im Leben wie in der Sprache: aus der extremen Gefühlsextase, die es

---

[1] [Wenn Molière's Don Juan dem Bettler eine Gabe *pour l'amour de l'humanité* gibt, was in den Kommentaren teils als frivole Gotteslästerung, teils als Äußerung neuen Glaubens (an die Menschheit) gefaßt werden kann, so steht *pour l'amour de* eben auf der Schwelle der Grammatikalisierung: in der *École des maris* heißt *Je me suis dérobée au bal pour l'amour d'eux* [des jeunes fous] ‚à cause de' (Livet)].

voraussetzt, muß das Gegensätzliche sich notwendig ergeben: die Parodie. „Vom Glauben zur Narrheit ist nur ein Schritt", sagt Voßler, und es ist gewiß kein Zufall, daß die Entwicklung der mitteleuropäischen Groteske aus christlich mittelalterlichem Kulturmilieu sich erklärt, daß früh schon Klerikerparodien kirchlicher Zeremonien vorkommen, die *Soties* die äußeren Formen der Kirchenhierarchie hernehmen, um sie innerlich auszuhöhlen. Ekstase und Parodie, Tragödie und Satyrspiel sind komplementär. Jedes Extrem fordert das ihm entgegengesetzte heraus. Zur Parodie des Geistigen trägt das Formelle an einer Verehrung besonders bei: das Heilige muß, um dem Gläubigen in greifbarer Form zu erscheinen, materialisiert, in Symbolen verehrt werden: eben die greifbare Form bewirkt aber Profanisierung, indem die Form über den Inhalt Herr wird, versteint und verharscht, sich vor das Inhaltliche vorschiebt, ja manchmal dies zu ersticken droht. Die jüdische Zeremonienarabeske, die jüdische Philologie haben den jüdischen Glauben getötet. So ist die Materialisierung zum Symbol eine ebenso notwendige wie gefährliche Entwicklung jeder Religion: ohne Symbol wäre sie dem Untergang preisgegeben, aber gerade das angerufene Heilmittel entwickelt sich zum lebentötenden Gifte. Durch die Sprache schafft sich der Gläubige, wie Voßler gezeigt hat, ebenfalls Symbole, vielleicht die geistigsten, unmateriellsten, aber gerade dadurch die gefährlichsten. Nicht umsonst schwieg der wissende Sokrates und überließ seinen Philologenschülern das „Reden". Das Wort als etwas (wenn auch ungemein flüchtiges) Materielles erdrückt das Geistige — wie die täppische Hilfe wohlmeinender Liebe oft mehr Schaden als Nutzen stiftet. Die Worte *Dominus Deus, le bon Dieu, the Lord, Iddio, Vater Unser, Herrgott, der Er-*

löser, *Jesus Christus*, *heilig*, sind vergegenständlichende, gewissermaßen mnemotechnische Behelfe, die der Gläubige als Träger seiner Gefühle braucht — ein gegenständlicher Träger ist ja schon durch die der Flexion ganz normal eingepaßte Form des Substantivs gegeben —, anderseits zwingen sie den Gläubigen, seine Gefühle in einer ganz bestimmten Richtung einzustellen, und umgrenzen lokal, national und politisch, was unbegrenzbar scheint. Der spanische Jude sagt *Dio*, wo der spanische Christ *Dios* gebraucht: das *-s* wird zum Exponenten verschiedener Weltanschauung. So erklärt sich auch die Aufgabe einer alten Vokabel für *Gott* im Gefolge kultureller Verschiebungen. *Gott*, das höchste Wort unserer Kultur, rückt auf eine Stufe mit den sog. „Kulturwörtern“, den sich fast modehaft ändernden Bezeichnungen für Erzeugnisse der materiellen Kultur: „El olvido absoluto de aquel nombre de Dios entre nosotros [den Basken!], demuestra además que las palabras pueden desaparecer en absoluto, sin dejar rastro en lo que tenga relación con tal ó cual significado suyo, tanto más si éste tiene transcendencia superior y tanto más si se las persigue con saña por temor al resurgir de creencias antiguas“, so schreibt sehr richtig Aranzadi, *Rev. de ét. basques* 1920, S. 97/98: *Les dieux s'en vont*, lautete einmal ein Motto bei Heine — das Göttliche aber bleibt als Bedürfnis. Das Formelle des Sakralen wendet nun nicht nur der Glaubensfeind, sondern vielleicht gerade der Gläubige gern ins Scherzhafte: aus Freude an der Veränderung des ihm Gewohnten und Vertrauten, aus Lust am Spiel, am Umstülpen des Nun-einmal-So-Gegebenen, am Widerspruchsvollen und Überraschenden. Tobler hat in seiner Abhandlung „Verblümter Ausdruck und Wortspiel in altfranzösischer Rede“ allerlei wunderliche Heilige er-

wähnt, die in mittelalterlichen Texten wie in Volkserzählungen ein groteskes Wesen treiben: frz. *faire la sainte-nitouche*, sp. *san Se-acabó*, dtsch. *am Nimmermehrstag* (vgl. noch den österreichischen *hl. Bürokratius)*. Derlei haben gewiß keine kirchenfeindlichen Ketzer geschaffen, sondern Kleriker oder Gläubige, die gerade aus ihrer Alltagsvertraulichkeit mit Heiligen das Vertrauen schöpften — Intimität macht dreister —, neue ‚would-be'-Heilige zu schaffen, das kirchliche Mäntelchen um profane Begriffe zu mummen. Das Heilige wird so durch das formale Element, das gleichsam eine sprachliche Kategorie erschafft, grammatikalisiert: *san-*, das ist sozusagen ein Heiligkeit andeutendes Präfix, wie *vice-* und *ex-* in die Beamtenhierarchie hineinführen: das Präfix *archi- Erz-*, das selbst aus kirchlich-hierarchischen Verhältnissen entsprungen ist, hat ja eine ähnliche parodistische Nuance entwickelt *(archisot)*. Als ich in einer Zensurabteilung jahrelang versteckte Hungerklagen italienischer Kriegsgefangenen sammelte, war ich baß erstaunt, mit welcher Häufigkeit und Zähigkeit alle möglichen Hungerheilige, wirkliche *(S. Brigida)* und erdichtete *(S. Magno, S. Crepanzio, S. Pacchiano*, zu *pacco* ‚Paket'), auftauchten: es war das Staunen des angeblich „wissenschaftlich" eingestellten Beobachters, der nicht an das praktische Fortleben im Mittelalter und der früheren Neuzeit ganz geläufiger Vorstellungen glaubte: vgl. etwa das *Sitio* der Passion, zum Trinkerwitz herabgewürdigt vom Gläubigen Rabelais, oder eine Stelle in Calderón's *La vida es sueño* (III, 1), wo der Gracioso die volkstümliche Einkleidung von Gastronomischem in Sakrales vornimmt:

Que en una prisíon me veo,
Donde ya todos los dias
En el filósofo leo

Nicomédes [= ni comédes], *y las noches*
En el concilio Niceno [= ni ceno].
Si llaman santo al callar,
Como en calendario nuevo,
San secreto es para mí,
Pues le ayuno y no le huelgo.

Wörter wie it. *santo, benedetto,* frz. *benêt* sind oft ganz ihrem sakralen Milieu entrückt: *tutto il santo giorno* ist nicht mehr als *den ganzen lieben Tag, quel benedetto male di stomaco* wird gleich *maledetto,* in frz. *benêt* ist das Bewußtsein für die „Segnung" ganz verloren gegangen. Schuchardt mit seinem feinen etymologischen Ohr hat „das Echo priesterlicher Stimmen" des öfteren im Romanischen gehört, und ich habe *Aufsätze* S. 214 auf seinen Spuren liturgische Wendungen gesammelt, Fossilien in der Sprache, die das Mechanische der gottesdienstlichen Übung zum Ausdruck von Profanem benutzen, also den Alltag mit geistlichem Talar kostümieren: „das Echo des Gebetleierns" sehe ich dort, wo ein Gebetstück als Zeiteinheit erscheint: vgl. noch außer den a. a. O. zitierten Beispielen andal. *en un santiamen,* wo der „Etalon" aus zwei zufällig beieinander stehenden, nicht miteinander syntaktisch verknüpften Wörtern besteht [in nomine patris et filii et spiritus] *sancti amen;* vgl. etwa das *absterbens amen,* das man in familiärer österreichischer Rede für ‚jawohl' hören kann. Besonders der Name Jesus oder das Vaterunser erscheint als minimale Zeiteinheit: Blasco l. c. I, 58: *¿No dicen nada? — ¡Ni Jesús, ni este moro es mío!* (neben einem profanen Alltagsrefrain!), II, 24 *Del primer viaje que la tiré, no dijo ni Jesús,* Rodríguez Marín l. c. IV, 148:

Acuérdate, pecador,
Que tu vida es una luz
Y que te puedes morir
Antes de decir „Jesús",

ebenso in Sizilien: vgl. Pitrè, *Studi di leggende pop. in Sicilia* S. 201: *e'ntra un Patri e Figghiu tutti li Francisi foru livati di'mmenzu*, und in dem katholischen Österreich: Peter Rosegger, *Als ich das erste Mal auf dem Dampfwagen saß:* „Zehn Vaterunser lang mochten wir so begraben gewesen sein, da lichtete es sich wieder." Von sonstigen trivialisierten liturgischen Ausdrücken erwähne ich noch tosk. *aisónne* ‚in abondanza' (wenn zu *kyrie eleison)*, das von Angiolini gebrachte reggio. *esser tocch int'al nomine patris* ‚nel comprendonio', it. *ámen[ne]* ‚basta, è finita' (Salvioni *RDR*. 4, 175): wie dtsch., frz. *amen* und ähnliches bogotá. *Angela María* „como interjección para denotar que se aprueba alguna cosa ó que se cae en la cuenta de algo; es indudable que se ha tomado de las palabras que se dicen á las oraciones" (Cuervo, *Apuntaciones* etc. S. 376). Auch Appellativa werden gern durch Fragmente der lateinischen Sakralsprache ausgedrückt, Pereda, *Gonzalo González de la Gonzalera* S. 34 *¿Cómo ha de pasar un tren por debajo del agua sin que se ahogue el insuncorda que vaya adentro?* (= lat. *sursum corda*, Bdtg. ‚der Mensch'?), Palacio Valdés, *La hermana San Sulpicio* S. 128: *Ni faltaba tampoco el caballero obligado de buena sombra, que dice grácias en voz alta y anda de grupo en grupo quedándose con todo María Santísima* ('mit aller Kaltblütigkeit'), 270 [er schlägt seine Frau] *con too María Santísima.* Die Worte des Breviers *Tu autem, Domine, miserere nobis*, haben in den romanischen Sprachen gezündet: frz. *c'est là le tu-autem* ‚das ist die Hauptsache', gask. *lou tu-autem d'un coumplot* bei Ader 1968 (womit Ducamin fälschlich frz. *tuyau* ‚Tip beim Rennen' zusammenstellt), prov. *tü-autem* ‚difficulté, nœud de l'affaire; gros bonnet, richard', auch im Katal. in beiden Bdtg. (wenn

auch Vogel nur die persönliche ‚Macher, Hauptkerl' hat; vgl. aber *Rond. mallorqu.* VI, 34 *Tots romangueren ab sos cabeys drets, com el me veuen ab tant de "tu-autem"* ‚mit soviel Aufwand, Pracht', VI, 144 *Mira, te faré creu d'aquelles tres anys que me deus, y estarem cabals d'aquell "tu-altem"* 'quitt mit dieser Angelegenheit', mit interessanter Entwicklung *au* > *al* wie *altar* ‚gefallen' aus *adaptare* > *a[z]autar)*, piem. *tu-autem* ‚Schwierigkeit' usw.[1]. Man wird bemerkt haben, daß gerade Spanien, das gläubige Land des Katholizismus, besonders üppig die scherzhafte Anwendung kirchlicher Wendungen auf den Alltag pflegt: die religiöse Durchdringung schafft eben eine besondere lexikalische Beeinflussung — genau wie etwa der Gedankenkreis einer bestimmten Beschäftigung, eines Berufes die Sprache der Berufsangehörigen mit deren Termini durchwirkt (etwa die Sprache der asturischen Fischer Pereda's auch bei Gesprächen, die sich nicht um Fischerei drehen, mit Fischereiausdrücken durchsetzt ist). Zweitens bemerken wir, wie gerade die Worte der lateinischen Sakralsprache mit ihrer isolierten Fremdheit innerhalb der Volkssprache — wie jedes Fremdwort — leicht von ihrer semantischen (und phonetischen) Eigenart abgetrieben werden und sich zur Parodierung und Entstellung gern hergeben: das Feierliche ist ja mit der Versetzung in den Alltag schon parodiert. Die Bischofsmütze, auf die Straße gezerrt, wird zum Symbol karnevalistischen Mummenschanzes. Aber gerade die Parodie des Heiligen beweist dessen Einfluß, indem der Scherzende dennoch mit seinen Worten gerade die Herrschaft der Mächte bejahen muß, die er bespöttelt.

* * *

[1] [Zum Weiterleben von Sätzen oder Satzstücken aus der Liturgie in der Volksmundart vgl. noch Haust, Etymologies wallonnes et françaises (1923) S. 240f.]

Der vorliegende Artikel war geschrieben, bevor ich die auch für den Sprachforscher so anregungsreichen und den in den Worten sich bergenden Gefühlsgehalt aufspürenden, daher echt sprachwissenschaftlich empfundenen Werke von Rudolf Otto, „Das Heilige" und „Aufsätze das Numinose betreffend" gelesen hatte. Wenn Otto z. B. in dem zweiten Werk S. 49 mit dem ‚Numinosen' die „beständige direkte, allzu selbstverständliche Anrede" ohne ‚Heiligenblende' dem Ewig-Höchsten gegenüber unvereinbar hält und Er-Gebet, aber auch Impersonalia für die Anrede des Göttlichen empfiehlt, so stimmt das zu meinem Aufsatz über das ‚symbolische' Demonstrativpronomen (s. u.) zusammen. In „Das Heilige" S. 41 erwähnt Otto, daß die heil. Theresia zu Gott ‚Ew. Majestät' sagt, die Franzosen im Gebet gern *vous*, und er fordert eine eigene Sprache für ‚numinose Hymnen' — also er hat das deutliche Gefühl, daß dem von ihm herausgesonderten Numinosen als eigener psychischer Kategorie auch eine eigene Ausdruckssprache entsprechen müsse: aber ach — die Promiskuität der sakralen und der banalen Vokabulare läßt auch bei dem, was Otto ‚numinose Urlaute' (in den „Aufsätzen" S. 11 ff.) nennt, keine spezifisch numinosen Worte zu: *hū*, *st*, aind. *ā-caryam*, ‚das bei dem man aaah! machen muß', *om*, *hum*, *oh*, *euoi* — alle diese von Otto angeführten Urlaute sind leider auch Alltagslaute: der ‚numinose Brummlaut', wie Otto sagt, ist eben doch ein gewöhnlicher Brummlaut. — Ich habe hier den zweiten Teil meines im *LBl.* 1921 erschienenen Aufsatzes, der die Frage der sprachschaffenden Kraft der Religion zu beantworten versucht, wegen seiner mehr kritischen Form (Besprechung der Werke von Matthias Mieses) nicht aufgenommen.

13. SPREIZSTELLUNG BEI PRÄPOSITIONALEN AUSDRÜCKEN IM FRANZÖSISCHEN (AVEC SUR LA FIGURE GRAVE UN BON ET DOUX SOURIRE).

TOBLER hat seine berühmten „Vermischten Beiträge" als solche „zur französischen Grammatik" gedacht und benannt, obwohl manches von ihm Behandelte weniger zur Grammatik als zur Stilistik gehört und oftmals das heutige Grammatikum ein Stilistikum ist. Das gilt z. B. von dem Aufsatz (3/16) „Präposition von ihrem Substantiv durch eine präpositionale Bestimmung getrennt", der von der „in heutiger Prosa" (genauer seit dem Impressionismus) vorkommenden, „in den Grammatiken . . . unberührt gebliebenen Erscheinung" *avec sur la figure grave un bon et doux sourire* (bei E. Goncourt, Frères Zemganno), *dans presque l'affectueux compagnonnage coude à coude des soldats en campagne* (ebenda), *pour, quand elle se défendait de moi, atteindre les genoux de ma nourrice* (Judith Gautier) handelt. Tobler versucht für das, was ich die „Spreizstellung" in allen diesen Fällen nennen möchte — Präposition und Substantiv werden durch die dazwischentretende Bestimmung auseinandergespreizt, aber bleiben zugleich doch miteinander verbunden —, eine „grammatische" Erklärung: er beobachtet, daß die Präpositionen, bei denen diese Stellung am häufigsten vorkommt, meist *avec* und dessen Gegenteil *sans* sind, und schließt daraus auf eine Analogie von Partizipien von Verben des „Ausgestattetseins" und „Ansichhabens" *'ayant'*, *'montrant'*, *'n'ayant pas'*: „Wie mit *ayant, montrant, n'ayant pas* oder ähnlichen Ausdrücken, mit denen *avec* und *sans* sich

in den vorgeführten Sätzen würden vertauschen lassen, die Voranstellung der gleichzeitig adverbialen und prädikativen Bestimmungen *sur sa figure* usw. gleich gut ist wie die Nachstellung, so wird auch bei *avec* und *sans* beides zuzulassen sein". G. Loesch, „Die impressionistische Syntax der Goncourt" (Nürnberg 1919 S. 85ff.) hat das Verdienst, die Erscheinung in ihr stilistisches Ursprungsmilieu zurückversetzt zu haben, da sie ja „vielleicht überhaupt auf die Goncourt zurückgeht". Allerdings billigt Loesch Toblers Erklärung („die Anlehnung kurzer adverbieller Bestandteile an *ayant* ist nichts Auffälliges und kann dadurch leicht auf die Bildungen mit *avec* eingewirkt haben"). Aber er selbst hat eine Bemerkung gemacht, die eigentlich zur Ablehnung der Toblerschen Ansicht führen müßte: „Übrigens ist zu bemerken, daß sich die Einschiebung nicht so eng an *avec* wie an *ayant* anschließen kann. Nach dem Partizip kann man die adverbiale Bestimmung ohne abzusetzen aussprechen, während nach der Präposition eine gewisse Sprechpause erforderlich ist. Dadurch wird im letzteren Falle die Einschiebung besonders hervorgehoben. Sie stellt eine Art Geschwulst dar, während es sich bei der Form mit *ayant* um eine Gliederung auf gleicher Ebene handelt." Die Geschwulst oder Spreizung ist aber meiner Ansicht nach etwas Wesensverschiedenes von der Gliederung auf gleicher Ebene, die gar nicht zur Erklärung jener anderen Erscheinung herbeibemüht werden darf. Die Stimme setzt etwas tiefer an, wenn der Einschub beginnt, der auch durch die Pause markiert ist, andererseits weist das relativ höher gesprochene *'avec'* über den Einschub hinweg zum zugehörigen Substantiv hin. Die Art, wie derartige Stellen mit 'Spreize' gesprochen werden, ist total verschieden von der bei *'ayant'*, und

die „grammatische" Betrachtung Toblers hat hier vom lebenden Sprachrhythmus zu wenig Notiz genommen: diese Einschiebungen sind gesprochene Parenthesen, die ganz ausgesprochen den Zweck haben, etwas Nebensächliches, auf zweitem Plan Stehendes in das Satzganze einzufügen, während bei *'ayant sur la figure un sourire'* keine Spreizung, keine Parenthetik zu bemerken ist. Bei *'dans presque l'affectueux compagnonnage'*, das Tobler bei seiner Erklärung (Muster: *'ayant'* . . . .) „gewagter" erscheint, ist der Einschub — und Korrekturcharakter des *'presque'* absolut klar: man könnte schreiben *'dans — presque! — l'affectueux compagnonnage'*. Die Tobler „bedenklich" erscheinende Einschaltung eines langen Satzstückes in dem Beispiel *dans presque l'affectueux compagnonnage coude à coude des soldats en campagne* ist ebenso wie die des Satzes bei J. Gautier einfach demselben Bedürfnis nach Kommentar zuzuschreiben. Ebenso wie Tobler nimmt E. Richter (Archiv f. neu. Spr. 135, 367) Ausdehnung des bei *'avec'* Üblichen auf Fälle mit anderen Präpositionen an. Aber mit Recht erwähnt sie unsere Fügung unter den von verbaler Satzgestaltung wegführenden Erscheinungen des neueren Französisch. Gerade E. Richter hat ja auch die Tendenz zur Synthetik hervorgehoben: ein fast „deutscher" Satz wie der aus R. Rolland *Quand je pense qu' à cette heure, je pourrais être à Amiens, occupé à mettre en ronde des foutaises de considérants, avec pour toute distraction la vue de temps en temps, au travers des barreaux, de quelque vieille dévote s'en allant à l'église!*, kann zeigen, daß das *'avec pour toute distraction'* zur selben Erscheinung hinzugehört wie die „synthetisch" dargestellte *'vue':* das Gesehene wird zu einem Ganzen geballt, daher die Einschaltung von *'de temps en temps,*

au travers des barreaux'. Man sieht auch nicht ein, warum Tobler *'pour, quand elle se défendait de moi, atteindre les genoux'* von dem *'pour, à tout le moins, vous dire ses desseins'* bei G. Sand (S. 128) trennt und dieses mit klassischem *'pour avec éclat en retirer ma foi'* zusammenstellt, also den Fällen, wo ein von einer Präposition regierter Infinitiv seinerseits eine präpositionale Bestimmung zu sich nimmt (*'pour en retirer ma foi avec éclat'*), während *'à tout le moins'* doch ebenso deutlich parenthetisch ist wie etwa oben *'presque'* (ähnlich *'encore'* usw.). In einem Beispiel vollends wie dem von Brunot bei Petit de Julleville VIII, 803 zitierten „*les rencontres de sa vie avec, hélas! la vie*" kann das Vorbild von *'ayant'* gar nicht gewirkt haben, da hier *'avec'* ja nicht das Ausgestattetsein ausdrückt, sondern das Begegnen (s e i n Leben begegnet d a s Leben)[1]. In der Ausbildung einer solchen Parenthetik

---

[1] Schematisch würde ich also Toblers Erklärung so darstellen:

I. bei *ayant* beide Stellungen berechtigt: ayant un bon sourire sur la figure — ayant sur la figure un bon sourire;

II. bei *avec* nur e i n e berechtigt: avec un bon sourire sur la figure.

Da *ayant* = *avec*, bei *avec* auch Stellung 2: avec sur la figure un bon sourire.

Wogegen ich nachweise, daß *ayant s. l. f. un b. s.* und *avec s. l. f. un b. s.* nicht gleich gesprochen werden und nicht dem gleichen Stilmilieu angehören. Wenn, wie mir A. Schulze nahelegt, Tobler mit *ayant* nur eine P a r a l l e l e und die E r k l ä r u n g mit seinen Worten S. 131 gegeben hätte: „Die zwischentretende Bestimmung hat auf den ihr hier angewiesenen Platz insofern ein g u t e s R e c h t, als sie tatsächlich weniger eine nähere Bestimmung zu dem nachfolgenden Substantiv als zu der Vorstellung des

im neueren Französisch liegt also das Problem, nicht in der Stellung der Bestimmung zwischen der Präposition und ihrem Substantiv. Einzelne Schriftsteller betonen geradezu diesen Einschubcharakter, so ist deutlich das *'hélas!'* ein eingeschalteter Ausruf; Barbusse, *Nous autres* . . . (S. 80) schreibt: *„Ils se séparaient avec — on les avait vus — une sorte de précaution“* (man hört die Angst des Gesehenwordenseins in dem plötzlich und schnell herausgestoßenen Einschub!), S. 115 *„Je la contemplai* . . . (Punkte im Text) *Je la contemplai avec — malgré moi — mes chers, mes pauvres amis — avec une joie animale et féroce“*. Dieses letzte Beispiel zeigt besonders deutlich die Herkunft dieser „Spreizstellung“ aus der gesprochenen Sprache, von der die Impressionisten so vieles in die Schreibsprache hinüberführen. Der Sprechende ringt von Anfang an mit den Worten: nach *'malgré'* macht sich vollends die Unruhe bemerkbar, das entscheidende Wort aussprechen zu müssen; er entschuldigt sich wegen der „animalischen“ Regung, die er empfunden hat, indem er sie als unabschüttelbar *('malgré moi')* darstellt und seine Freunde zu Zeugen seiner desolaten Stimmung anruft. Ohne weiteres kommen wir von hier aus zu dem neuerdings hochliterarischen Typus *'avec, malgré moi, une joie animale'*, wenn wir die Schwankungen der augenblicklichen Erregung beim Formen des Satzes weglassen (die Wiederholung des *'avec'*). Loesch hat diese „Möglichkeit“

Ansichhabens, des Ausgestattetseins ist, die durch *avec* . . . geweckt wird“, so hätte Tobler nur 'das Recht', nicht die Notwendigkeit des Eintretens der Spreiz-Konstruktion betont (bei mir fließend aus der Sehweise der betreffenden Sprachkünstler), daher nicht die historische Erklärung gegeben.

schon im Auge gehabt, er zitiert ein Beispiel aus E. de Goncourt, der eine Frau aus dem Volke so sprechen läßt: „. . . *un tas de sciure de bois, avec autour — comme qui dirait le fond d'une bière — quatre planches pour* . ., besonders das '*avec — autour — quatre planches*' scheint mir sehr volkssprachlich: es ist bezeichnend, daß diese Verwendung mit nur einem modifizierenden Wort auch von Loesch als die älteste bei den Goncourts belegbare angeführt wird: '*avec au loin les bleuâtres silhouettes de Domfront*' (im Jahre 1852), '*une ombre, avec autour la neige de langs cheveux blancs*' (1863), während erst ab 1867 der Typus in die Romane eingeführt wird. Damit sind wir denn weit abgeraten von der schreibsprachlichen, hyperliterarischen Wendung mit '*ayant*'. Der naive Sprechende (das Volk) pflegt eben sich gern auf Nebenwege ableiten zu lassen, den Hauptstrom der Rede zu unterbrechen und dem sich bietenden Einfall zu überantworten. Bei-der-Stange-bleiben-können ist ein Erfolg sprachlicher Zucht. In der volkstümlichen Rede kommt es dann gern zum Anakoluth, zum Nie-Wiederkehren in das alte Konstruktionsgeleise; die 'artistischen' Schriftsteller haben die Parenthese natürlich bloß zur Lockerung des herkömmlichen straffen Satzgefüges verwendet, sie lassen nur Spreizung, nicht Zerplatzen des Satzmodells zu. Kein Zufall, daß es gerade die Impressionisten sind, die diesen die 'Eindrücke des Augenblicks' wiedergebenden volkstümlichen Typus in die Literatur eingeführt haben. Die Straffheit des Satzgefüges hat gelitten, aber dieser Nachhall des Ringens um die Formung des Satzes wirkt nach, der Satz ist zwar nicht als seiendes, aber als werdendes Gebilde gegeben. Er ist durchseelt von der Seele des mit der sprachlichen Formung ringenden Sprechers, er ist

gesprochen. Loesch hat wiederum sehr recht, wenn er die 'Trennung von Präpositionalausdrücken' (besser wohl: Trennung bei Pr.?) einreiht in die „Trennungen zusammengehöriger Satzteile", die er als sprachlichen Ausdruck des Impressionismus der Goncourts gefunden hat, vgl. S. 78: „sie rissen auch eng zusammengehörige Satzglieder, namentlich durch Einschiebung von adverbiellen Bestandteilen auseinander. Ein normaler, harmonisch gebauter, französischer Satz wirkt fast wie ein einziges langes Wort. Die Satzbestandteile sind in einen so engen Rahmen eingespannt, daß sich schwer einer loslösen läßt. Dagegen ist in einem Goncourtschen Satz mit seinen Worttrennungen jeder Satzteil ziemlich selbständig und dadurch für sich allein wirkungsvoll. Es ist deswegen meist unmöglich, einen Satz der Goncourt zusammenhängend zu lesen; man muß fast nach jedem Glied absetzen. Durch diese 'Dosierung' wird natürlich die impressionistische Wirkung erhöht, aber darin liegt auch das Nervöse und für den Leser sehr Ermüdende dieser Schreibart begründet". Ich erwähne hier noch andere Trennungstypen der modernen Prosa als die bei Loesch aufgezählten, (schon in meinen *Aufsätzen* S. 29 und Ztschr. f. frz. Sprache 42/2, 158 gelegentlich der Schrift „Die Vorherrschaft substantivischer Konstruktionen im modernen französischen Prosastil" von Hachtmann angedeutet): *tels, derrière le rideau baissé, les trois coups de l'avertisseur, comme, au creux d'une caisse, les coups de marteau d'un emballeur; sauf, pour ne pas bigarrer le langage, à les cuisiner à notre mode; et avec sa vivacité grasse de femme trop énergique de jeunesse pour ne pas pouvoir (sans qu'il parût) tyranniser son embonpoint, ayant bientôt gagné l'avenue du Bois de Boulogne* — dieser letzte Satz aus Hervieu mit seinem

Drei-Kulissen-System nimmt schon Proust voraus. Ähnlich stellen Engwer-Lerch in ihrer gedankenreichen „Französischen Sprachlehre“ von 1926 (S. 66) den „Einschub einer präpositional ausgedrückten adverbialen Bestimmung in eine andere“ (was übrigens zu eng ausgedrückt ist, vgl. die Einschübe wie: *'hélas!'* *,on les avait vus'* und bei Engwer-Lerch selbst das Beispiel: *'avec, prise dans la profondeur, une pièce éclairée en second jour'*) zusammen mit der „rhythmischen Abwechselung“, die dem monotonen analytischen Satzbau mit seinem „gleichförmigen Crescendo“ entgegenwirke; sie sollten vielleicht noch deutlicher auf eine neuerdings im Frz. sich ausbildende Synthetik hinweisen: man denke an Proust und seine Vorliebe für Parenthesen (s. u.). So statt *'ils trouvèrent les maisons pillées par les maraudeurs du régiment qui avait passé'* vielmehr: *'ils trouvèrent, abandonnées par leurs habitants, les maisons du village en ruines'*; oder: *'les coeurs vulgaires ne peuvent comprendre le bienfait, pour un malheureux, de cette tristesse sans bornes'*. Der Einzelfall *'avec, prise dans la profondeur, une pièce'* ... ordnet sich also einer allgemein-neufranzösischen Tendenz zur Synthetik ein. Insofern der Sprechende die Komplikationen, die ihm die Welt darbietet, nicht auflöst, nicht zum leichteren Verständnis des Hörers analysiert, nicht ,zerspricht', handelt es sich eben ursprünglich um naiv egozentrische, volkstümliche Redeweise, — die aber nun merkwürdigerweise mit einer philosophischen Weltansicht, die alles als komplex ansieht, zusammenstimmt. Wieder braucht nur an Proust erinnert zu werden. Man sieht jetzt, das Impressionistische des *'avec sur sa figure un sourire'* liegt nicht bloß in der Nervosität der 'Dosierung', sondern auch in dem Darstellen von Komplexem.

R. Hamann „Der Impressionismus in Leben und Kunst" (1923) hat (besonders in Kap. IV „Der Impressionismus in der Dichtung") von den Tendenzen im Impressionismus zu Vervielfältigung der Eindrücke gehandelt (etwa im Gesamtwerke R. Wagners, in der Regiekunst Reinhardts): die Eindrücke sollen, wie Hamann sagt, „kompakt", „gedrängt" sein — in meiner Ausdrucksweise: komplex. Hamann weist im deutschen Dichterstil St. Georges Häufung von Partizipialkonstruktionen statt Relativsätzen nach, die seinen Sätzen „Gedrängtheit" geben, das Deutsch der Impressionisten enthält „Komposita von stärkstem, gesättig(te)stem Inhalt". Daher auch der Nominalstil, der nur „betonte Satzteile" gibt. Hamann sieht in diesem gedrängten Schreiben der *écriture artiste* das Ausschöpfenwollen des augenblicklichen Eindruckes, ein Analogon zu der „Rauhigkeit" bei der malerischen Behandlung der Fläche im Pointillismus. Daß höchstes künstlerisches Raffinement zusammenstimmt mit naiver Volkssprechweise, braucht uns nicht zu verwundern: die Sprachkunst bezieht ihre durchschlagende Wirkung von dem „Natürlichen" des Volksgebrauches.

Nun ist aber noch zu fragen, warum gerade bei '*avec*' (und seinem Gegenteil '*sans*') die parenthetische Stellung so viel häufiger ist als bei anderen Präpositionen: dies hängt mit dem Bedeutungsgehalt von '*avec*' zusammen, das die Komplikation des Weltganzen am besten ausdrückt, das 'mit', das Beteiligtsein von anderem. Ja, ich gehe soweit, die '*avec*'-Komplikation in Beziehung zu setzen mit dem Nominalstil. Die '*avec*'-Bestimmungen lehnen sich an die Substantiva an, sie bilden die nominal geformten Nebenbestimmungen zu den nominalen Hauptbestimmungen (une ombre, *avec, au loin, autour la neige de longs cheveux blancs).*

Man könnte bis zu gewissem Maß aus Gedichten Arno Holz's Stellen vergleichen wie:

Hinter mir
tictac,
eine Uhr,
meine Stirn
gegen die Scheibe.

oder: *Über Tannen und blauen*
Birken
ballt der Abend
rote Wolken.

Der impressionistische Satz ordnet ein Geschehen nicht einem dynamischen Bewegungsrhythmus unter, sondern er verteilt Licht bloß über die einzelnen Hauptteile, — wie etwa der Maler Carrière Augen und Mund aus einem Gesicht allein hervorleuchten läßt. Um einen Eindruck zu schildern, fügt er die '*avec*'-Bestimmung hinzu. Ein Mitarbeiter der *Revue bleue* (bei Tobler zitiert) tadelt dies '*avec, à leurs fronts bas, des lueurs de sang*'[1], während '*avec des lueurs de sang*' von Verständnislosigkeit für "*l'harmonie et le pittoresque modernes*" zeuge (ironisch gemeint) — man sieht, der Kritiker empfindet diese Präzisierung durch '*à leurs fronts bas*' als einen lästigen Einschub. Man soll aber nach Absicht der Schriftsteller niedere Stirnen in Kombination mit Blutschein sehen, die Form in Komplexion mit der Farbe, wie etwa Degas die Drehung einer Balleteuse zusamt den Farbeneffekten ihres Röckchens malt. In Fällen mit Einschub von '*presque*', '*encore*', '*au moins*'[2]

---

[1] Der Impressionist sieht gleichsam als Einheit: { Männer mit Blutschimmer auf niederen Stirnen }.

A. Schulze betont mir gegenüber sehr mit Recht, daß bei meiner Erklärung Fälle wie *avec, par négligence, un affront; avec, de temps à autre, des bonds* die Spreizstellung als schon zur Gewohnheit gewordene Erscheinung zeigen, die ursprünglichen Fälle müßten die mit *avec* sein (schon die mit *sans* wären sekundär) und diejenigen, „in denen einem anschaulichen, greifbaren Bilde zum Ausdruck verholfen

usw. könnte man auch mit der impressionistischen Wiedergabe der genauen Nuance rechnen, — etwa wie die *demi-teintes*, die verschwimmenden Moiré-Farben beliebt sind, so versucht der Impressionist der Sprache Übergangsformen, daher muß er korrigieren, modifizieren, abschwächen: *'avec, à leurs fronts bas, des lueurs de sang'* zeigt einen Lichtreflex, der eines Platzes bedarf, auf dem er sich male: die Stirn. *'avec sur sa figure grave un bon et doux sourire'* — das Lachen muß sich irgendwo „abspielen". Nicht das Lachen im wesenlosen Raume wird gesehen, sondern ein lachendes Gesicht, der Träger des Lachens. *avec sur les yeux une jumelle* — so könnte man die Haltung jenes Herren im Hintergrund definieren, den Renoir in seinem Bild „In der Loge" im Halbdunkel erscheinen läßt — man sieht eine Hand, die ein Opernglas hält, Gesicht und Gestalt verschwimmt. Mit *'avec'* kann alles mögliche Zufällige angeknüpft werden, das dem momentanen Eindruck anhaftet: „Ebenso ist dem Impressionisten jeder Ausschnitt aus der Natur recht, wie er sich ihm bietet ... Überschnittene Formen, unerklärliche Fragmente einer Erscheinung stören ihn nicht" (Hamann S. 21).

Ganz anders wird *'ayant'* gebraucht und auch von ganz anderen Schriftstellern, von Flaubert z. B., jenem Flau-

---

werden soll" — das stimmt auch historisch, vgl. das Beispiel mit *avec autour* bei Goncourt. Heute dürfte im Franz. die Spreizstellung gar nicht mehr als ungewöhnlich empfunden werden, „so daß *avec sur sa figure un bon sourire* im Rhythmus von *ayant s. s. f. u. b. s.* kaum unterschieden wird" (Schulze). Es ist nicht das erstemal in der Sprache und in der Kunst — daher auch in der Sprachkunst —, daß spätere Perioden als formale Elemente oder Schnörkel Erscheinungen mitschleppen, die einmal Aufsehen erregt und Eindruck gemacht haben.

bert, der (vgl. Tobler) sich einstens abfällig über das Goncourt'sche *et avec sur eux* usw. geäußert hat: *'Mme Arnoux se tenait assise sur une grosse pierre, ayant cette lueur d'incendie derrière elle* (Éducation sentimentale); *d'un côté s'étendaient à perte de vue des plaines stériles ayant sur leur surface de pâles étangs'* (Trois Contes). Thibaudet, dessen Flaubertbuch diese Beispiele entnommen sind (S. 292), zeigt, wie Flaubert dies *'ayant'* V. Hugo entlehnt hat *(Booz endormi: 'Les collines ayant des lis sur leurs sommets')*, und sieht im Gebrauch des Auxiliars einen *'effet de sobriété'*, *'d'élargissement, de vide'*, *'signes de pauvreté, de nudité, qui rappellent cette reliure en maroquin noir dite janséniste'*, *'une valeur noire'*, also als leere Formwörter, die gerade durch ihre Bedeutungslosigkeit abstechen sollen von dem Bild, auf das der Schriftsteller allen Eindruck konzentrieren will *(lueur d'incendie)*, oder das Verbleiben oder Verschwinden andeuten sollen: *'des plaines stériles, ayant sur leur surface de pâles étangs'*. Während also *'des plaines stériles avec sur leur surface de pâles étangs'* das Bild zusammenfassen, raffen würde, — was bei dieser Wüstenlandschaft wenig am Platze wäre —, löst sich bei *'des plaines stériles ayant sur leur surface de pâles étangs* das Bild sozusagen auf, es verschwimmt. Bei *'avec'* Kompression und Komplexion, bei *'ayant'* Auflösung und Entspannung.
Die Häufigkeit des Spreiztypus mit *'avec'* beruht also nicht auf der Analogie des *'ayant'*, sondern auf dem Streben nach Abschilderung von Komplexionen. Man versteht nun auch meinen Ausdruck „Spreizung", (nicht „Trennung", wie Loesch sagt): auseinandergespreizte Teilstücke werden zwar getrennt, aber sie üben auch eine verklammernde Wirkung: in *'avec sur sa figure un sourire'* ist *'sur sa figure'* hineingekeilt

zwischen *'avec'* und *'un sourire'*, der ganze Ausdruck ist also eher vereinheitlicht als bei *'avec un sourire sur la figure'*. Er ist so besser geeignet, eine in sich geschlossene Komplexion wiederzugeben, er beweist die „Vorliebe für das momentan wirksame Bild, für den weniger zeitlichen Zusammenhängen ausgesetzten sichtbaren Eindruck".

Aber, wird man fragen, schafft die *'avec'*-Spreizung nicht perspektivische Wirkungen, die dem Impressionismus eigentlich fremd sein müßten? *'avec, prise dans la profondeur, une pièce éclairée en second jour'* — sieht man mit dem Satzstück *"prise dans la profondeur"* nicht zugleich diesen *'second jour'*, gleichwie in dem bekannten Velazquez'schen Bild der Teppichwirkerinnen das Zimmer mit den den Wandteppich betrachtenden Beschauern deutlich abgehoben ist von dem Raum, in dem die *'hilanderas'* sitzen? Die Spreize übt offenbar Hintergrundwirkung. Hamann sagt von impressionistischer Malerei (S. 16): „der Eindruck körperlicher Rundung und vertiefter Räume kommt gar nicht zustande, es bleibt alles fleckenhaft und flächig im bloßen Nebeneinander, wie in einem Plan oder in völliger Unbestimmtheit des Vorn und Hinten und der Distanzen. Es fließt alles ineinander und sondert sich weder in den Konturen des Nebeneinander, noch in den räumlichen Abständen des Hintereinander". Aber Hamann sagt dies von der Malerei — die Kunst des Wortes kann eben, da sie abgegrenzte Worte hat, nicht auf Abgrenzung von Planen, auf Reliefwirkung verzichten. In der Sprache stellt sich dann von selbst mit der komplex-synthetischen Ausdrucksweise, mit dem Nominalstil und seinen Satelliten, den attributivischen Bestimmungen, eine Vorder- und Hintergrund-Anordnung, eine Über- und Unterordnung ein, die in letzter Linie

im menschlichen Atem und den durch ihn bedingten Abteilungen und Differenzierungen, also in der lebendigen Hervorbringung des Wortes im Sprechen, ihren Grund hat. Bei Proust werden wir diese Technik der architektonischen Gliederung und des hierarchischen Anordnens in der höchsten Ausbildung finden, also die letzten Ausläufer Goncourtschen Impressionismus mit klassisch-französischem Ordnungstreben sehen. Die italienischen Beispiele aus D'Annunzio, Deledda usw., die den französischen '*avec*'-Typus nachahmen (z. B. '*con in testa la luna piena*'), scheinen mir die Komplexion nicht so gut auszudrücken, weil das einsilbige '*con*' nicht so gut wie '*avec*' die Möglichkeit bietet, auf dem '*mit*' auszuharren: '*con in*' ist im Italienischen nicht auffälliger als etwa '*in sulla testa*' — es entfällt die Pause nach '*con*' und damit die Spreizung.

* * *

Die vorstehende Studie kann an einem paradigmatischen Fall zeigen, wie stilgeschichtliche Kriterien syntaktische Gestaltungen der Sprache erklären können, zu denen der rein grammatische Weg keinen Zugang bietet.

14. DAS SYNTHETISCHE UND DAS SYMBOLISCHE NEUTRALPRONOMEN IM FRANZÖSISCHEN

Motto: Dieu vit un peu dans tout.
V. Hugo.

I. Frz. *cela, ça, ce.*

DAS frz. neutrale Demonstrativpronomen hat oft eine synthetische, eine die Situation oder mehrere Gegenstände, Ereignisse, Gedanken zur Einheit zusammenfassende, in eine Gesamtvision zusammenballende Funktion: Ch.-L. Philippe, *Bubu-de-Montparnasse*, S. 67: *Ils marchaient lentement sur le quai de l'Hôtel de ville . . . Les tramways passaient en faisant: Ouan! ouan! comme des bêtes féroces . . . Les maisons, en contre-bas, semblaient éloignées et les passants de l'autre trottoir n'étaient pas gênants. Il marchait à côté d'elle avec une âme pleine. Il dit: Ça me rappelle ma petite ville.* Für eine «volle Seele» sind das wenig Worte: *ça* ist ein dem Sprechenden sehr bequemes Mittel, um der Überfülle seines Innern, der Menge von Gesehenem und Empfundenem, Erinnnertem usw. Herr zu werden: er analysiert nicht, er gebraucht das «synthetische» *ça*, das die Ingredienzien der Situation ungesondert läßt. Das lakonische *ça* ist so recht bezeichnend für eine Erzählungsliteratur, die in den angeführten Worten ihrer Helden kondensierte Stimmungen wiedergibt und uns im berichtenden Teile zeigt, wie vielerlei in den alltäglichsten Worten mitschwingt, wieviel Seele und Erleben um unsere Äußerungen gelagert ist. Die Synthese kann durch ein 'alles' (*tout*) noch stärker gestrafft sein: etwa *le crépitement des obus, l'air envenimé par le soufre, la puanteur des cadavres, l'odeur pénétrante du gaz — t o u t c e l a vous terrifie sur le champ*

de bataille[1]. Dorgelès, *Les croix de bois*, S. 285: *Toute la guerre, tous les champs, tout cela tient dans cette pièce sombre.* Die Wiederaufnahme sprachlicher oder

[1] Das *tout* betont natürlich die Fülle der zur Einheit verschmelzenden Ingredienzien. Es hat gelegentlich eine erweiternde Funktion, die es besonders geeignet macht, bei übertriebenen Vergleichen einzutreten: Descaves, *Sous-offs*, S. 3: *Cette julienne démocratique de blouses, de redingotes, de tricots, de paletots, de casquettes et de feutres; toute une friperie promettant au décrochez-moi ça des revendeurs, le regret des paisibles entournures et des macules familières:* es handelt sich um ein Gedränge von Soldaten — das *toute* deutet an, daß es sich fast 'um einen ganzen Trödlerladen' handelt («es fehlte nichts mehr dazu»), aber gerade diese Überbesorgtheit, uns zu versichern, daß nichts am Bilde fehlte, führt dazu, das Nur-Bildliche, das Approximative des Vergleichs hervorzuheben: *tout* kommt so im Gegensatz zu seinem etymologischen Sinn zu einer abgeschwächten Bedeutung 'fast'. Oft bewirkt im Gegenteil das *tout* eine Vergrößerung des Aktionsradius der im Substantiv ausgedrückten Vorstellung, weil man eben aus der Vollständigkeit ('alles') auf eine Fülle von Teilen, also die Größe des Ganzen schließt: Ch.-L. Philippe, *Bubu-de-Montparnasse*, S. 9: *Les arcs voltaïques, les feuillages des arbres, les voitures qui roulent et toute une excitation des passants forment quelque chose d'aigu et d'épais comme une vie alcoolique et fatiguée.* Hier kommen wir mit deutsch 'eine ganze Erregung der P.' nicht mehr aus: etwa 'die geradezu erregte Haltung der P.' S. 133: *Puis on se fatigue du pain sec. Il avait au ventre tout un souvenir de cela, tout un poids ridicule de fromage de Brie, une oppression de mauvaise nourriture et de faim.* — Im Spanischen entspricht ein *todo ello*, während das Frz. *tout cela* sagen muß, weil *cela* überhaupt die betonte Form zum pronom conjoint *il* darstellt (s. u.): Unamuno, Ensayos III, S. 169: *una pareja, que está en la acera charlando . . . el transeunte de delante que va mas despacio que yo, un coche que se me cruza . . .,*

in der Außenwelt gruppierter Einzelheiten durch *cela* entspricht der demonstrativen Funktion des Pronomens — und doch wird die Zusammenfassung des Zerstreuten von diesen disjecta membra selbst ein wenig angesteckt, das *cela* bekommt etwas Vag-Unkonturiertes, Schwebendes: man denkt bei jeder Aufzählung unwillkürlich mit, daß sie n i c h t vollständig sei: das Beispiel aus Dorgelès könnte man auch so variieren: *Toute la guerre, tous les champs, que sais-je encore? — tout cela tient* . . . Das Demonstrativ wird denn auch dort angewendet werden, wo das Zusammengefaßte besonders vielfaltig und unübersehbar ist: Dorgelès, S. 14: *La retraite, c'é t a i t* [nach den Äußerungen derer, die den Rückzug durchgemacht hatten] *l'opération stratégique dont ils étaient le plus fiers, la seule action à laquelle ils se vantaient immodérément d'avoir participé, c'était le fond de tous leurs récits: la Retraite, la terrible marche forcée* [nun 20 Zeilen Beschreibung des Rückzugs]. *La Retraite . . . dans leurs bouches, cela prenait des airs de Victoire.* Vergleicht man *cela* mit der Spitze einer Pyramide, die «Ingredienzien» mit deren Basis, so ist im ersten Fall (*c'était* vor den Prädikatsnomina) die Pyramide umgekehrt gelagert wie im zweiten (*cela* nach Subjekt): dort wird eine Gesamtvision zerfällt, hier vereinigt. Warum wird nun nicht *la retraite était, la Retraite prenait* gesagt? Weil durch die eingeschalteten Demonstrative der Rückzug gewissermaßen als ein ungeheures, unbegrenztes Thema der Schilderung von dieser selbst getrennt werden kann: es ist, wie wenn der Maler von seinem Bilde zurücktritt, um es in einer

---

éste que me saluda, aquél que me llama la atención, el otro que parace mirarme . . ., á cada momento rostros nuevos, conocidos y desconocidos, t o d o e l l o exige una serie de adaptaciones.

Gesamtmusterung zu überschauen: *la retraite* wird ein einheitliches und doch dabei weitbegrenztes Ganze. Und warum nicht *la Retraite, elle était*..., wo doch durch eine ähnliche Pause Thema und Ausführung getrennt wären wie bei *cela?* Weil *retraite* zu persönlich wirkte: es ist zwar personifiziert (daher die Majuskel), aber doch einer Person nicht ganz gleichgestellt: es liegt eine Metapher vor, deren Wesen es ist, Analogien zwischen comparandum und comparatum anzudeuten, ohne daß vollkommene Deckung beider erzielt werden sollte — Gleichnis, nicht Identifikation. Das *cela, ce* mit seinem vereinigenden, dabei aber auch versächlichenden Zug ist hier am besten Platze. Das synthetische Demonstrativ bringt aber noch die verschiedenartigsten Vorteile: Sandfeld-Jensen, *Bisætningere i moderne fransk* (Kopenhagen 1909), S. 120 erwähnt neben *le verrou poussé l'avait surprise; son pantalon blanc qu'il a remonté laisse admirer qu'il a des bottes* (also dem von Lerch behandelten Typus *c'est son rêve accompli*) auch: *Deux jurys qui condamnent un homme, ça vous impressionne*; ein *deux jurys... vous impressionnent* hätte die Aufmerksamkeit unliebsam auf die zwei Gerichtshöfe gelenkt, während das *ça* auf die Situation, die Tatsache der Verurteilung durch zwei Gerichtshöfe, Gewicht legt; der Sprechende kann die vordringlichen Helden der Situation *(deux jurys)* weniger brauchen als diese selbst. Deutsch etwa: ,die Tatsache, daß zwei Gerichtshöfe . . ., macht einem Eindruck'. Mirbeau, *Les vingt et un jours d'un neurasthénique*, S. 2: *Il me semble que les paysages de la mort, ça doit être des montagnes:* das *ça* ermöglicht die klare Kennzeichnung des Subjekts im Gegensatz zum Prädikat, das eine unabsehbare Fläche vor uns zeichnet. S. 5: *Les Pyrénées, ça n'est rien du tout . . . ça n'est pas des montagnes:*

ein *les P. ne sont rien du tout* macht zu sehr den Eindruck eines tatsächlichen Plurals, nicht eines Plurale tantum — eine Menge einzelner Berge, nicht eines Gebirges (als ob es eine einzelne «Pyrenäe» gäbe, wie ich scherzhaft einmal von einer *Dardanelle* hörte). Im folgenden Fall betont *cela* die Einheit der Verwendung von in der Mehrheit vorhandenen Gegenständen: Dorgelès, S. 39: *Tu entends? C'est des balles. Gilbert écouta, amusé. Cela lui plaisait que les balles eussent ce joli son de guêpe. Et il ne pensa même pas que cela pouvait tuer:* 'das' = 'dieses Zeug', durch die grammatische Versächlichung, die mit der lebentötenden Wirkung in Widerspruch ist, entsteht eine unheimliche Wirkung. Ähnlich S. 64: *C'est encore rien, ceux-là* [les poux] ... *On en a eu des rouges, des poux d'arbis. C'est les plus féroces, ceux-là ça vous bouffe le sang. Et puis ça donne des maladies. Tandis que les autres, ça retirerait plutôt les mauvaises humeurs.* Die Läuse werden zuerst als Individuen behandelt (*ceux-là:* es gibt rote und andere), dann aber als Erscheinung, als ein Umstand, als die Plage des Soldaten. Aus der Zusammenfassung erklärt sich auch eine geringere Bestimmtheit der einzelnen Glieder, die in allen ihren Spielarten aufgenommen scheinen. Eine gewisse Verallgemeinerung enthält das *ça*, das ein vorangehendes Substantiv aufnimmt, dann insofern, als nicht nur das gerade im Satz stehende Subjekt, sondern auch ähnliche Begriffe wie dieses miteingeschlossen werden: im Deutschen würden wir etwa 'so was' sagen: Dorgelès, S. 22: *Un gars qui débarque, qui croit que les carottes ça pousse chez le fruitier:* 'so etwas wie Karotten' — die Unmöglichkeit des Behaupteten wird so nach schärfer; S. 153: *demande-z-y si les corbeaux ça ne vit pas des cent ans.* [Romains, *Mort de quelqu'un* S. 49.

Vous connaissez ça, Godard? (gemeint eine Postbeamtin)]. Dieses Unbestimmte des epanaleptischen *ça* macht es sehr geeignet zu einer pronominalen Verwendung, wobei das Pronomen nicht zu greifbar, zu sinnlich wahrnehmbar erscheinen soll: Philippe, S. 91/2: *La vérole, toi qui as eu la vérole, est-ce que ça met sur le flanc? — Tu as la vérole? — Non, mais ça me pend au nez. — Ha, ha, ha! . . . ça n'est pas au nez que ça pend. Bah! La vérole ne fait pas de mal. Moi, il y a deux ans que je l'ai . . . Au fait, tu la connais, c'est Francine qui m'avait passé ça.* Es wurde nicht *elle*, sondern *ça* gewählt, weil *elle* zu sehr identifiziert hätte, während *ça* nur den Umkreis andeutet: 'so etwas steht mir bevor.'

Immer mehr ist im Französischen die Verfestigung der Neutralkategorie beim Pronomen zu beobachten: wir haben nicht nur *qui — quoi*, *celui-ci — cela*, sondern neben persönliche *lui*, *elle* stellt sich *cela*, von Sachen gesagt — genau wie engl. *it*, das die Welt in eine belebte und eine unbelebte einteilt, trotzdem das Frz. die Dinge der Außenwelt bald durch Maskulina, bald durch Feminina ausdrückt. Nyrop hat in seinen *Études de grammaire française*, Nr. 11 richtig beobachtet, daß immer mehr der Typus *les choses de quoi on parle* (statt *desquelles*) um sich greift, wobei er auf deutsch *die Dinge, wovon man spricht*, hätte hinweisen können: *les choses de qui* ist unmöglich, weil *qui* für belebte Wesen reserviert ist, *les choses desquelles* oder *dont* wäre unvolkstümlich, es bleibt nur *les choses de quoi* oder noch volkstümlicher (mit Unterdrückung der genauen syntaktischen Beziehung) *les choses que* übrig. So bedeutet denn *cela*, von unbelebten Dingen ausgesagt, nichts als einen weiteren Schritt in der Festlegung der pronominalen Neutralkategorie: *cela* ist ein va-

geres *il*, die betonte Form zu unbetonten neutralem *il* (in *il pleut* etc.). Das Kreolische, das gern Tendenzen der frz. Spache extrem durchgeführt zeigt, hat denn auch ein *ça*, das sogar als adjektivisches Demonstrativpronomen bei Gegenständen fungiert: *ça bébêt' nana toujours faim*, auf einen Hai gesagt (= cettẹ bête) *Rom.* 11, 592 (das Tier wird echt cartesianisch vom Menschen abgesondert und zu den Dingen gestoßen — vgl. engl. *it*). Das Verhältnis *cela* pronom absolu — *il* pronom conjoint ersieht man u. a. auch aus dem seit dem 17. Jahrh. belegten, ein vorhergehendes *cela* wiederaufnehmenden *il: je vous dis cela comme il m'a été dit* (Littré s. v. *cela*), das genau parallel ist zu *on* — *il* in derselben Verteilung. Daneben bildet sich eine Betonungshierarchie aus: *cela* betont — *ça* unbetont, wie man aus dem Soldatenbrief bei Prein, *Syntaktisches* aus frz. Soldatenbriefen, S. 23 sehen kann: *si cela sa men sonble lons* (= semble long). Nyrop will *de quoi, ça* statt *il*, *on* statt *nous* alle auf die Entwicklung des Frz. zur grammatischen Unveränderlichkeit hin zurückführen (er könnte noch den Typus *ma femme, il m'a dit* bei Bauche, *Le langage populaire*, S. 78, den Untergang des Konjunktivs, das Unterbleiben des «accord» bei Partizip und prädikativem Adjektiv, Bauche, S. 93 erwähnen); immerhin scheint mir *le soldat turc marche bien* gegenüber *les soldats turcs marchent bien* durch die einzige Veränderung *lẹ* — *le* genügend charakterisiert: die Zahl der Veränderungen macht es nicht aus; auch die Kategorien des Mask. und Femin. sind noch relativ fest konstituiert (höchstens im Prädikatsnomen ringt sich ein dem Deutschen ähnlicher Zustand durch) — wesentlich scheint mir die Ausbildung der Neutralkategorie *lui* — *elle* — *cela* entsprechend *qui* — *quoi*, *celui que* — *ce que*. Damit kommen wir zu einem drei-

geschlechtigen Zustand wie dtsch. *der Vater — die Mutter — das Kind*, letzterem entspricht ja *mon mignon, mon chéri, mon petit Jean, Marion, Margot* (alle von Frauen aussagbar), *ti-mère* 'petite mère' (Bauche, S. 178). Vielleicht ist auch *le beau* 'das Schöne', *le sérieux* 'der Ernst', *le noir* 'die Schwärze' entsprechend sp. *lo hermoso* 'das Schöne' als Neutralkategorie zu fassen: Lanson, *L'art de la prose*, S. 242 ff. spricht von Fällen wie *le possible* als «l'adjectif employé au neutre avec l'article». Ich erwähne noch das neutrale *peu de chose, ce quelque chose, le petit chose* (= ital. *coso*), *un je ne sais quoi*. Trotz dem Fehlen einer eigenen grammatischen Charakteristik nach Art des span. *lo* oder des lt. *-um, -ud* bildet sich also eine neue Neutralkategorie aus, die wohl auch so vom Franzosen empfunden wird (genau wie ein Dual in *les ciseaux, caleçons* = *une paire de ciseaux, caleçons*, span. *los reyes* 'König und Königin', vgl. *Buttleti de dialectol. catal.* 1921, S. 83). Eine eigene Kategorie bedarf also nicht immer äußerer grammatischer Zeichen. Wir haben jedenfalls im Fr. ein Erstarken des Neutrums, des Genus, das seit dem Lat. abgestorben schien; wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir darin eine weniger rationalistische, eine mythische Lebensauffassung erblicken.

Man darf auch nicht vergessen, daß die Wiederaufnahme von Sachsubjekten durch das *cela* auch in der Richtung der heutigen frz. Volkssprache liegt, die nicht nur *lui, il ne sait rien*, sondern auch *le père il ne sait rien* sagt. Man erklärt dies nach dem Vorgange Darmesteters (*Mots nouveaux*, S. 3) aus einem Verwachsen von Pronomen mit Verb, wobei jenes Präfixcharakter bekommt. Es ist aber noch hervorzuheben, daß der frz. Satz immer mehr und mehr in zwei Takte zerfällt, einen das Thema stellenden und einen es bearbeitenden

(vgl. auch Franz, *Zur galloroman. Syntax*, S. 49 f.). Damit ist dem Sprecher die Möglichkeit gegeben, sich zuerst mit seinem Problem allgemein zu befassen, dann es wirklich anzupacken — wie wir auch im Alltagsleben gern mit einer Aufgabe spielen, tändeln, bevor wir sie bewältigen[1]. Zu dieser Zweitaktigkeit der Rede paßt nun auch *cela:* Barbusse, *Le feu*, S. 331: *Et c't idiot-là qui disait qu'ma lampe, ça se voyait* (nicht *elle*, weil es sich um einen Gegenstand handelt), Dorgelès l. c., S. 293: *ils s'en vont en bandes, parce que leur blessure, ça ne les empêche pas de marcher* (auch der Nebensatz wird also zerstückelt). Man sieht das «Thematische» des *cela* an der Konjunktion: Barbusse, *Le feu*, S. 246: *La vie, mais cela se défend jusqu'au dernier frisson*, man könnte sich zum gestellten Thema noch das Publikum hinzudenken: *La vie, Messieurs — mais* [je vous assure que] *cela s. d.*, auch an der Nominativform des Substantivs: S. 269: *Prends les babilles, Demachy... — Les lettres, Gilbert n'était venu que pour cela:* letzteres eine Bemerkung des in «erlebter Rede» sprechenden Schriftstellers, der das Thema (*les lettres!*) affektisch voranstellt, erst später am *cela* die genaue syntaktische Einordnung in den Satz vornimmt: eben durch die Voranstellung wird aber *les lettres* zum Hauptbegriff: schriftfrz. sagte man etwa *ce n'est*

[1] Vgl. besonders den volksfrz. Typus *pour un sale temps, c'est un sale temps*. Nach einigen Sprachforschern ist die japanische Ausdrucksweise mit dem Subjektzeichen *wa* ähnlich zu fassen: 'der Vater kommt' würde ausgedrückt durch 'was den Vater anlangt — nun, so findet sein Kommen statt' (Schuchardt, *Possessivisch und Passivisch*, S. 660). Mit Barrès' Satz: *Les morts ils nous empoisonnent* vgl. arab. *Allāhu huwa l-hayyu* 'Gott, er lebt' (Trombetti, *Elementi di glottol.* S. 219).

que pour les lettres que G. était venu, deutsch mit dynamischer Hervorhebung: 'nur der Briefe halber war G. gekommen'. Da der Sprecher beim ersten Takt noch nicht den zweiten ausgearbeitet hat, so kann jener eine vorläufige, dieser die definitive Ausdrucksweise enthalten, sowohl beim Personalpronomen: (S. 196) *Il nous court, le cuistot,* (S. 294) *Les gars l'ont pas, eux, l'habitude* (wo die beiden Typen der Zweiteilung ineinandergearbeitet sind: *les gars l'ont pas, l'habitude* provisorisch — definitiv + *les gars, eux l'ont pas,* Thema — Bearbeitung) wie bei *cela:* (S. 100) *mais cela m'endort, ce chapelet de chiffres bêtes. Cela* «vollzieht» hier eine Gesamtvision provisorisch, es ist ein bequemer Vorreiter, dem der richtig gefügte Satz erst nachtrottet. Es bringt eine bequem erworbene, vorzeitige Synthese, die erst nachträglich gerechtfertigt werden muß. Der in der Situation lebende Sprecher betrachtet es als selbstverständlich, daß das, was in der Situation und im Bewußtsein zusammengefaßt ist, auch sprachlich zusammengefaßt sei. Wenn es bei Benjamin, *Grandgoujon,* S. 61 heißt: *Quand crois-tu que ça finira, cette saleté de guerre?* und deutsch etwa *wann wird das enden mit dem dreckigen Krieg?,* so hat der Sprecher mit *ça, das* Zeit gewonnen, um sein in diesem Fall unangenehmes Empfinden zu präzisieren. Wagt sich hier die Präzisierung nur tastend-zögernd, so oft gar nicht hervor — wenn sie peinlich werden könnte: *ça* ist dann ein Euphemismus, der ins Blaue hinweist, ohne zu definieren; Dorgelès, S. 334: *Les femmes, généralement, lui donnaient tort, disant que Mathilde ne pouvait pourtant pas rester toujours seule à s'embêter, que «ça» durait depuis trop longtemps:* das *ça* (deutsch etwa: 'das', 'es', 'das Bewußte') ist die Situation der Frau ohne geschlechtlichen Umgang, die Mathildens

Geschlechtsgenossinnen nicht ausmalen wollen (vgl. *faire ça* oder *faire la chose* vom Geschlechtsakt); Philippe, S. 81: *Tu sais, Maurice, ça doit être ce que je pensais. J'en ai parlé hier à ma sœur Blanche. Elle m'a tout expliqué comment ça l'avait pris et c'est la même chose* (*ça, ce* = die Syphilis).

Das *ça* wird so zum Verlegenheitswort, das uns von einer Gesamtvision in der Seele des Sprechers vorflunkert, bevor noch eine solche vollzogen ist — es ist ein ähnlich maulmacherisches Wort wie etwa das ital. *ecco*, das als Antwort auf eine Frage kommt, ohne daß noch ein Gegenstand gefunden wäre, auf den es hinwiese[1]. Benjamin verwendet ein bedeutungslos vor-

---

[1] Vgl. den spanisch-katal. Typus *andan por ahí en los periódicos con eso del fuero de guerra* 'das mit dem Kriegsgericht': *eso* war ursprünglich ein vorausgesandtes Verlegenheitswort. Allmählich tritt es überhaupt vor jede nähere Angabe als «Vorreiter»: Benavente, *Al natural*, I, Sz. 10: *Dentro de poco habrá máquinas para todo. ¡E s t o d e l a e l e c t r i c i d a d ha traido una revolución muy grande!*, II, Sz. 5: *Es que a mi cuñado, e s t o d e l c a m p o le coge de nuevas* ('das Leben im Felde'). — Ein Verlegenheitsausdruck ist wohl auch das chilenische *lo Cañas* «para designar fundos o haciendas» (= *lo de Cañas, lo e Cañas*), ursprünglich 'das des C.'. Bei dieser Gelegenheit erwähne ich das mallork. *Son Vincen* Bezeichnung von Grundstücken, = *so en V.*, weil P. Rokseth in *Bibliotheca filològica* XII, S. 98 ff. darin nicht mehr diese von Milá y Fontanals stammende Erklärung annehmen, sondern entsprechend *can Vincen* = *ca[sa] en V.* das *son* = *sol* (solum) *en V.* erklären möchte, da im Altfrz. nur Fälle wie *la fille le roi*, nicht Demonstrativ + Obliquus vorkämen. Ich kann aber auf die bekannte Stelle bei Chrestien, Löwenr. V. 663 *l'ame Uterpandragon son pere et la son fil et la sa mere*, auf frz. *la Saint-Jean, la* bei Schiffsnamen und auf die Analogie des chilenischen und span. *lo de Cañas* (Lenz, *La oración y*

angestelltes *ça*, um seinen bequemen, aus allen moralischen Zweideutigkeiten sich herausräsonierenden Drükkeberger Grandgoujon sprachlich zu karikieren, S. 75: *T'as l'air bon vieux. — Ça, dit Grandgoujon flatté, je n'aime pas les mauvais bougres*, S. 108: *Vaut-elle Nini, l'actuelle victime de mes ardeurs? demanda Moquerard — Ça... dit Grandgoujon, Mademoiselle est charmante.* Das *ça*, auf das in einem Fall die Punkte folgen, drückt einen leisen Widerstand aus, der sich sprachlich nicht deutlich hervorwagt: = *ça, je ne veux pas le nier.* Es wird das Thema angeschlagen, kundgetan, daß sich darüber etwas sagen ließe, aber nichts wirklich gesagt. Gaufinez, *Etudes syntaxiques* etc. und Lotsch, *Über Zola's Sprachgebrauch* belegen schon dieses *ça* = 'quant à cela' (*ça, tu peux en être sûr*). Ganz ähnlich sind ptg. *isso*, mallork. *ell* zu einer anknüpfenden Funktion gekommen (*Aufsätze z. rom. Synt. u. Stilistik*, S. 69; 209 und *Neuphil. Mitt.* 1920, S. 130ff). Auch frz. *là* ist eine bequeme Verlegenheitsform: weiß man nichts Besseres zu sagen, so zeigt man drauflos. Daß das *ça* nicht = *çà* (in *viens çà*), dem Lokaladverb, ist, wie *là* glauben machen könnte, zeigen die erwähnten romanischen Analogien[1].

sus partes, S. 302) hinweisen. [Vgl. jetzt auch Alcovers's *Bolletí* 1922, S. 143 f.].

[1] Mit *là* teilt *ça* auch die Verwendung zur Hervorhebung des schon Gesagten, das nun einmal wirklich in Betracht kommt (im Gegensatz zu anderen Fällen, wo man nur im Unrecht dasselbe behaupten kann). Benjamin, *Grandgoujon*, S. 13 [verschiedene als «prodigieux» bezeichnete Berufe freuen Grandgoujon] *Seulement, le métier d'avocat le séduisait aussi. Parler, s'échauffer, défendre une victime, enlever un jury, ça, alors, vraiment, c'était prodigieux*, wo es auch *là, c'était pr.* heißen könnte. Benjamin, *Gaspard*, S. 293 *J'me crois millionaire: un lit à trois personnes, des*

Cela resümiert die Situation: in dieser sind aber oft belebte Wesen, Menschen eingeschlossen, die man keineswegs als aus der Situation herausfallend empfindet. Es läßt sich dann nicht ausmachen, soll auch wohl meist gar nicht geschieden werden, ob mehr die Situation oder mehr die Protagonisten der Situation gemeint sind: Dorgelès S. 112: *Trop niaise pour être perverse, cela doit l'amuser, tous ces hommes échauffés qui la poursuivent, la relancent jusque dans l'écurie,* — man könnte rein grammatisch eine Kontamination annehmen: *cela = tous ces hommes . . . qui la poursuivaient + la poursuite de tous ces hommes,* wobei aber eben diese grammatische Kontamination nichts wäre als das sprachliche Abbild des Ineinanderfließens von Situation und Akteuren. Ähnlich Barbusse, *Le feu,* S. 293: *Et nous, encore, c'est rien, c'est les Anglais qu'il faut voir. Si tu voyais ça, des officiers qui font canne, des soldats tout neufs qui payent tout ce qui leur plaît, des gonzes en jupe qui vont à l'exercice en jouant du fifre . . . Et leurs blessés, si tu voyais ça.* Duhamel, *Confession de minuit,* S. 9: *La conversation* [am Telephon] *commence. J'écoute à moitié: c'est toujours étonnant, un bonhomme qui cause avec le néant, et qui lui sourit, qui lui fait des grâces.* Daraus ergibt sich, daß *cela* auch Aufzählungen von Lebewesen zusammenfassen kann: Dorgelès, S. 36: *Petite vache, grommela Sulphart. Qu'est-ce que ça fout dehors au moment d'une relève, ces poux-là, faut pas le demander.* Das *ça* entspricht wieder einer Gesamtvision: obwohl nur ein Knabe diesen Tadel hervorgerufen hat, wird

---

savons qui sentent l'actrice; pis des r' pas . . . ça des r' pas qu'on en voudrait êt'e ruminant: = là, des repas . . . 'diesmal nun wirklich Mahlzeiten . . .'. [Vgl. oben *ça par exemple.*]

doch dieser Einzelfall, einer übertreibenden Tendenz, die dem Affekt innewohnt, entsprechend, in eine Reihe gleichartiger eingereiht *(ces poux-là)*. Man könnte nun auch hier das *ça* als auf ein neutrales Substantiv beziehen, das etwa dtsch. *das Kind*, *Knäblein* entspräche — aber es ist wohl zweifelhaft, ob ein frz. *le petit (garçon)*, *le gosse*, *gamin* etc. neutral empfunden werden. Aber zweifellos bedeutet die Versächlichung des Menschen durch *ça* für diesen eine Herabwürdigung, eine Vermischung mit dem Unindividuellen und Anonymen. Unsere Sprache, die eine Menschensprache ist, enthält manche Spur vom Dünkel der menschlichen Kreatur, die den Menschen eben auch sprachlich als Krone der Schöpfung behandelt: es wird als höchstes Leid oder höchster Schimpf angesehen, wenn der Mensch eine Sache geworden ist: *J'étais sa chose* — damit streicht sich eines der weiblichen Opfer des französischen Blaubarts Landru aus der Reihe der wollenden Menschen[1], vgl. noch *Le feu*, S. 37: *Sa fatigue*

[1] [Lerch macht mich auf Flaubert's Mme Bovary (éd Biblioth. Charpentier p. 143) aufmerksam: Rodolphe's Reflexionen, bevor er Mme Bov. verführt: „Je le crois très bête (= le mari). *Elle* en est fatiguée sous doute... tandis qu'il trottine à ses malades, *elle* reste à ravauder des chaussettes. Et *on* s'enunie! *on* voudrait habiter la ville, danser la polka tous les soirs! Pauvre petite femme! *Ça* bâille après l'amour, comme une carpe après l'eau sur une table de cuisine. Avec trois mots de galanterie, *cela* vous adorerait, j'en suis sûr! *Ce* serait tendre! charmant! . . . Oui, mais comment *s'en* débarasser ensuite?"
Thibaudet, „Flaubert" S. 116 interpretiert sehr schön: „Toute la pente de la réflexion de Rodolphe est dessinée par la succession des pronoms: il passe de *elle* à *on*, puis à *ça*, à *cela* et à *ce*. Trois phases, d'abord un sujet qui vit pour lui-même, puis un objet qu'on caresse pour son

même avait disparu: il était une chose exténuée, sans volonté, qu'on pousse, S. 274: *les hommes regardaient passer le blessé, quelque chose de rigide sous la couverture brune ... Sa main pendait, comme une chose morte.* Daher denn auch von Leichen gern *cela* gesagt wird: S. 38 *les corps si vides qu'il pouvait à peine s'imaginer que cela avait vécu, que cela courait ...* — *cela* = 'diese leblose Masse'. Die Versächlichung ist für den Mann eine ähnliche Beschimpfung wie die Verweiblichung (worüber vgl. Verf., *Beiträge z. rom. Wortbildungslehre* pass.)[1]. Es ist selbstverständlich, daß wir dieses entmannende *ça* in der Soldatensprache häufig finden müssen, da ja der Soldat als Sache, ja als Nummer behandelt wird[2] — wenn er nicht gar ein Anonymus ist, der hinter dem unpersönlichen *on* (vgl. *Aufsätze*, S. 160ff.) verschwindet: Descaves, *Sous-offs*, S. 7 [die Immatrikulation der neuangekommenen Soldaten wird beschrieben] *des industriels importants et*

---

plaisir, enfin une chose qu'on gette quand on en a eu ce qu'on voulait".]

[1] Man sollte a priori annehmen, daß die Bezeichnung des Mannes als Weib (Typus *die Memme*, frz. *zouavette* für 'schlechter Zuave') eine geringere Beschimpfung darstellt als die als Sache; und doch ist das nicht der Fall. Die Verweiblichung wirkt wie eine gewaltsame Kastration; wer Mann sein sollte und Weib ist, ist seiner Bestimmung ferner, als wer Mensch sein sollte und Sache ist. Denn die Hassesspannung zwischen Menschen ist, eben weil sie unseresgleichen sind, größer als zwischen Mensch und Ding. Wir hassen am meisten, was wir lieben sollten. Die Ausnahme *das Mensch* (auf eine Dirne), *er heiratet so was* usw., erklärt sich wohl daraus, daß die Frau durch die Behandlung als Sache in sexueller Hinsicht ärger herabgewürdigt wird als der Mann.

[2] Vgl. soldatenfranz. *marionnette* 'Soldat'.

rogues, constitués en syndicat sous la protection des lois, prennent livraison de la marchandise que numérote incontinent, en chiffres conventionnels, un timbre spéculatif. «3e du 4, Favières ... 2460; Devouge, 2461 ...» ... On collationne; c'est fini. — Emmenez-moi ça! dit la voix. Das pejorative *ça* enthält meist noch eine kollektive Nuance, die aus der «Synthese» übrig geblieben ist und die ihrerseits die pejorative verstärkt (was in großer Menge vorhanden ist, ist schlecht — viel Angebot, wenig Nachfrage, vgl. die Entwicklung von *la canaille, marmaille* usw.). Schwerfällig könnte man mit 'der und seinesgleichen', 'Leute seines Schlages', kurz mit 'so was' übersetzen. Tatsächlich wurde ja nach *qu'est-ce que ça fout dehors* ein pluralisches *ces poux-là* erklärend hinzugefügt. Ähnlich *Le feu*, S. 38: *Eh! l'autre salaud qui va nous faire repérer, grognait quelqu'un ... Ça ferait tuer les copains pour une cibiche, ces enfifrés-là:* auf Grund pessimistischer Lebenserfahrungen wird der Einzelfall übertreibend verallgemeinert (vgl. auch *l'autre salaud*, womit ein neuer Spezialfall zu einer Reihe früherer Einzelerlebnisse hinzugefügt wird: der Plural *ces enfifrés-là* setzt die begonnene Linie gewissermaßen in die Zukunft fort). Wir haben also wieder einmal einen Fall von «syntaktischer Einordnung des Individuellen unter die Allgemeinheit» (vgl. *Aufsätze*, Nr. 11). Die neutrale Verallgemeinerung greift auch ins Prädikat über: S. 336: *C'est du sérieux, ces poules-là ... Ça sait tenir une maison*, nicht 'sie sind ernst', sondern 'das ist etwas Ernstes'. Manchmal ist noch eine Mehrheit von Typen, Einzelfällen usw. durch *cela* zum Bündel zusammengefaßt, aber auch dann bleibt eine despektierliche Schattierung des Wirrwarrs oder Kuddelmuddels nicht aus: Dorgelès, S. 119: *Avec un faux-col et des gants, on ne croira jamais que*

tu as été dans les tranchées, et le charretier du train de combat, le laveur des camions automobiles, le cuistot du colonel, le mécanicien en sursis, tout cela t'injuriera dans la rue et te demandera où tu te cachais pendant la guerre. Die aufgeführten Beispiele sind Typen (wenn auch durch die inhaltliche Spezialisierung wie durch den exemplifizierenden Artikel in individueller Aufmachung auftretend), es könnte vielleicht der eine oder andere Typus noch hinzutreten. Aber außer dieser vagen Unbestimmtheit ist doch die Pejoration deutlich: es spricht ein Gebildeter in dumpfer Rankūne gegen das Volk in Waffen — er gebraucht denn auch die gebildetere Form *cela,* nicht aber das populäre *ça* [1]. Man könnte noch annehmen, daß das pejorative *cela,* das schon, auf Menschen bezogen, bei Saint-Simon belegt ist, mit einer gewissen Verachtung des Menschen Hand in Hand geht, einer Geringschätzung menschlicher Individualität — daher es ebenso wie *on* in der Soldatensprache so gut zu Hause ist. Und jedenfalls gehört es in die Sprache volkstümlicher Milieus, in denen man gern sein Mißfallen am Nebenmenschen äußert, der Milieus, in denen auch die Spitznamen lustig gedeihen.

Den verallgemeinernden Zug des synthetischen Demonstrativs hat G. Caro, *Syntakt. Eigentümlichk. d. frz. Bauernspr.,* S. 20 zu wenig betont, wenn er von dem auf Personen bezogenen *ça* schreibt: «Man gibt sich nicht die Mühe, für ein so gleichgültiges, unbedeutendes

[1] Bauche, S. 102 sagt: '*Cela* s'emploie en L[angage] P[opulaire] dans le style affecté ou noble, dans des cas où le fr. dirait simplement «*ça*»'. Wir haben hier den interessanten Fall von stilistischer oder sozialer Kategorienausbildung wie bei dtsch. *das* — *dies,* beim frz. Relativum *que* — *lequel* etc. Das neben *celui-là* parallel dem *ça* in der Volkssprache vordringende *çui-là* ist noch nicht so fest eingeordnet wie *ça.*

Wesen, wie das, von dem man spricht, die zutreffende Bezeichnung zu suchen, und nimmt den ersten besten unbestimmten Ausdruck, der sich einem darbietet». Das verallgemeinernde *cela* drückt denn auch gern eine Gewohnheit, ein System aus (wie das verallgemeinernde *on*), hebt einen Satz zur Maxime empor, vgl. auch im Deutschen eine Stelle wie Grillparzer, *Libussa*, 2. Akt: Lapak (auf das Volk weisend): *Das freut sich*, später dann: Domaslav: *Und braucht man nun sein Recht* — — Lapak: *So eilt das gleich zu klagen* (pejorativer Sinn im Munde der undemokratischen Wladiken + Ausdruck des Gewohnheitsmäßigen). Ähnlich im Frz. (ich zitiere auf Menschen wie auf Dinge bezügliches Pronomen): Dorgelès, S. 92: *Non, un œil ça se touche pas, dit Sulphart qui a des principes*, Benjamin, *Grandgoujon*, S. 62: *Fermé! — Le restaurant? Un restaurant, ça ne ferme jamais* 'es ist Prinzip, daß ein Gasthaus stets offen ist'; Barbusse, *Le feu*, S. 189: *Ça sait pas c'que c'est qu'la guerre, à l'arrière (ça = on, les gens de l'arrière).* Oft kann der Verallgemeinerungscharakter stärker werden als die Pejoration, so in dem gar nicht despektierlich gemeinten Satz aus der Sévigné (Plattner, *Ausführl. Gr.* III, 2, 97): *Faites mention dans vos lettres de ma tante, de la Troche, de la Vauvinette et de la d'Escars; tout cela ne parle que de vous.*

Sehr häufig ist die Zweiteiligkeit der *ça*-Sätze: Dorgelès, S. 78: *Ils sont tous les mêmes. Ça ne sait rien foutre et ça ne veut écouter personne.* Barbusse, *Le feu*, S. 22: *Ça débarque du dépôt et ça veut en remontrer à nous autres*, S. 195: *Péquenot! Ç'a été élevé dans un trou de buffet et ça la ramène.* Bezeichnenderweise hat Bally in seinem noch näher zu besprechenden Aufsatz «Impressionisme et grammaire», S. 16 das auf

Kinder gemünzte Beispiel: *ça n'est pas plus haut qu'une boîte et ça fume déjà,* Plattner: *cela n'a pas vingt ans et cela joue à l'homme,* die Akademie: *cela est heureux, cela ne fait que jouer.* Könnte man auch einige Beispiele aus der Versächlichung der Kinder erklären, so scheint mir doch die konstante Verwendung zweier *cela* darauf zu deuten, daß eine Art schematische Regelmäßigkeit gemalt werden soll (wie *autant ... autant*): *cela* entspricht einem algebraischen *x*: '*x* kann nichts — aber (besagtes) *x* will niemandes Ratschläge' usw.

Eine Verallgemeinerung liegt auch in dem definierenden *ce que* vor: *elle a épousé ce qu'elle aime* (Plattner III, 2, 97) = 'den Gegenstand ihrer Liebe', afrz. *la chose que plus aim,* sp. *lo que.* Auch hier eine Entpersönlichung: das geliebte Wesen wird in die Region des Prinzipiellen, von der Zufallseinzelgestalt Unabhängigen gehoben.

Durch die Beziehung von *ça* auf Personen[1] ergeben sich natürliche grammatische Konsequenzen für die Kongruenz: A. Pietrkowsky, *Bemerkungen zur Syntax Maupassants,* S. 48 führt Fälle an, wo *ça* in buntem Wechsel neben dem persönlichen Pronomen steht *(ça a pris tout ce qu'elle a trouvé),* vgl. noch Barbusse, S. 121: *Ah! mon vieux, ruminait notre camarade, tous ces mecs qui baguenaudent et qui papelardent là-dedans, astiqués, avec des kébrocs et des paletots d'officiers,*

[1] Hierher gehört wohl nicht das Beispiel bei Haas, *Frz. Synt.,* S. 259: *comprend-on ce Laubépin, .. qui m'envoie un monsieur comme ça?,* da *comme ça* nicht an die Stelle von *comme celui-ci* getreten, sondern *comme ça* gleich 'so, solch' geworden ist: = *un tel homme, un homme pareil,* oder * *un homme ainsi:* gerade weil der attributive Gebrauch von *ainsi* nicht möglich war, trat *comme ça* ein, das ein verkürzter Satz ist (vgl. *il, elle, ils, elles est* oder *sont comme ça*).

des bottines — qui marquent mal, quoi — et qui mangent du fin, s'mettent, quand ça veut, un cintième de casse-pattes dans l'cornet, s'lavent plutôt deux fois qu'une, vont à la messe, n'défument pas et l'soir s'empaillent dans la plume en lisant sur le journal. Et ça dira, après: «J'suis t'été à la guerre.» . . . Tous ces poilus-là, ça n'emporte pas son couvert et son quart, pour manger sur le pouce. I'leur faut ses aises. Man kann hier das *ses* auf *ça* beziehen, obwohl ich auch Fälle finde, wie S. 193: *Impossible pour eux de diminuer son chargement* (also auf ein *chacun* bezogen oder einfach = *leur*, vgl. auch *Aufsätze*, S. 368 und Prein, S. 22). Deutlicher ist der folgende Fall: Benjamin, Grandgoujon, S. 271: *Ces sœurs, ça voudrait être servies mieux que des princesses du sang!* — wenn auch diese Schreibung keinen Sprechunterschied bedeutet, so ist sie doch für das syntaktische Empfinden des Schriftstellers bezeichnend. Man kann an Fälle wie *ici on est égaux, quand on est belle* mit Induktion der Persönlichkeitsvorstellung in die indefinite erinnern[1].

Bally führt a. a. O. neben *ça n'est pas plus haut qu'une botte* das literarische *si le change baisse encore, c'est la faillite* an. Dieser unterscheidet sich von jenem

[1] Es fragt sich, ob das volkstümliche *c'est* statt *ce sont* (vgl. Nyrop, *Kongruens i Fransk*, S. 117) sich nur nach *c'est moi, c'est nous* usw. gerichtet hat, und nicht auch ein neutral-synthetisches *ce* wie *ça ne sait pas* . . . enthält: der Beleg bei Loesch, *Die impressionistische Syntax der Goncourt* (1919), S. 71: *Non, les officiers, c'est des ingénus . . . ça manque de vice* könnte dafür sprechen. Ähnlich Philippe, S. 145: *Les filles comme vous, c'est des malheurs.* [Neuerdings greift zwar nicht *c'est*, aber *ce fut, c'était* vor Plural in der Literatursprache über, z. B. Hémon *Maria Chapdelaine* S. 123 *puis* ce *fut les préparatifs du souper, c'était* - Beispiele in dem Aufsatz über Proust s. u.]

Typus nicht bloß durch den «emploi plaisant ou méprisant» des ersteren, sondern vor allem durch das Motiv, das den scherzhaften oder pejorativen in jenem Fall hervorbringt: bei *ça n'est pas plus haut* ... liegt ein absichtlicher Verzicht auf Nennung des tatsächlich vorgestellten persönlichen Akteurs vor, während in *c'est la faillite* das *ce* eine Situation zusammenfaßt, deren einzelne Ingredienzien nicht in den Blickpunkt des Sprechenden fallen. Dieser weiß im ersten Fall ganz gut, daß es sich um ein Büblein handelt, behandelt es aber als Sache — fällt auch gelegentlich aus der Rolle *(ça a pris tout ce qu'elle a trouvé)*. *C'est la misère, c'est la faillite* (vgl. hierüber Strohmeyer, *Der Stil der frz. Spr.*, S. 273) ist ein synthetischer Ausdruck ('das ist das Elend'), bei dem *misère, faillite* personifiziert sind — man dürfte ruhig *la Misère, la Faillite* schreiben — daher auch der so oft vorkommende bestimmte Artikel[1]: Dorgelès, S. 19: *On n'entendait ni le sourd ébranlement du canon, ni le sec crépitement de la fusillade. Seule, une mitrailleuse tirait, coup par coup, sans colère ... Autour du village c'était le lourd silence des campagnes frileuses.* Man empfindet das schicksalhafte 'Dasein' einer abstrakten Gewalt, die ganz genau definiert ist (deutsch etwa *das Schweigen war da* mit einer ähnlichen lokalen Vorstellung der Nähe eines Unentrinnbaren). Man muß sich nun fragen, warum es nicht mit ähnlicher Betonung der Existenz **il y avait le (du) silence* heißt: In diesem Falle wäre *le (du) silence* nicht so eng verknüpft mit der Situation *(ce)*, die Situation wäre nicht gleich, identisch

[1] In dem zitierten Satz *si le change*... kann übrigens das *ce* rein 'rededeiktisch' sein, auf die im Konditionalsatz ausgesprochene Tatsache sich beziehen: 'so ist das [= das Sinken der Valuta] gleichbedeutend mit dem Ruin'.

mit dem Schweigen (wie es bei *c'est l. s.* der Fall ist), wäre nicht im Schweigen begriffen und erschöpft, durch das Schweigen definiert. So verklammert das *ce* die Situation und die Beurteilung der Situation zu einem unlösbaren Ganzen. Ich kann also A. Schulze, der das Verdienst hat, diese Konstruktion zuerst besprochen zu haben (*Archiv* 98, 391), nicht ganz beistimmen, wenn er die Schwierigkeiten bei der Übersetzung dieses *c'est* ins Deutsche darin sieht, daß «unsere Sprache einen so farblosen Hinweis zumeist nicht für ausreichend erachtet»: allerdings, wenn man *ce furent des rires énormes* mit 'da erscholl . . .' übersetzt, so mag es so aussehen, als ob eine farblose frz. Kopula durch ein inhaltsreicheres Verb wiedergegeben sei. In Wirklichkeit ist aber die frz. Wendung im höchsten Grade ausdrucksvoll[1], da die ganze durch *ce* resümierte Situation mit dem Lachen durch die Kopula wie durch ein Gleichheitszeichen verbunden ist. In einem Beispiel wie Philippe, S. 55: *Maurice, qui avait le caractère résolu, classait trop nettement les connaissances humaines ... Il pensait: «Là-bas, c'est l'erreur, mais ici, c'est la vérité»* wirkt die Übersetzung durch 'hier ist die Wahrheit' matt gegenüber dem an die Wirklichkeit geklammerten *c'est*, eher 'das ist die Wahrheit' (mit starker, malender Betonung des Demonstrativs). S. 11: *Des couples passent. C'est une jeune femme élégante, au bras d'un jeune homme élégant . . . C'est une jeune fille moins élégante,*

[1] [Vgl. im Spanischen ein (französisierendes?) *aquello fué*: Blanco García, La literatura española en el siglo XIX II 502: Guando apareció la primera parte de esta novela, lanzaron un grito de triumfo los periodistas y gacetilleros de la revolución; *aquello fué un echar* las campanas á vuelo y la casa por la ventana, una orgía de elojios, comparaciones y ditirambos.]

avec son amoureux: zweifellos wirkt *c'est* exemplifizierend ('da ist . . .'), aber ursprünglich ist eine vollkommene Identität des betreffenden Moments mit der Einzelerscheinung gemeint, das Exemplifizierende liegt bloß in der Wiederholung des *c'est*. Wenn Symbolisten singen *ce fut la mer, ce fut le soir*, so meinen sie nicht, der Abend, das Meer seien herangekommen, sondern sie definieren gewissermaßen die Situation: 'Das war die Abend-, die Meeressituation'. Man beachte den bestimmten Artikel: er personifiziert: *la Mer, le Soir*. Duhamel, *Confession de minuit*, S. 235: *La rue du Cardinal-Lemoine . . . m'entraîne, comme un désir qui veut être assouvi. Elle est allègre comme une débauche de forces accumulées.* [Nun Absatz]. *Puis, c'est la plaine, l'horizon à pleins poumons de la Seine et des quais, la fluette passerelle de l'Estacade, l'île et cette grève provinciale où Paris semble oublier sa féroce turbulence.* [Absatz]. *Je revis, une fois de plus, toutes ces douces choses.* Die einzelnen Straßen und Örtlichkeiten werden nicht etwa aufgezählt *(il y avait une plaine)*, sondern evoziert, vor die Phantasie gezaubert, in ihrer bestimmten und eigentümlichen Erscheinung, wie etwa ein Cicerone hinweisend erklären würde: *c'est la plaine* 'das [was Sie sehen], ist die Ebene'.

Besonders geeignet ist dieses *c'est*, um das Gefangensein in einer unentrinnbaren Situation darzustellen: das *ce* ist eben der Vertreter der Ananke, des Fatums im Satz: Philippe, S. 136/7: *Il essayait de marcher plus vite et plus légèrement* [um den Detektives zu entfliehen]. *Puis le sang vous rentre au corps, la chose était prévue, deux poings formidables vous saisissent, deux épaules vous poussent et c'est une brutalité sans nom, deux voix auxquelles on ne réplique point: — Allez, ouste!*

Die synthetische Wirkung des *cela* übersieht R. Müller-Freienfels, «Psychologie des deutschen Menschen u. seiner Kultur» (1922), S. 110, der eine Mondstimmung bei Verlaine mit einer solchen bei Eichendorff vergleicht:

La lune blanche
Luit dans les bois;
De chaque branche
Part une voix
Sous la ramée ...
O bien-aimée.

L'étang reflète
Profond miroir
La silhouette
Du saule noir
Où le vent pleure ...
Rêvons: c'est l'heure.

Un vaste et tendre
Apaisement
Semble descendre
Du firmament
Que l'astre irise ...
C'est l'heure exquise.

Es war als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Daß sie im Blütenschimmer
Von ihm nur träumen müßt'.

Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.

Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Müller-Freienfels schreibt: «Und doch, wie klar umrissen sind [bei Verlaine] die Bilder, wie präzis formuliert das Gefühl, wie unpersönlich und von außen erlebt wirkt selbst dies Gedicht ...! Bei Verlaine die rhetorische Aufforderung: «Rêvons: c'est l'heure», bei Eichendorff träumt man wirklich, das ganze Gedicht ist Traum».

Die Verteilung der Spannungen ist in den beiden Gedichten ganz verschieden: im deutschen Gedicht sanftes, ruhiges Träumen, sacht fächelnde Bewegtheit — in dem französischen die gespannte Atmosphäre, die nicht bloß

auf Traum, sondern auf den Genuß hinweist. Im deutschen Gedicht fliegt die Seele nach Haus, im französischen vereint sie sich mit einer zweiten. Das deutsche Gedicht bewegt sich zur Ruhelage hin, das französische bricht auf dem Höhepunkt ab. Das *c'est l'heure exquise* bildet einen dramatischen Höhepunkt, *ce* ist der synthetische Hinweis auf alle Ingredienzien der herrlichen Stunde, deren genauer Eintritt gerade in diesem Augenblick als notwendig erscheinen soll. Rhetorik ist vorhanden wie bei jedem Wir-Gedicht (vgl. Walzel, *Lit. Echo* 1916), die Rhetorik des fordernden Liebenden.
Die Relegierung der Wendung mit *c'est* in den Bezirk der Literatur, wie sie Bally zu beabsichtigen scheint, scheint mir nicht ganz zu stimmen, da ich unsere Wendung auch im Munde gewöhnlicher Soldaten finde: Dorgelès, S. 14: *Et après, termina négligeamment Sulphart, comme l'épilogue banal d'un beau récit, après ç'a été la Marne,* Barbusse, S. 204: *C'est vrai, c'est la misère*[1].

---

[1] Echte gesprochene Rede ist auch die Antwort des Holzhauers in La Fontaines Fabel *La mort et le bûcheron* auf die Frage des Todes «ce qu'il faut faire»: *C'est, dit-il, afin de m'aider à recharger ce bois.* Voßler, *La Fontaine und sein Fabelwerk,* S. 124 erklärt dies *c'est* aus einer Ellipse: [que je t'ai appelée] und sieht in dem Zwiegespräch zwischen Tod und Mensch vor allem die «energische Verkürzung» — gewiß mit Recht; nur möchte ich auch das Umgangssprachlich-Synthetische dieses *ce* hervorheben: der Holzhauer antwortet mit einer gewissen Selbstverständlichkeit aus der Situation, in der er sich befindet, heraus, als ob er bei seiner Arbeit eben eine Hilfe, einen Kumpan brauchte und der Tod ihm gerade als solcher und nur als solcher gelegen käme. Die Ellipse erklärt sich bloß aus der zwischen Tod und Mensch von diesem fiktiv angenommenen Gemeinsamkeit der Si-

Ich füge hier noch an, daß Schulzes und Strohmeyers Auffassung von Fällen wie *c'est mon ami qui sera content* (wo nicht etwa andere vorhanden sind, die etwa nicht zufrieden wären), *c'est Madame la baronne qu'est mal* (erregte Meldung eines Dieners) mich nicht überzeugen konnte, wie ich schon *Ztschr.* 36, 115 andeutete. Die beiden Autoren fassen die Relativsätze als attributiv zu den Substantiven, wobei *c'est* bedeutete: 'es ist vorhanden [sc. das Bild:] zufriedener Freund, kranke Gnädige' und sondern daher dies *c'est . . . qui* von der gleichlautenden hervorhebenden Konstruktion: *mon ami qui sera content* wäre dann ebenso ein in sich abgerundetes Bild wie der von Lerch behandelte Typus *c'était son rêve accompli* und Nominalsätze wie *et Risler qui n'arrivait pas!* Aber da fällt mir auf, daß man zwar allenfalls sagen könnte *ce sera la joie de mon ami*, aber nicht *ce sera Pierre content.* Für mich liegt dennoch hervorhebendes *c'est . . . qui* vor: Schulze übersetzt ja auch 'wird mein Freund aber erstaunt sein!' od. dgl. — es liegt also, wie das *aber* zeigt, auch im Deutschen eine Hervorhebung vor, die noch deutlicher wird, wenn statt des Substantivs ein Pronomen eintritt: 'wird er aber zufrieden sein!', wobei der Deutsche das sonst tonlose *er* dynamisch besonders hervorhebt[1], allenfalls auch noch

tuation. In Bonner Geschäften hörte ich oft von den Verkäuferinnen: *Was soll es sein?, es = was Sie wünschen, was Sie zu uns bringt* usw. Das *c'est* bei La Fontaine ist genau so geschäftlich, alltäglich, umgangssprachlich — elliptisch. Der Holzhauer tut nicht weiter aufgeregt, er sieht gar nicht von seiner Arbeit auf, er denkt gar nicht an die eigentliche Aufgabe des Todes, ihn zu holen. Um so schärfer wird der Gegensatz zu seiner früheren wortreichen Todessehnsucht.

[1] Die Synonymität von deutscher Betonung und frz. *c'est . . . que* ist allgemein anerkannt. Man kann sie am besten plau-

stärkeres *der* einsetzt (= *c'est lui qui sera content*). Die Hervorhebung hat im Deutschen und Französischen darin ihren Grund, daß der selbstverständlichen und zu erwartenden Freude aller übrigen Menschen die ganz besondere einer bestimmten Persönlichkeit oder der selten zu erwartenden Freude der übrigen ein klarer Fall wirklich eintretender Freude gegenübergestellt wird: diese erscheint reliefartig abgehoben von einem Hintergrund; wir sagen im Deutschen auch in solchen Fällen: *Einer wird sich freuen: mein Freund,* was ganz im Gegenteil zum platten Wortsinn nicht heißt, daß «nur einer», sondern daß «einer» sich besonders freuen wird: mag auch die Freude anderer ungewiß sein, die des einen ist sicher. Oder wir sagen auch: *wenn niemand sich freut, der wird sich freuen*, indem wir das Bestreben haben, unseren gewöhnlichen Pessimismus für den vorliegenden Fall einmal auszuschalten. In dem Fall *c'est Madame la baronne qu'est mal* meint der Diener: 'etwas ist bei uns nicht in Ordnung. Frau Baronin ist die Ursache davon: sie ist krank' — es hebt sich die Herrin wieder von der Situation perspektivisch ab. Dagegen *c'est le chien qui rêvait* (als Meldung einer Person, die nach dem knurrenden Hund gesehen hat) mag man mit Strohmeyer als *c'est* [Bild:] *le chien qui rêvait* mit attributivem *qui r.* fassen. Bei meiner Deutung braucht man auch die Fälle mit

---

sibel machen, wo Rededeixis vorliegt und ein Wort der Rede in seiner zufälligen grammatischen Erscheinung durch *c'est que* hervorgehoben wird: Jean de Pauly, Sepher ha Zohar II, 491: *l'âme est recueillie et revêtue de cette enveloppe lumineuse qui entoure les esprits. C'est revêtue de cette enveloppe que l'âme jouit dans le paradis de toutes les délices* (aus anderem Grunde zitiert Ztschr. 41, 472), vgl. span. *lo hermosos que son etc.*

negiertem Relativsatz wie *ce n'est pas ta fille qui demandera du scandale*, wo Schulze erwartet **c'est ta fille qui ne demandera pas du scandale* und diese Umstellung der Negation aus Kontamination mit dem Hervorhebungstypus erklärt, nicht weiter auffällig zu finden: es liegt gewöhnliche Hervorhebung vor: 'deine Tochter wenigstens wird keinen Skandal verlangen (andere täten es vielleicht)'. So hat die Sprache die Fähigkeit, einen Hintergrund, eine Bühne, eine Staffage von Statisten vor unserem inneren Auge aufzutürmen, die nur dazu bestimmt ist, der Hauptfigur als Folie zu dienen: die Sprache kann perspektivische Wirkungen erzielen. Der Hintergrund, von dem sich in unserem Fall die durch *c'est . . . que* hervorgehobene Vorstellung abhebt, ist der graue des Gewöhnlichen und Alltäglichen. Das *c'est . . . que* hebt hervor, daß «endlich einmal» etwas Besonderes komme. Es ist das Sinnbild menschlichen Strebens nach Einzigartigem, Individuellem, wenn man will Heldischem.

II. Symbolisches neutrales *il.*

In der erwähnten Schrift: «Impressionisme et grammaire» (Mélanges d'histoire littéraire et de philologie offerts à M. Bernard Bouvier, Genf 1920) unterscheidet Bally eine «impressionistische» oder «phänomenistische» und eine «kausale» oder «transitive» Form der sprachlichen Apperzeption: der Impressionist (dies Wort ausdrücklich bloß im engsten Wortsinn genommen, S. 2) gibt bei *il pleut* nur seinen Eindruck wieder, im Gegensatz dazu setzt die Ausdrucksweise *le vent souffle*[1] einen

[1] Mit *le vent souffle*, das Bally S. 5 mit Recht der Mythologie zuweist, vgl. *die Pfiffe pfeifen* bei Chr. Morgenstern und meine Bemerkungen hierzu in *Motiv und Wort*, S. 61, sowie Schuchardts Kritik, *Euphorion* 1920, 652. In ung.

Erzeuger der Handlung, also Kausalität voraus. Der Verf. verfolgt dann in verschiedenen Sprachen (Deutsch, Französisch, Russisch) das Vorwiegen oder Verschwinden der sog. impressionistischen Ausdrucksweise, die kaum in einer Sprache einheitlich durchgeführt ist (*il me souvient — je me souviens* etc.), und deutet verschiedene Umstände an, die ihre Erhaltung begünstigen: das Vorhandensein synthetischer Formen, die sprachliche Ausbildung von Verbalaspekten, des Mediums, intransitiver Konstruktionen etc. Das Deutsche ist infolge aller dieser Umstände impressionistischer als das Frz.: *es glänzt der See* mit dem Ausdruck der vor uns werdenden Gesichtsempfindung hat im Frz. nach Bally nur literarische nominale Wendungen wie *des blancheurs de colonnes* als Entsprechung. «Non, décidément, le français d'aujourd'hui n'est guère plus tendre aux impressionistes que le français classique. Parler français est synonyme de parler clairement; c'est fort bien: mais tout se paie» (S. 19). Bally stellt also dem seit Rivarol tradionellen Lob der Klarheit des Frz. einen Tadel wegen seines Rationalismus (den man als sprachliches Betonen der Ratiocinatio fassen kann) gegenüber — ein im Munde eines ‚Welschen' bemerkenswertes Urteil, das auf deutscher Seite schon oft geäußert wurde (vgl. etwa Hofmiller, «Bemerkungen zur französischen Literatur» in *Süddeutsche Monatshefte* 17,

---

esik az esö (wörtlich 'der Regen regnet') sehe ich mit Szinnyei, Die Herkunft der Ungarn (1920), S. 54, das sprachliche Überbleibsel der urspr. Anbetung der Natur, also in diesem Fall des Windes. *Esö* ist mit Usener eine «Augenblicksgottheit» zu nennen. *Esik az esö* ist genau so mythologisch wie sp. *la mañana amanece, Dios amanece, amanece.* [Von einem ‚inneren Nominativ' spricht E. Lewy in seiner „Tscheremissischen Grammatik".]

118), aber auch in Frankreich nicht neu ist: Taine schreibt in seinem *La Fontaine*, S. 69: «Notre style si exact et si net ne dit rien au delà de lui-même; il n'a pas de perspective; il est trop artificiel et trop correct pour ouvrir des percées jusqu'au fond du monde intérieur».

Wenn auch an Ballys Grundgedanken nicht zu rütteln ist, so möchte ich an einzelnes Einwände knüpfen: Zunächst die Fassung des Terminus «impressionisme»! Zuerst wird erklärt, das Wort sei «sans arrière-goût artistique ou littéraire» gefaßt, dann wird aber doch das typische Requisit der «écriture artiste», *des blancheurs de colonnes*, herangezogen. Ich hatte angesichts des Titels erwartet, daß von Bally — etwa in der Art der ausgezeichneten Erlanger Dissertation von G. Loesch, «Die impressionistische Syntax der Goncourt» 1919 — der Nominalsatz als typisch impressionistische Ausdrucksform behandelt werden würde (etwa *De la pluie* als Einleitung eines Tagebuchblattes) — Bally hat denn auch gelegentlich hervorgehoben (S. 2), daß *le tonnerre!* oder eine Donner-Onomatopöie das einzige Äquivalent des synthetischen Eindrucks sei. Das *il pleut* ist also höchstens «impressionistischer» als *le vent souffle*, das *de la pluie* der «impressionistische» Ausdruck. Man könnte *il pleut* entsprechend dem früher gewählten Terminus als «synthetische», *le vent souffle* als «analytische» Ausdrucksweise bezeichnen. Dort geht der Sprecher von einer Gesamtvision aus, hier sondert er die Protagonisten ab.

Ich möchte weiterhin den impressionistischen Gehalt des Nfrz. nicht so niedrig einschätzen wie der Verf. (S. 8): «Le français, qui exprime assez mal la pensée en formation, ne peut pas, comme l'allemand, rendre ces diverses phases au *moyen de verbes* (cf. *es glänzt,*

es glänzt der See, der See glänzt, der See ist glänzend), mais tout au plus par des tours nominaux: *une blancheur, des blancheurs, des blancheurs de colonnes . . .*» Die deutsche und die frz. Serie decken sich nicht, weder streng inhaltlich noch durch die Ähnlichkeit der Situation: ich würde im Deutschen, wenn ich weiße Säulen immer deutlicher sehe, nicht sagen: *es ist weiß — es ist weiß die Säule — die Säule ist weiß*, sondern ganz genau wie im Frz. impressionistisch-nominal: *etwas Weißes! — weiße Dinger! — weiße Dinger wie Säulen! — weiße Säulen!* Oder etwa mit Verwendung eines Verbs: *Etwas glänzt — etwas Weißes glänzt — weiße Säulen glänzen* und genau so frz. *quelque chose brille là-bas — quelque chose de blanc . . .*[1]. Und nehmen wir selbst ein fiktives *es glänzt* in der angegebenen Situation an, so böte sich ein ähnlich impressionistisches (oder, wie ich sage, synthetisches) frz. *ça* (A. Pietrkowsky l. c. S. 48: «für Personen, wenn sie als nicht erkennbar hingestellt werden», mit Beleg aus Maupassant): *Je ne sus pas du premier coup d'œil: une femme ou une guenon? C'était vieux, c'était laid, ça semblait sale et c'était méchant . . .*[2]. *Ça* = 'das Etwas'. Konstruktionen wie dtsch.

---

[1] [Oder mit *ça:* Romains, les Copains S. 183: On distinguait des râlements réguliers et rapides, un peu le bruit que font, dans les montées, certains tramways à vapeur.

— Chut! *Ça* se rapproche.

— *Ça doit être* eux, mais c'est drôle.

Ils se tassèrent dans une encoignure.

— *Ça* suit le boulevard.

Nous verrons bien ce que c'est. Alors *il parut* un rang d'hommes inclinés (genau dtsch. *es erschien eine Reihe* entsprechend)].

[2] Das zweite Beispiel der Verf. *(La bonne dit: Il est venu un m'sieur trois fois. — Qui ça est venu?)* gehört nicht

es bellt ein Hund, es glänzt der Rhein, es klopft jemand sind übrigens genau so im Absterben begriffen wie frz. *il entre quelqu'un, il arrive un malheur*[1]. In affektiver oder alltäglicher Rede würde ich *ein Hund bellt, es klopft* sagen und *es glänzt der Rhein* klingt mir (abgesehen vom Inhalt) dichterisch. Mein Gefühl wird durch Ferdinand Gregori (Lit. Echo 1921, Sp. 1491) bestätigt, der die *es*-Füllsel nicht einmal «dichtenswürdig» mehr hält, «seitdem Goethe eines aus dem 'Heideröslein' wegstrich (Kasimir Edschmid hat ihm ja auch vor vier, fünf Jahren in Programmen Kampf angesagt)». Karl Kraus in seinem auch für Sprachwissenschaftler anregungsreichen Heft der «Fackel» (Wien, Juni 1921), «Zur Sprachlehre», S. 50f. hat den Unterschied zwischen *es beginnt der Tanz* und *der Tanz beginnt*, aber auch den literarischen Charakter des *es* sehr fein, genau so fein wie Bally[2], herausgearbeitet: «Das 'es' — ein dich-

hierher: *qui ça est venu?* ist eine Übertragung aus dem elliptischen Satz *Qui ça? = qui [a fait] ça?* in den Vollsatz: also gewissermaßen *qui ça est venu? = qui ça? + qui est venu?* (vgl. sp. *¿ qué tal . . . ?*, dtsch. gelegentlich *wer ist das gekommen?).*

[1] Das Entstehen in der Natur wird durch eine parallele Wortstellung in der Sprache abgebildet, vgl. die Unterschiede der Wortstellung in den Titeln der drei Kapitel von Darmesteter's *Vie des mots: Comment naissent les mots — Comment les mots vivent entre eux — Comment les mots meurent.* [Ähnlich empfunden wie im Deutschen sind wohl Stellen wie Fr. Jammes, *Clairières dans le ciel* S. 28: *Lorsque je pense à elle, il me semble que jase une fontaine intarissable dans mon cœur.* Romains, *Les copains* S. 160: *Flairez ce vaste pet... Ne croiriez vous pas que monte le soupir d'une bouche d'égout en hiver.* Ähnliches bei Proust, s. u.].

[2] Er irrt, wenn er wie so oft einen gesunden Gedanken übertreibend schreibt: «Natürlich wissen die Sprachwissenschaftler

terisches und kein bloß 'rhythmisches' Element — dient der Anschauung: Taktstock, die Paare gruppieren sich. Oder: Programmpunkt innerhalb einer zeremoniellen Entfaltung, 'nun beginnt'. 'Der Tanz beginnt' ist der bloße Bericht, das Begriffsskelett der Handlung; aus dem Wissen heraus, daß 'es' der Tanz ist, was da beginnt, wird dieser gesetzt, wobei man weder ihn sieht, noch die Stimmung, das 'es', woraus er hervorgeht. Man beachte den Unterschied zwischen dem Gedicht: 'Es rast der See und will sein Opfer haben' und dem Bericht: 'der See rast und will sein Opfer haben'. Kein Zweifel, daß auch diesem 'es', das tatsächlich dem Subjekt 'der See' vorangestellt ist, etwas innewohnt von dem Erlebnis des Unbestimmten, dem sich das sinnlich Wahrnehmbare entschält ... Die Sprache läßt zunächst beim Rasen des Sees verweilen, worauf erst das Bewußtwerden folgt, daß es der See ist, der sich so verwandelt hat, er, der ehedem lächelnde, und gar nicht wiederzuerkennen ist, während ihn das bloß aussagende Bewußtsein des Wetterreporters sofort erkennt. (Der neue Stilist, der nur Stadien der Wahrnehmbarkeit notiert, würde freilich auch: 'es wird Tanz' oder 'Rasendes ist See' sagen).» Man kann die geringe Unmittelbarkeit des *es* an folgenden Zeilen eines Aufrufs des Chirurgen A. Lorenz in der Wiener «Neuen Freien Presse» (22. IX. 1921) studieren: 'Erinnert euch an das denkwürdige Wort des Wiener Polizeipräsidenten am späten Abend

---

von dieser dichterischen Funktion des wirklich vorangestellten 'es' auch nichts» — siehe Bally. Er irrt auch darin, wenn er 'Es werde Licht' von 'es beginnt der Tag' absondert und = 'es werde licht' setzt, also mit einem 'es' = 'das Chaos, die Sphäre, das All .....' denn 'es werde Licht' ist doch nur die Übersetzung eines *fiat lux!*, hebr. *jĕhī ōr*, die genau das heißen, was Kraus nicht möchte: 'Licht werde'.

jenes 8. Dezember 1881 vor dem brennenden Ringtheater: «Alles ist gerettet!» Leider war dieses Wort so falsch, daß es für lange Zeit ein Symbol der Unwahrheit blieb. Aber diese Unwahrheit hat das Gute gehabt, die Wiener Rettungsgesellschaft ins Leben zu rufen. Um ihr vierzig Jahre nach der Gründung nicht nur ein mühseliges, sondern auch ein tatenfrohes Fortleben zu sichern, braucht es nichts, als daß ihr zur Sühne eurer Sünden an der Wiener Rettungsgesellschaft das geflügelte Wort wahr macht: «Es ist alles gerettet!»' Unter dem unmittelbaren Eindruck des Berichteten steht *Alles ist gerettet!* (vielleicht noch unmittelbarer wäre Telegrammstil «*Alles gerettet!*»), nachdem sich dieser unmittelbare Eindruck verflüchtigt hat, das wissenschaftlich-kühl-referierende «*Es ist alles gerettet*». Das *Dtsch. Wb.* nennt das vorbereitende *es* einen «Vorboten» des Subjekts — wir können das Bild weiterführen: wo uns etwas auf die Seele brennt, schicken wir keine Boten, sondern kommen selber.

Was dem Frz. (und dem Romanischen) abgeht, ist nicht so sehr die Möglichkeit, die Phasen eines Gedankenablaufs zu schildern (die thematisch arbeitende Fügung *lui, il ne sait rien* spricht schon dagegen), sondern ein äquivalenter Ausdruck für das Werden, das in *devenir* nur mangelhaften Ersatz findet: vgl. etwa *ich wurde rasend* mit *je rageais,* das so sehr das innere Wachstum betonende *es wird aus mir nichts* gegenüber aktivistischem *je n'arrive à rien* (ähnlich it. *si fa soldato* 'er wird Soldat', mit Betonung des Darüberstehens und Lenkens der äußeren Entwicklung, genau wie *fa il soldato* gegenüber dtsch. *er ist Soldat,* worüber man eine hübsche Deutung aus dem stets in sich ruhen bleibenden, nicht im Beruf deutsch aufgehenden italienischen Volkscharakter bei P. D. Fischer, *Italien und die*

Italiener [1899], S. 353 finden kann), *que devenez-vous?* wird selbst ganz aktiv: 'wo bleiben Sie? was machen Sie?', *d'où devenez-vous?* 'woher kommen Sie?' Auch das Surrogat *rimase maravigliato*, kreol. *ficar* 'werden' (wie ähnlich dänisch *blive* 'werden', alb. *mbetem* 'bleibe' > 'werde', Pedersen, *Alb. Texte*, Glossar) gibt urspr. nur ein Resultat, das dann allerdings sekundär zu einer Entwicklung umgedeutet wird. Weiter gehört hierher das Fehlen eines richtigen Passivs (vgl. Meyer-Lübke, Festschr. z. 8. Neuphilologentag, S. 182; Voßler, *Frankreichs Kultur* etc., S. 182)[1]: *il*

---

[1] Wenn Voßler das Fehlen des Passivums «barbarisch» findet, so könnte man allerdings auch das Überwiegen der Passivkonstruktion im Deutschen, das Wustmann als Manie unserer Juristen und Zeitungsschreiber gebrandmarkt hat, beanstanden: man könnte vielleicht sagen, es entspringe dem objektiv sein wollenden religionslosen Tatsachengeist, der nirgends einen Urheber, sondern überall Gegebenheiten sieht, also dem gehorsamen Determinismus des Maschinenzeitalters: ist dieses Passiv doch eine «gemein neueuropäische Neuerung» (Schuchardt, WZKM. 16, 36). Das Kanzleimäßige des Passivs sieht man etwa an programmatischen Äußerungen wie K. Edschmid, *Über den Expressionismus in der Literatur und die neue Dichtung* S. 53: «Die Realität muß von uns geschaffen werden. Der Sinn des Gegenstands muß erwählt sein. *Begnügt darf sich nicht werden* mit der geglaubten, gewähnten, notierten Tatsache, es muß das Bild der Welt sein und unverfälscht gespiegelt werden.» Der Volkssprache ist das bureaukratische Passiv wohl fremd, vgl. was A. Eloesser in *Frkf. Ztg.* (20. VII. 1921, 1. Morgenausg.) vom richtigen Berliner erwähnt: «Auch das Passivum kommt ihm zu buchmäßig vor. Eine besorgte Mutter wird ihren weinenden Jungen nie fragen: 'Bist du verhauen worden?', sondern es heißt: 'Haben se dir verhauen?'. Der Berliner besteht auf Aktivität und geht vom handelnden Subjekt aus,

est battu setzt einen Zustand an Stelle von *er wird geschlagen*, *on ne fume pas ici* moralisiert, ohne einen faktischen Vorgang auszudrücken, *la maison se vend* belebt das Unbelebte. Aus dem Fehlen eines richtigen Passivs im Romanischen hat man schon öfters Schlüsse gezogen, indem man ein Unverständnis dieser Völker für organisches Wachstum annahm [1] (vgl. meinen *Anti-Chamberlain*, S. 36).

Bally meint (S. 11), die Sprachen, die die unpersönliche Konstruktion liebten, seien dieselben, die ein unbestimmtes Neutralobjekt begünstigen (dtsch. *er hat's gut*) — wieder aber ist das kein Vorzug des Deutschen: vgl. frz. *l'échapper belle*, *se la couler douce* und die zahlreichen Argotbeispiele bei Bauche, S. 158, und Es-

auch wenn sich Zweck und Ausgang der Handlung einmal gegen ihn selbst richtet.»

[1] Vgl. etwa das Kapitel «Das deutsche Werden» in Bertrams *Nietzsche* («Der Deutsche ist nicht, er wird», er 'entwickelt sich', sagt Nietzsche, für den der Gegensatz der Worte Wirklichkeit—Realismus einen tieferen Sinn birgt; [nach Th. Mann sind seine „Buddenbrooks geworden nicht gemacht"]) oder Wyplel, *Sprache und Wirklichkeit*, S. 170: «Jeder Vorgang der Wirklichkeit bietet der Erschließung zwei Seiten, die tätige, die leidende. Ist es da nicht interessant zu beobachten, daß der Franzose, der Romane überhaupt, sich besonders für den tätigen Teil interessiert, der Germane, der Engländer hingegen gern seine Teilnahme dem Leidenden zuwendet?» Vgl. auch Scheler über die dynamische deutsche, die statische frz. Wissenschaft in *Krieg und Aufbau* 1916 (Aufsatz «Das Nationale im Denken Frankreichs»). Daher auch die deutsche Vorliebe für das Präfix *ur-*, das Loslösung des Werdens aus einem Chaos bedeutet, etwa im Stile Rich. Wagners oder Gundolfs und das Mißfallen des Franzosen Piquet (*Rev. germ.* 1921, S. 452) an solchen Bildungen.

nault, *Le Poilu tel qu'il se parle*, s. vv. *le*, *la*, ital. *farla finita*, *svignarsela*, *cavarsela*, *passarsela bene*, *chi la dura la vince*, *non la sta così*, deren zahlreiche Vermehrung sich dadurch erklärt, daß sie durch die Ellipse eines mehr oder weniger den Sprechern vorschwebenden Wortes eine Intimität und Familiarität schaffen, die größer ist als bei dem farblosen neutralen Akkusativ (vgl. *Ital. Umgangsspr.* S. 131 ff.). Ferner frz. *en savoir long*, besonders *ne pas s'en faire* entsprechend *es zufrieden sein* (mit genitivischem *es*). Dieses unbestimmte Objekt scheint mir eine Eigentümlichkeit der familiären Sprechweise aller Sprachen, indem gemeinsame Situation oder geistige Intimität den Sprecher der Präzisierung überhebt: es ist kein Zufall, daß derlei in allen Soldatensprachen und Sondersprachen sich findet. Wenn Wilhelm II. sein berühmtes *wir wollen sie dreschen* zu einem Gelehrten sprach, so schuf er damit eine gemeinsame Atmosphäre zwischen sich und seinem Partner: Intimität, Familiarität; soldatenfrz. *remettre ça* 'wieder angreifen' ist nicht anders zu erklären.

S. 12 bewertet Bally die «manifestations semi-lexicologiques» der Verbalaspekte im Deutschen (*arbeiten — erarbeiten*) höher als die «artifices de vocabulaire» des Frz. *(prendre la fuite, ne pas cesser de rire)*. Aber auch das Frz. hat bemerkenswerte Ansätze zu Verbalaspekten (vgl. Barbelenets Artikel im Meillet-Festband und Meinickes Arbeit über das Präfix *re-*): *couvrir — recouvrir* etc., dem ich das soldatensprachl. *ne pas défumer* u. a. 'nicht aufhören zu rauchen', ferner *il eut un rire* 'er lachte auf' gegenüberstelle.

Trotz all dieser Einwände ist natürlich nicht zu leugnen, daß das Frz. im allgemeinen seine logische Klarheit um den Preis einer die Welträtsel negierenden Geheimnislosigkeit erkämpft hat: von einem 'stato geo-

metrico, piuttosto geometria che lingua' (Colagrosso, *Studii stilistici*, S. 92) hat schon Leopardi gesprochen. Das Mathematisch-Werden hat der Sprache das Mitfühlen romantischer Schauer versagt. Ich möchte darauf hinweisen, daß das Frz. hier weitergegangen ist als die anderen romanischen Sprachen, vor allem als das Spanische, das mehr phänomenistisch geblieben ist. Die folgenden Angaben stelle ich größtenteils aus R. Lenz, *La oraciòn y sus partes* zusammen: sp. *ello es que; llaman* 'on frappe' (auch wenn man weiß, wer der Klopfende ist, *Aufsätze*, S. 148); *diz* oder *dizen* 'on dit'[1]; *amanece* 'es wird Tag'; *se invoca á los santos* (wie

[1] Ich stimme Hanssen (*Gram. hist.*, S. 246) und seinen Gewährsmännern nicht zu, wenn sie behaupten, span. *diz (que)* im Sinn des deutschen *sollen (Circe diz que convertía los hombres en animales* 'soll verwandelt haben') gehe auf lat. *dicitur* zurück wie rom. **sequit* auf *sequitur* (Herzog behauptet das auch gar nicht, sondern belegt nur ein *dicit* im Sinne von 'dicitur'). Auch Cuervos (Dicc. II, 815) Ansicht *(diz que = dicen que)* ist wohl zu verwerfen, wenn auch schon Valdés (bei Cuervo l. c. 818) gleiches zu meinen scheint. Vielmehr ist von dem bei Cuervo l. c. 820 belegten *decir* (von Dingen) 'besagen' *(el refrán, el libro dice)* auszugehen: Cuervo selbst belegt *en el libro dice,* das er aus *en el libro se dice + el libro dice erklärt.* In einem Fall wie *Tenga ahí; y de ver me haga merced si dice ahí Pedro Gil. — Aquí dice Perejil. — Pues deletréelo usted. — Perejil dice* kann man 'besagt es' oder 'heißt es', 'lautet es' übersetzen (vgl. dieselbe Entwicklung bei deutsch *lauten* und bei *rezar: reza así* 'es lautet so', vgl. *el calendario reza agua).* (Ähnlich auch Zauner, *Aspan. Elementarb.*[2] S. 172 [Leite de Vasconcellos, *Textos arcaicos* (1923) S. 148 fürs Ptg.], vgl. auch aus anderen Sprachen Beispiele bei Sturtevant, *Mod. Langu. Notes.* 1916, S. 88; Kieckers, *Glotta* 1921, S. 184; Wackernagel, *Vorlesungen über Syntax,* S. 113.) Übrigens ist vlt. *dicit* 'man sagt' (auch *debet* 'man darf') von Löfstedt,

lt. *vitam vivitur*); *pésame* 'ich bedauere', *me avergüenza* 'ich schäme mich'; ptg. *têr um movimento* 'eine Bewegung ausführen' (noch weitergehend als frz. *avoir*

Spätlat. Stud. S. 56ff. belegt. — Damit fällt eine — von v. Ettmayer, *Ztschr.* 41, S. 45ff. übrigens nicht erwähnte — Stütze für dessen Theorie: it. *vien fatto* = lt. **venitur factum* (mit Supin und mit Ersatz des passivischen **venitur* durch *venit*), die mir tatsächlich, wie v. Ettmayer voraussieht, nicht klar ist: E. konstruiert aus I. *miles venit ereptum* folgende Stadien:

II. **venitur ereptum puellam a milite*
III. **venit ereptum puellam a milite*
IV. *puella venit erepta*,

also *puella venit erepta* komme erst sekundär zustande. Die Gründe für diese komplizierte Stufenfolge sind: 1. daß *venire* + Part. Pf. wie auch *venire* + Adjektiv im Lat. nicht belegt sind, 2. daß ein *amicitia venit facta* keinen Sinn hätte, weil nicht das Entstehen des Subjekts, sondern die im Part. ausgedrückte Eigenschaft desselben im Vordergrund stehen müßte, 3. die Häufigkeit des unpersönlichen Passivs im Ladinischen dort, wo ein 'es ereignet sich, daß' ergänzt werden kann. Gegen 1 bemerke ich, vor allem rein methodisch, daß mir ein im Romanischen vorliegendes Nebeneinander wie it. *venir buono* (Petr.), *venir meno* — *venir fatto*, sp. *venir lleno* — *cerrado* (genau entsprechend *andar superbo* — *andar* + Partizip), besonders lothr. *venir las* — *venir essuyé* (Franz, S. 45) mehr zu bedeuten scheint als die Nichtbelegtheit des Typus im Lat. und daß ich ein *venire* + Partizip eher an *venire* + Adjektiv anschließen würde als an ein erst durch allerlei Zwischenstadien wanderndes *venire* + Supinum, das ja nirgends im Romanischen in unanfechtbarer Form erhalten ist. Gegen 2: Die Meinung des Verfs., ein «die Freundschaft ergibt sich als eine gemachte» sei sinnlos, paßt allenfalls für den von ihm gewählten Beispielsatz, indem mit dem Augenblick, da von der Freundschaft etwas ausgesagt wird, Freundschaft dasein muß — anders aber steht der später von ihm herangezogene

un rire und der bekannten Passivität des portugiesi- Volkscharakters entsprechend); *lo hermoso* 'das Schöne'; *quedarse, estarse* mit einer echt medialen

---

Fall *puella venit erepta,* wo in *puella* das *erepta* nicht inbegriffen ist. Und schließlich muß man auch den einen Satz nicht *verbum dictum — venit* 'das Sprechwort kommt' interpretieren, sondern *verbum — dictum venit* mit Ersatz eines *dictum est* durch *dictum venit,* also mit Betonung des Punktuellen. 3. ist schließlich eine ladinische Spezialität. Gegen v. E.'s positiven Vorschlag wende ich vor allem die Bedeutung des Zufälligen ein, die der ital. Konstruktion *viene fatto* eignet: *mi vien veduto, pensato, detto, fatto* (vgl. Meyer-Lübke, *Rom. Synt.*, S. 330f.) = *mi viene in testa, in visione, a capello, a taglio, torna comodo* etc. (genau so dtsch. *es kommt mir zu bedenken, wissen, sehen* [Dtsch. Wb. s. v. *kommen* 6e]). Auch das Punktuelle des auxiliaren *venire* (Petr.: 'in un senso speciale che indica l'attualità delle passioni, del fatto [non però nei tempi composti di *Venire*]') knüpft an die materielle Bedeutung eines *viene* = *avviene* 'es geschieht' an. Bei der Deutung E.'s *ereptum venit* aus dem Supinum 'er kommt im Begriffe zu rauben' wäre gerade eine «inchoativ-präsentische» Bedeutung zu erwarten. Ferner sehe ich keinen Parallelfall (außer dem der Deponentia), wo im Romanischen eine Passivform (wie *venitur* durch *venit*) durch eine aktive ersetzt worden wäre — ein Fall wie sp. *diz,* der so aussieht, ist oben erklärt, die Fälle bei Lindsay *('somnior' dicendum, non 'somnio')* hängen mit dem Schwund der Deponentia zusammen; der Typus afrz. *faire escouter* ist wieder anders zu beurteilen: *auscultari* > *-e; muer* 'sich mausern' gegenüber *mutari* ist ebenfalls ganz anders geartet. Die unpersönliche Konstruktion des Romonschen *era de chormeing engratiau* 'wir dankten herzlich', wörtl. 'es wurde gedankt' ist etwas sehr Ursprüngliches in allen Sprachen: das lt. *itur in antiquam silvam* wird ja als der erste Kern eines Passivs betrachtet ('man geht' > 'es wird gegangen') und genau so entwickelt sich nfrz. *on va* zum Passiv. Genau so setzt Dante dort, wo Leiden geschildert

Nuance der Energie, während frz. *se mourir* passiver ist als *mourir* und eine langsame Entwicklung ausdrückt; *cumplir con un deber* 'eine Pflicht erfüllen', kreol. *pegar con* 'jem. schlagen' (Schuchardt, *Kreol. Stud.* IV, 33; IX, 227), *matar á un hombre*, in den letzten drei Beispielen ein deutliches Ausweichen vor grammatischem Ausdruck direkter Einwirkung auf ein Objekt; *estoy haciendo algo* wie engl. *I am working*, rheinl. *ich bin am Arbeiten* mit herausgearbeiteten Ver-

---

wird, die Leideform mit unpersönlichem Subjekt: *Ma fu'io sol colà, dove sofferto Fu per ciascun di torre via Fiorenza, Colui che la difese a viso aperto* (Inf., X 91—93). Da ich E.'s Deutung des it. *vien fatto* usw. nicht annehmen kann, so ist für mich seine neuerdings verteidigte Deutung des Satzes *venes· u avirtu vos ouli* 'es würden euch eure Augen geöffnet' im ältesten rätorom. Sprachdenkmal (nach E.: 'es würde euch geöffnet werden euere Augen', letzteres Akkusativ trotz der äußeren Nominativform) — mit einem *venes* = *venit(ur)* + Supinum wie *venit ereptum puellam* in unpersönlichem Gebrauch wie it. *piove sassi* — unannehmbar. E. könnte sich auf air. Fälle *Ztschr.* 4, 153, lt. *vitam vivitur*, sp. *se invoca á los santos* berufen (denen *vita vivitur, los santos se invocan* nachfolgen), aber in diesen Fällen sind eben lt. *-ur*, sp. *se* als Exponenten der unpersönlichen Auffassung vorhanden, nie dürfte dieser Exponent, auf den es ankommt, schwinden (etwa *vita vivit* oder *invoca á los santos)*. Daß vollends in *il arrive deux étrangers* das Substantiv «Resultatsobjekt zu *il arrive*» sein sollte, wird wohl kein Romanist zugeben: 'es kommt — wen oder was?', also wie *piove sassi* 'es regnet — was'?? Das könnte man sich nur als sekundäre Umdeutung im frz. Bewußtsein nach *il y a, il faut* denken (das übrigens seinerseits eher nominativisch empfunden wird), nie wäre es möglich, entsprechend *il me le faut* sich *il arrive deux étrangers* in *il les arrive* umzusetzen. [Vgl. jetzt auch Meyer-Lübke, Festgabe Luick S. 164f.]

balaspekt (so auch *he escrito — tengo, llevo, traigo escrito).* Nicht umsonst fühlen sich viele Deutsche von spanischer Ausdrucksweise mehr angeheimelt als von der französischen.

In der Polemik mit Brugmann, «Der Ursprung des Scheinsubjekts 'es'», der rein grammatisch betrachtend absolute Bedeutungslosigkeit des *il, es* in *il pleut, es regnet* angenommen hatte, scheint mir Bally recht zu haben, der in dem unpersönlichen Pronomen bald etwas wie 'die Situation' bald wie 'der Erreger' sieht. Auch Haas, *Nfrz. Syntax,* S. 52 spricht mit Recht von der ursprünglich demonstrativen Bedeutung des *il,* die in eingeschobenem *il est vrai* noch erhalten ist. Hier scheinen mir zwei Gesichtspunkte auseinanderzuhalten zu sein: der mechanisierende Einfluß des Systemzwangs und der psychische Inhalt, den der Sprecher hineinlegt oder hineinlegen kann[1]. Das *es* in *es regnet* hat nach Schu-

---

[1] Ich unterschreibe also nur bedingt, was Meillet, *Linguistique historique et linguistique générale* sagt (S. 196): «Quand un Français d'aujourd'hui dit 'il vente', on parle à juste titre d'un verbe 'impersonnel': la forme employée signifie simplement que 'le vent souffle', et on ne fait allusion à l'action d'aucune personnalité définie; mais quand un poète de l'époque védique disait *vâti,* il voulait dire que *vâyu,* qui est le vent, mais qui est aussi un agent ayant une personnalité, un 'dieu', exerce son activité spécifique de 'venter'. Linguistiquement, les deux constructions ont l'air toutes pareilles; mais elles expriment deux mentalités absolument différentes l'une de l'autre». Ich denke (s. o.), daß ein *il vente* jederzeit mythologisiert werden kann (in unserem Empfinden und auch grammatisch: *cela vente*). Meillet spricht als moderner Laie — aber das Religiöse ragt viel tiefer in unser Leben hinein als wissenschaftliche Aufklärung meint (vgl. oben den Aufsatz über *Dieu possible*). *Es* ist nicht wesensverschieden von *Gott*: *es*

chardt (*Anthropos* 1914, 343) keine größere Bedeutung als die eines blinden Fensters, das man im zweiten Stockwerk eines Hauses angebracht hat, weil sich darunter, im ersten Stock, ein wirkliches Fenster befindet, und nach Brugmann, IF. 39, 138 ist das urspr. demonstrative *-t* (= **to*) von *pluit* das suffixale Äquivalent des «Präfixes» *es*. Deshalb ist aber doch unzweifelhaft, daß der Sprecher in dem *es* oft einen Inhalt fühlt, daß das *es* die Synthese einer Gesamtvision vornimmt (übrigens genau wie das *-to* 'das' im *-t* von *pluit*). Abgesehen von den irrtümlichen Auffassungen von *es werde Licht!* (s. o.) unterschreibe ich wieder, was K. Kraus von dem *es* sagt: «Das stärkste Subjekt, das es im Bereich der Schöpfung gegeben hat, jenes, das Licht wurde, jenes, das Tag wird, jenes, das Abend werden will . . . Es: das Chaos, die Sphäre, das All, das Größte, Gefühlteste, welches schon da ist vor jenem, das daraus erst entsteht . .»; «wenn 'es schön ist', ist da auch noch das 'es' vorangestellt? Einem Prädikat? Vielleicht stehts doch bloß für 'das Wetter', 'das Draußen', für das, was als die Summe der bezüglichen Sinneseindrücke das große Neutrum der Natur ausmacht?» Das große Neutrum der Natur — das ist die richtigste Definition des *es*, anders gesagt, das *es* entstammt der mythenbildenden Phantasie des Menschen, *es regnet* ist genau so mythisch wie *Juppiter tonat* oder sp. *Dios amanece*. *Es* ist nichts als eine Umschreibung für *Gott*, wenn man den Gottesglauben als etwas Über-

kann dieselben Schauer verbreiten wie *Gott* und *Gott* ist nicht weniger der Grammatikalisierung untertan als *es* (vgl. a. a. O.). Ich lese im Literaturbl. der Frankf. Ztg. vom 7. Juli 1922 die Worte des Theologen Niebergall: «Ist es wirklich so viel wissenschaftlicher und sicherer, von der letzten und höchsten Wirklichkeit mit einem *Es*, als mit einem *Er* zu sprechen?»

lebtes ansehen will, ein Euphemismus — *es* ist ein blindes Fenster, jawohl, durch das wir aber in das Unendliche schauen und durch das uns das Unendliche hereinzuschauen scheint[1]. *Es* ist der positiv aussehende Ausdruck unserer Negativität, unseres Ignorabimus, unseres Verzichts auf Erkenntnis. Nicht umsonst sagt man scherzhaft: *Sie regnet.* Das ist nicht bloß eine grammatische Variation, sondern entstammt dem dunkeln Gefühl, ein Erreger müsse doch da sein, nur sei man sich über dessen genaue Beschaffenheit nicht klar. Vielleicht ist doch die Weltanschauung an dem *es* mehr beteiligt, als die Grammatiker Brugmann und Bally vermeinen. Da ja *pluit* oder afrz. *souvient moi* = *subvenit mihi* doch an und für sich mythisch gedacht sind (was m. W. niemand bestreitet) und gar Ausdrücke wie *es herrscht Ruhe, den hat es ordentlich*[2] Besessenheit durch ein höheres Wesen ausdrücken, wie sollte das vorgesetzte *il* nicht in dieselbe Richtung weisen? Und wie erklärte man, außer indem man an eine mythische Macht denkt, *es will Abend werden*, sp. *quiere amanecer* (Celestina, auto XIV), ital. *vuol piovere*, frz.-dial. *il veut pleuvoir* (Franz l. c., Bauche l. c.) usw., wobei also Schopenhauers Welt als Wille grammatisch ausgedrückt scheint?[3] Ferner haben wir nicht nur *il*, *es* bei

[1] Manchmal ist das blinde Fenster auch noch stehen geblieben, als das «sehende» schon längst aufgehoben war: wir haben ital. *canto, -i, -a; piove, fa freddo* usw. — daneben *(e)gli è vero;* ähnlich heute im Katal. neben Nichtsetzung des Pronomens einige Reste eines alten *ell crema, ell es ver (Neuph. Mitt.* 1920, S. 131).

[2] Wienerisch (Stürzer, *Die Lamplgasse*, S. 118): *Servas, den hat's gsund, der hat an schön Schwamma brockt.* Gemeint ist: der Rausch, der oft als mythisches Wesen dargestellt ist (vgl. Riegler, *Wörter u. Sachen* 1921, 129 ff.).

[3] Meine Frau sagt: «Mir will schlecht werden, aber ich will

den Verben für atmosphärische Erscheinungen, sondern auch *cela*, *das*, also gerade die bedeutungsstärkeren Exponenten einer Synthese; dtsch. *wie das regnet!* oder *das regnet ohne Unterlaß* zur Veranschaulichung der Intensität des Regens; dän. *det regner*, [altlat. *luciscit hoc* (J. B. Hofmann, *Idg. Jahrb.* 8, 153f., *Idg. Anz.* 28, 18], frz. *comme ça pleut!* (Haas, *Neufrz. Synt.* S. 52, der *il fait chaud* mit *ça chauffe* vergleicht; El. Richters Behauptung, *Ztschr.* 39, 740, man könne so nicht sagen, ist unrichtig), span. *¿como anda eso hoy?* (Coloma, *Juan Miseria*, S. 147); *Vaya, siéntese Su Señoría! . . . Esto está fresquito* (Alarcón, *El sombrero de tres picos*, S. 73/4), die zeigen, wie ursprünglich in *comment ça va-t-il?*, *il fait un peu frais ici* eine Gesamtvision gegeben wurde, vgl. noch mit *c'est ici* 'hier sind wir angekommen' Pereda, *Peñas arriba*, S. 56: *Aqueyu ya está aquí — Y como «aqueyu» era mi equipaje, y «ayí» mi habitación* . . .[1], ferner andal. *aqueyo está cada vez peor* usw. Bemerkenswert ist ja, daß dort, wo irrationale oder nicht ohne weiteres denkbare, auf ihren Urheber zurückführbare Handlungen geschildert werden, sofort die Mythisierung der Rede durch ein *es* durchgeführt werden kann:

Il pleure dans mon cœur
Comme il pleut sur la ville.
Quelle est cette langueur
Qui pénètre mon cœur?
— — — — — — — — —
Il pleure sans raison
Dans ce cœur qui s'écœure.

nicht» — Fatalismus und Aktivismus nebeneinander und im Kampf miteinander.

[1] Ob Peredas Deutung (*aqueyu* stelle das einfahrende Gefährt dar) richtig ist? Dann sollte es doch wohl *eso* oder *esto* heißen. Nicht eher 'das' (unser Ziel usw.)?

Quoi! nulle trahison?
Ce deuil est sans raison.
(Verlaine, Romances sans paroles.)

Il pleure, so würde der Grammatiker sagen, ist von *il pleut* attrahiert — ich meine, *il pleure* ist die sichtbare Auswirkung der in *il pleut* latenten Mythologie. Das *il* ist dabei wichtig: ob wohl im Ital. ein *piange nel mio cuore* 'es weint' möglich wäre? Ähnlich im Deutschen: wo kein bestimmter Agent (Akteur) angegeben werden kann, tritt *es* ein: Lily Braun, *Lebenssucher*, S. 54: «'Der weiß nicht mal, wo die Universität ist', *lachte es* vielstimmig durcheinander» (nicht wesensverschieden von «es tönte aus dem Kreise»), und nun, mit absichtlicher Ausschaltung des Persönlichen (dies., *Memoiren einer Sozialistin* II, 339): «Mir war so wohl, — so wohl! Warum nur?! Und in mir *antwortete es* ganz deutlich: weil du frei bist». Nicht: «ich antworte mir» (Dialog zweier Ichs), sondern «es in mir» (der Dämon, der sprachlich ebenso zwingend wirkt wie die naturhafte Ananke). Wenn Gundolf beim Schicksal des Menschen *δαίμων*, *ἀνάγκη* und *τύχη* auseinanderhält, so sind diese sprachlich identisch ausgedrückt. Für die Sprache ist das Gefühl des Menschen eine ebenso zwingende Macht wie das äußere Geschick. Die Sprache proklamiert das Irrationale des von seinen Empfindungen und Gedanken beherrschten Menschen. Es liegt eine Entindividualisierung, eine Auflösung des Menschen in Determinismus vor[1] (diesmal wird sogar der Indeterminis-

[1] Vgl. etwa die Äußerung Spenglers (*Preußentum und Sozialismus*, S. 27): «Der Spanier fühlt eine große Mission in sich, kein 'Ich', sondern ein 'Es'. Er ist Soldat oder Priester. Er dient Gott oder dem König.» [Gundolf, Heinrich v. Kleist (1922) S. 52: „Chiffern, deren seelischen Sinn und Ursprung der Dichter wohl gar nicht sah, die sein Es,

mus, die innere Freiheit, in der sprachlichen Form des Determinismus geäußert, was einen paradoxen Gegensatz bildet). Es könnte daneben auch heißen «ich tönte nur Freiheit», womit der Mensch dem Instrument gleichgestellt wäre — aber das Gesetzmäßige des inneren Zwanges ginge verloren: das Instrument spielt nicht (wenigstens im allgemeinen nicht: siehe die Äolsharfe!) von selbst. Noch ein Beispiel: Voßler will in seinem Buche «Salvatore di Giacomo» das «Geheimnis» der pädagogischen Meisterschaft seines Lehrers, dem das Buch gewidmet ist, ergründen (S. 4): «Zuletzt aber bin ich hinter das Geheimnis Ihrer Kunst gekommen... Bei allem, was Ihnen begegnet ... haben Sie überall und immer... Ihre Schüler im Sinn. 'Wie bringe ich nur diese schwierige, verwickelte Geschichte meinen lieben, unbeholfenen Studenten am besten in den Kopf? ...' So ungefähr, stelle ich mir vor, *gräbt es* und *wühlt es* in Ihnen und ruht nicht, bis die zweckmäßigste Form gefunden ist.» In dem «es» spricht sich so recht das Unvermögen des Schülers aus, das verwickelte Gemütsleben des Lehrers (das selbst als ein unbegrenzter Komplex erscheint, in dem, innerhalb dessen sich ein Graben und Wühlen abspielt), das Geheimnis der Persönlichkeit zu ergründen, zugleich aber das nach immanenten Gesetzen, selbstherrlich, unfesselbar und naturnotwendig arbeitende Innere dieses Lehrers — kurz eine Anschauung von der Unermeßlichkeit und Zwangsläufigkeit unseres Innenlebens, der aus dem

---

nicht sein Ich schrieb".] Derselbe Militarismus hat das *on* der Soldatensprache erzeugt (*Aufsätze*, S. 160ff): es ist der Ausdruck der Typen- und Nummernhaftigkeit, der Anonymität des Soldaten der modernen Demokratie *(on est égaux)*, das sprachliche Äquivalent der Siegesfeiern für den «unbekannten Soldaten».

Rationalismus einer zergliederten Psychologie ins weihevolle Dunkel des Irrationalen, Mythischen, Ewig-Geheimnisvollen gerückt wird. Vgl. noch deutsch *mich dünkt, es gedenkt mir — ich denke,* engl. *methinks — I think.* Doch ist eine derartige Darstellung des Innenlebens nicht Eigengut des Deutschen. Der Anti-Intellektualist und Emotivist Barrès sagt (*Leurs figures*, S. 768): «*L'intelligence quelle petite chose à la surface de nous-mêmes! Certains Allemands ne disent pas 'je pense', mais 'il pense en moi'; profondément, nous sommes des êtres affectifs*»[1] (vgl. Curtius, *Maurice Barrès*). [Péguy, *Notre jeunesse* S. 86: „*Quelques uns, dans la criminelle pénombre de l'arrière-pensée, commençaient à laisser se penser en eux qu'il était peut-être bien heureux, qu'il* (Bernard-Lazare) *mourait peut-être juste à temps pour sa gloire.*“ Claudel sagt: „Et ainsi, pour ce qui est vrai, on ne peut dire qu'il y croit, mais cela çroît en lui, ayant trouvé nourriture.“] Duhamel, *Confession de minuit*, S. 124: *Dire que je pensais avec activité, cela pourrait donner à croire que je m'appliquais à penser, que je m'y appliquais volontairement, victorieusement. Eh bien, non! En réalité,*

---

[1] Das Georgische, das 'mir Gedanke ist' für 'ich denke' sagt, scheidet nach F. N. Finck, *Die Haupttypen des Sprachbaus*, S. 133 so ziemlich Tat- von Empfindungsverben. — Bahr, *Preuß. Jahrb.* 1921, S. 13f. sagt richtig: «Es fällt mir etwas ein. Dieser Satz beschreibt den Zustand, den jede künstlerische, ja schon auch jede höhere wissenschaftliche Tätigkeit voraussetzt, ganz genau. Nur enthält er lauter Unbegreiflichkeiten. Irgendetwas fällt in mich herein. Aber woher? Wer läßt es fallen? Liegt es an mir, daß er es gerade mir zufallen läßt? . . .» — Sehr schön schreibt Meringer, *W. u. S.* 7, 66, über das *es* als Ausdruck geheimnisvoller innerer Kräfte.

ce qu'il y avait de frappant c'était bien plutôt la passivité avec laquelle je pensais. J'étais visité, traversé, brutalisé, violé par maintes pensées que je subissais sans les provoquer en quoi que ce fût. Puis-je dire que je pensais? Puis-je m'attribuer ce mérite? N'étais-je pas plutôt le témoin impuissant, la victime? N'étais-je pas plutôt le champ de bataille ravagé? Non, vraiment, je ne pensais pas, je ne faisais rien pour penser. On pensait en moi, à travers moi, envers et contre moi. On pensait sans se gêner, à mes frais, comme on bivouaque en pays conquis. Das *on pensait en moi* ist die genaue Entsprechung von *es dachte in mir: il pensait en moi* wäre wohl nur wie oben *il pleure* neben *il pleut* in der Nachbarschaft eines unpersönlichen Verbs oder als stilistisches Wagnis wie bei Barrès möglich: *il pensait* 'es dachte' ist das Opfer der gefährlichen Homonymie *il pensait* 'er dachte' (bei *il pleut* gibt es dagegen keine Zweideutigkeit). Um der Homonymie zu entgehen, gibt es aber noch ein anderes Mittel[1]: wie *il pleut* ein *ça pleut* neben sich hat, so konnte ein unbestimmtes Etwas in uns oder außer uns durch *cela* wiedergegeben werden: Philippe, S. 81: *Elle ressentit encore ce poids d'angoisse qui, depuis hier, l'empêchait*

[1] Ein drittes ist *le monde,* das den Mikrokosmus Mensch in den Makrokosmus einreiht: Ch.-L. Philippe, S. 65: *Cette nappe d'eau s'écoulait, passait sur les reflets des lumières et continuait sa route, avec cet aller endormant de l'eau. Mais l'air se berçait au-dessus d'elle, vaporeux et vert ... Le monde était calme et moiré comme l'air et comme l'eau.* Dies *le monde,* obwohl ein unbegrenzbarer und nicht recht faßbarer Begriff, kommt doch noch nicht einem *il (faisait calme)* gleich, es ist eine mehr sinnlich qualifizierte Vorstellung (daher *moiré*), daher noch keineswegs grammatikalisiert. Ein *était calme* wäre auf *l'air* bezogen worden, ein *il faisait calme* hätte die Fortsetzung *et moiré* nicht erlaubt.

de respirer. Elle se rappela tout, et cela s'appuyait à deux genoux sur sa poitrine comme un monstre en colère (il s'appuya . . . comme un monstre enthielte das vorbereitende *il* wie in *il arrive deux étrangers:* 'es drückte auf mich gewissermaßen ein M.'); Dorgelès, S. 312: *Repose-toi là et à la nuit, quand cela tirera moins, vous partirez:* genau nach *cela fait des éclairs* (Franz, a. a. O.); nicht *on tire* 'es wird geschossen', sondern 'es schießt' mit noch größerer Verwischung des Täters, mit einer Gleichstellung mit atmosphärischen Erscheinungen, also Mythisierung. *Cela* ist etwas stärker betont als *il* und dtsch. *es: cela* kann — ebenso wie das in dieser Funktion konkurrierende *la chose* — ein selbständiges Subjekt sein (während ein *das Herz, auch es bedarf des Überflusses* bei C. F. Meyer etwas überrascht: nach frz. *le cœur, lui aussi?).* Mit dem Nachweis dieses *cela* ist wohl auch die Behauptung Brugmanns, «jener Eindruck des Geheimnisvollen in jenen *es*-Impersonalien sei nur in germanischen Sprachen erreichbar», widerlegt. Der Zusammenfall von *il* 'er' und *el* 'es' zu *il* 'es' kann daher auch nicht für diese angebliche Tatsache ins Feld geführt werden, da die Sprache sich eben mit *cela* oder *on* behalf.

Ich stimme E. Richter nicht bei, wenn sie einerseits bei der Wiedergabe von Brugmanns Gedankengang S. 739 erwähnt, das *es* in *es regnet* drücke aus, «daß das Geschehnis wirklich unpersönlich vor sich geht», anderseits S. 740 *il ajorne* 'es wird Tag' aus formalen (*il* in *il vient* war zur Kennzeichnung der 3. Person geworden) und rhythmischen Gründen (Anfangsstellung des Verbs erforderte das Pronomen) erklärt: die Ausbildung des 'es' gehört zum Elementarverwandten der verschiedensten Sprachen. Den Sprung von persönlicher zu unpersönlicher Wendung wie im afrz. *li jorz*

passe et il fu anoitiet finde ich nicht auffälliger als dtsch. *der Abend ist kühl und es dunkelt.* Wenn wieder Brugmann die Nicht-Ausbreitung des alten *ço* wie in *ço peiset mei* auf die meteorologischen Verba bemerkenswert findet, so ist auf das stark Demonstrative des afrz. *ce* hinzuweisen: *ça pleut* wird etwa gesprochen, wenn man auf den herabströmenden Regen hinblickt; *il pleut* gibt eine synthetische Vision der Situation ohne Hinweis: wenn wir rücklatinisieren könnten, wäre es der Unterschied wie zwischen **hoc pluit* und **id pluit.* Dagegen umgekehrt *ça va, ça marche*, nicht *il va* etc., weil eben eine Situation vorliegt. In der Stärke der Synthese scheint mir auch der Unterschied zwischen *ce* und *il* vor Infinitiv zu liegen: *il est beau de se sacrifier — c'est beau de se sacrifier.* In *c'est beau* ist der Redeinhalt, den der Sprecher erst im Infinitiv äußern will, schon innerlich vorweggenommen, intuitiv zusammengeballt, während *il* bloß vorbereitet. Bei *c'est beau* hat der Sprecher schon eine ganz bestimmte innere Vision, daher wirkt der nachfolgende Infinitiv wie ein nachträglicher Kommentar, bei *il* ist er sich nur klar, daß eine Andeutung des Redeinhalts folgen muß. Das Beispiel bei Haas, *Nfrz. Syntax*, S. 53: *Ne me demande pas cela . . . maman . . . il est trop tard . . . — Non . . . non . . . ma petite Germaine . . . ne dis pas que c'est trop tard . . .* scheint mir nicht «Promiscuegebrauch von *il* und *ce*» aufzuweisen (besser in *Frz. Synt.*, S. 94: *ce* gebe deutlicheren Hinweis): die beiden unpersönlichen Wendungen würden im Deutschen durch verschiedene Wortstellung und Betonung wiedergegeben: 'Es ist zu spät dazu' — 'Dazu ist's nicht zu spät'. Das Beispiel S. 56: *Il est incroyable la clarté que donnait cet amas de diamants* erkläre ich mir als Kontamination aus *il est incroyable que cet a. d. d. puisse donner une*

telle clarté + *elle est* (oder *c'est*) *incroyable, la clarté que* . . . — Kjellman, *La construction de l'infinitif dépendant d'une locution impersonelle en français* unterscheidet sehr hübsch die Identifikation bei *ce (c'est une folie de partir: partir = folie)* von der Qualifikation des Infinitivs bei *il (il est temps de partir = partir est nécessaire)*. Mit *c'est beau de* . . . vgl. *il est venu le père*. Das Umsichgreifen der *c'est beau*-Konstruktion hängt mit dem der sonstigen zweitaktigen «thematischen» Ausdrucksweise zusammen. Brugmann meint, «das Undeiktische von *es regnet* erhelle daraus, daß man, wenn Regnen nicht stattfindet, nur sagt *es regnet nicht*, nicht *das regnet nicht*». Aber wie sollte ein Hinweisen auf ein nicht-in-Aktion-tretendes Etwas eintreten? Nur ein Etwas «ist», nicht ein Nichts! Daß man sagt *im Winter friert es* (nicht *das*), liegt daran, daß *es* schon eine normale Ordnung bezeichnet, während *das* noch zu sehr das Geschehen individualisiert. Der Gegensatz von *es wird geklopft* — *an der Tür wird geklopft* liegt an der Anfangsstellung des *es* im ersten Fall: wird mit dem Verb begonnen, so muß eben ein Erreger der Handlung dasein; übrigens sagt man ja in Süddeutschland auch *geklopft wird*[1]. Brugmanns Leugnen von «schattenhaften Vorstellungen», die bei dem *es* von *es regnet* mitspielen, kann ich nur aus seiner Neigung zur «devitalization» verstehen (vgl. seine Theorie der Induktion des natürlichen Geschlechts[2])

---

[1] Den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland versinnbildlicht A. Kerr einmal durch Gegenüberstellung von *Es hat sich ja ganz erheblich abgekühlt* und *Kalt is'* [s. u.].
[2] Gegen sie vgl. meinen Artikel in *Beiträge z. rom. Wortbildungslehre* passim. Dagegen spricht auch Meillets Unterscheidung von gr. ὕδωρ Neutrum, sofern als Ruhendes, lt. *unda* Fem., sofern als Bewegtes angesehen, und deren

— ich glaube, wir müssen wieder mehr mit Weltanschauung und -erklärung in der Sprache rechnen. Von vornherein kann ich nicht mich einverstanden damit erklären, daß ein so volkstümlicher Ausdruck wie *il pleut* sich nach *il est profitable que* . . . gerichtet haben sollte. Eher umgekehrt: *il pleut — il tombe de de l'eau — il arrive deux étrangers — il est profitable.* Bezeichnend ist, daß Gilliéron bei seinem großartigen Sprachgefühl keinen Satz vom Typus *il est profitable que* . . . in die Fragebögen des Atlas linguistique aufgenommen hat.

Daß *il* in *il pleut* nicht absolut bedeutungslos, nicht bloß ein flexivisches Formans ist, sieht man auch aus den Differenzierungen, die im Frz. entstehen, je nachdem ob *il* gesetzt oder verschwiegen wird: letzterer Typus hat entweder einen familiär-ungebildeten Beigeschmack *(faut)* oder er wirkt archaistisch-formelhaft *(advienne que pourra* mit *que*, nicht *ce qui*) oder wissenschaftlich-normierend *(est du masculin tout substantif qui . . .).* Ähnlich dtsch. *Sah ein Knab ein Röslein stehn* unvermittelt in medias res gehend, *es sah* . . . kühl berichtend: Volkslied- und Tatsachenstil!

Das *il* ist der Ausdruck eines vom Sprecher in der Natur vorausgesetztem Automatismus, der Ausdruck einer Weltanschauung, die ein Geschehen als seinem

---

Verteilung auf weltlich oder geistlich gestimmte Völkerschaften. Wie vereinte sich mit dieser rein grammatischen Theorie vor allem das neuere Wiederaufleben des Neutrums im Frz., wo es doch schon seit den Anfängen der Sprache zum Tode verdammt schien? Wie vereinte sich damit das in den verschiedensten Sprachen hervortretende feminine Geschlecht der Abstrakta? Wenn ich immer wieder betonte: «Die Sprache denkt eminent sexuell», so füge ich nun hinzu: «die Sprache denkt eminent mythologisch».

menschlichen Wollen entzogen auffaßt. Man hat nun oft gesagt, in *il arrive un malheur* (*deux étrangers* etc.) sei das Verb Subjekt: Vom Kommen wird ausgesagt, wer kommt. Diese logische Darstellung läßt sich ohne weiteres mit der hier vorgetragenen kombinieren, indem eben das Verb als Subjekt, als Träger des Satzes der Impersonalität bedarf, um nicht auf einen Vollführer der Handlung angewiesen zu sein: es muß gewissermaßen entpersönlicht werden, was ja auch in dem mundartlichen *kommen tut er* durch die infinitive Verbalform geschieht. Besonders klar sieht man das an keltischen Konstruktionen wie *es dachtest du* (= wer dachte, warst du), über die Schuchardt, *Ztschr.* 4, 153 berichtet. Das *es* ist eine Übergangsform zwischen finiter und infinitiver Form: es ist pseudofinit. Bei Empfindungen, die in uns ihren Sitz haben, wäre der Unterschied zwischen *il fait froid* und *j'ai froid* hervorzuheben: 'es herrscht Kälte', 'es ist kalt', 'mir ist kalt'. Die Sprache drückt also bei den subjektiven Empfindungen eine mehr objektiv gerechtfertigte und eine nur subjektive Spielart aus: daher heißt es in den verschiedenen Soldatensprachen: *fa fame, il fait faim* (vgl. *Umschreibungen des Begriffes 'Hunger'*, S. 17), weil eben die subjektive Empfindung als allgemeiner Zustand dargestellt werden soll. Die Abschätzung, wo etwas Subjektives beginne, das Objektive aufhöre, ist aber subjektiv, d. h. in der persönlichen Betrachtung des Weltgeschehens begründet: für den Soldaten ist Hungern ein objektives Schicksal, während der zwangslos lebende Zivilist im Hunger eine Empfindung seines Ichs entdeckt. Die Kriegsgefangenen schrieben auch *la Fame, la Signora Fame, la brutta* usw. — mit anderen Worten, *fa fame* drückte für sie ebenso ein Fatum aus wie *la Fame*, der fundamentale Unterschied zwischen den in

Juppiter tonat und *tonat* niedergelegten Anschauungen, den wir gerne machen, ist nicht vorhanden. Wir haben nur verschiedene Darstellungen eines Mythos, im einen Fall durch einen persönlich dargestellten, gewissermaßen heidnischen Gott (den Typus «alter Herr» etc.), im anderen durch einen unsichtbaren, spiritualisierten Gott («die Stimme des Herrn» wie im Faust). Die Sprache hat also die Fähigkeit, den kausal-verbal aufgefaßten Vorgang von einer causa sui, einem Es auszusagen. *Juppiter* ist genau so wortlich wie *Es*, genau so symbolisch. Nur ist *Juppiter* anthropomorph, während *Es* ein ungeformtes Chaos vor uns zaubert. Der grammatische Terminus «unpersönlich» gibt das geringere Maß von Anthropomorphismus gut an. Durch Variierung der in einem Sprachkreis gegebenen sprachlichen Form, also durch Bildung neuer unpersönlicher Verba, kann der Sprecher zu erkennen geben, daß er sich einem objektiv auf ihn drückenden Milieueinfluß unterworfen sehe: ich erinnere mich, wie ein Berliner, der in ein mit Bildern der Opernsängerin Hidler reichlich geschmücktes Zimmer trat, äußerte: *hier hidlert's* — er wollte damit ausdrücken, daß ihn hier ein objektiv merkbares, gewissermaßen riechbares, fühlbares Ambiente umgebe, dem man sich nicht entziehen könnte — er gebrauchte nicht eine gewöhnlichere Metapher wie *hier riecht es nach Hidler* (offenbar dem Vorbild des *hidlert's*), um eben durch die anscheinend ganz normal in die grammatischen Paradigmen sich einfügende Neubildung den Eindruck des Nun-einmal-Gegebenen zu machen. Noch mehr die Passivität des Sprechers drückt das Rich. Wagner parodierende *mich männert's* Fr. Mauthners aus (nach *mich friert, schaudert* usw.).

Alle menschliche Empfindung kann denn, je nachdem, aktiv oder passiv gefaßt und daher auch grammatisch

wiedergegeben werden. H. Bahr schreibt in seinem Buche über «Expressionismus», S. 51: «Sehen ist zugleich ein Leiden und ein Handeln des Menschen. Je nachdem er sich dabei mehr leidend oder mehr handelnd verhält, passiv oder aktiv, je nachdem er entweder möglichst rein empfangen oder er möglichst stark erwidern will, verändert sich das Sehen, verändert sich das Bild. Immer besteht Sehen aus zwei Fähigkeiten, einer äußeren und einer inneren, einer, die dem Menschen angetan wird, und einer, die der Mensch ihr antut» (und die Sprache ratifiziert beide theoretische Betrachtungen: vgl. Wyplel, *Sprache und Wirklichkeit*, S. 97: *ich sehe — es springt in die Augen*) und S. 110: «Alles was wir erleben, ist nur dieser ungeheure Kampf um den Menschen, Kampf der Seele mit der Maschine. Wir leben ja nicht mehr, wir werden nur noch gelebt. Wir haben keine Freiheit mehr, wir dürfen uns nicht mehr entscheiden, wir sind dahin, der Mensch ist entseelt, die Natur entmenscht.» Diese Diagnose über unser Maschinenzeitalter läßt von vornherein erwarten, daß die passivischen, unpersönlichen, impressionistischen, synthetischen, mythisierenden Konstruktionen in Europa Fortschritte machen werden. Voßler hat ja auch das Wiedererwachen des mythenbildenden Geistes, der sich von Aufklärung und Wissenschaft abwendet, im modernen Leben zu erkennen geglaubt (*Dante als religiöser Dichter*, S. 49). Der Fatalismus des *cela tirait*, des *on est égaux*[1],des *on pense, il pleure en moi* ist der

[1] [Auch im Deutschen stellt sich mit der Kriegsathmosphäre ein *man* statt *ich, wir* ein: Th. Mann, *Betrachtungen eines Unpolitischen* S. 481: „Für den Augenblick hatten sie [zwei Kriegsbeschädigte: ein Einarmiger und ein Einäugiger] offenbar keine Sorgen, und auch Schmerzen hatten sie schon längst nicht mehr. Sie hatten wohl welche gehabt,

Ausdruck einer fatalistischen Lebensstimmung, die wir nicht erst aus Spenglers «Untergang des Abendlandes» zu entnehmen brauchen. Die synthetische Vision, die ein *cela* und in schwächerem Maße ein *il* vor uns zusammenballt[1], ist der Ausdruck des Verzichts auf rationelle Sonderung von Motiven und Motoren, die im Frankreich des *élan vital* nicht weiter verwundern kann

---

und arge vermutlich. Doch das war fast schon vergessen, und dann werden Schmerzen ja ungleich stark empfunden von verschiedenen Nervensystemen, sie empören die Seele der Menschen in verschiedenem Maß. Das Unglück in der Schlacht, der Kopfschuß für den einen, das glühende Eisenstück, das dem andern den Arm zermalmte, war schmetternd rasch gekommen, in einem Augenblick, als *man* sich vielleicht gerade gar nicht gefürchtet hatte, — auf einmal war es geschehen. Danach hatte *man* wohl eine Zeitlang hilflos gelegen, unter dem unbarmherzigen Himmel, und sich von Gott und den Menschen verlassen gefühlt. Dann aber hatte *man* erfahren, daß Menschen eben doch Menschen bleiben. ... Man war gefunden, gelabt, verbunden, auf einer Bahre getragen, in ein Bett geschafft worden. Man hatte sich, nachdem man das Seine getan oder vielmehr erlitten, den Schultern und Armen von Mitmenschen überlassen dürfen. ... Man hatte pflegende Menschenhände auf seinen Wunden gespürt. Man war operiert worden, während man schlief. Ärzte.. hatten *einen* behandelt... und das mußte man sagen, sie hatten es gut gelernt.... Und so war man genesen, einarmig und blind, aber genesen war man und brauchte nicht mehr in den Krieg. Man ging in der Sonne spazieren und hatte vielleicht eine schmeichelhafte kleine Ahnung davon, daß man, namentlich zu zweien, einen erschütternden Anblick bot. Aber man war selbst nicht mehr erschüttert, wenn man es je gewesen war."]

[1] [Vgl. Otto, *Das Heilige* [14], S. 164: „Auch der Ausdruck unserer Sprache: ‚Es spukt hier' ist lehrreich. Dieser Ausdruck hat eigentlich noch gar kein rechtes Subjekt, min-

und im Gegensatz zur sonstigen geometrischen Präzision steht. Der Parallelismus der Entwicklung des Französischen und Deutschen entspricht der gemeinsamen heutigen Seelensituation Mitteleuropas. Das mythische Es ist nicht nur in der Elementarverwandtschaft der vor den Welträtseln stumm abdizierenden Menschheit, es ist noch besonders in unserer heutigen Flucht zurück zum Irrationalen begründet, in unseren weniger wissenschaftlich-phänomenistisch als gläubig-mythologischen Neigungen. Seit der Romantik ist das Neutrum wieder zu Ehren gekommen: Wechßler hebt in seiner Schrift «Weltanschauung und Kunstschaffen», S. 33 die Fülle der neutralen Ausdrücke hervor, die Victor Hugo für das Transzendentale gebraucht: *l'illimité*, *l'immanent*, *l'inconnu*, *le caché*, *l'inexplicable*, *l'inaccessible*, *l'inexprimable*, *l'invisible*, *le crépusculaire*, *l'obscur* — sie sind wohl Neutra gleich denen in dem auch inhaltlich für unsere Zeit so charakteristischen deutschen Satz aus Gundolf (*Goethe*, S. 40): «Ehrfurcht vor sich selbst heißt, daß man in sich ein Göttliches spürt, etwas gerade, das nicht in unserer Gewalt steht, etwas, das nicht Ich bin, sondern das Ich ist, etwas Überpersönliches, Unerforschliches, Undurchdringbares, Unbewirkbares, das gleichwohl mit dem Ich gegeben ist[1]». Eine

destens sagt er über das Es, was spukt, noch gar nichts aus. Die konkreten Vorstellungen unserer Volksmythologie von ‚Gespenst', ‚Geist', ‚Totengeist' oder Seele liegen an sich noch gar nicht darin. Der Satz ist vielmehr nur rein ein Ausdruck des Unpersönlichen selber, das eben erst dazu ansetzt, in erster Andeutung die Vorstellung von einem numinosen Etwas überhaupt, von jenseitiger Wesenheit, aus sich selber zu entbinden."]

[1] Es ist kein Zufall, daß von den wenigen Überresten eines dem frz. Neutralpronomen vor Impersonale entsprechenden

Sprache wird nur insofern «au delà» des Auszudrückenden vordringen (Taine), «les âmes dans les choses» (V. Hugo) sehen, «noter l'inexprimable» (Rimbaud), als sie ein Neutrum hat, eine grammatische Kategorie, die sich von den grobsinnlichen beiden Sexus fernhält, die das Unzulängliche grammatisches Ereignis werden läßt. Neutrum und Impersonale[1] sind die Zufluchts-

---

sp. *ello* 'es' eines das fatalistische *ello dirá* 'es wird sich finden, wir werden ja sehen' ist, vgl .etwa Unamuno, *Ensayos* III, 108: *¿Que cómo se hace eso* [sc. gutes Spanisch schreiben]? *A la buena de Dios, cada cual como mejor se las componga, salga lo que saliere, cada uno con su cadaunada, y luego . . . ello dirá. Ello, ello es lo que ha de decir; hay que remachar en esto: ello dirá, y no nosotros, ni vosotros, ni los de más allá; ello y sólo ello dirá. Así como así, será lo que haya de ser.* Also die Proklamation des Kismet in der sprachlichen Form des Kismet!

[1] Bedürfte es noch eines Beweises für das Ahnungsvoll-Schicksalhafte dieser beiden Ausdrucksweisen, so erinnere man sich an die Dante-Verse: *Non impedir lo suo fatale andare. Vuole così colà dove si puote Ciò che si vuole.* — Ich kann die Behauptung Meillets (l. c. S. 206 «l'élimination du neutre montre la tendance à éliminer une catégorie dénuée de sens») nicht unterschreiben und auch nicht glauben, daß in der Abschaffung der grammatischen Genera ein «Kulturfortschritt» liege: schon die Tatsache, die M. erwähnt, daß das primitive Litauische mit seiner Aufgabe des Neutrums neben den romanischen Sprachen erscheint, muß uns stutzig machen; weiter die neueren Ansätze zur Konstituierung einer Neutralkategorie; ferner die Tatsache, daß der Zug zur Abstraktion, in dem nach M. der Fortschritt unserer neuindogerm. Sprachen liegen soll (S. 201), doch gerade das Neutrum begünstigen muß: *le beau, lo hermoso* — gerade der abstrakte Goethesche Altersstil bevorzugt das Neutrum: *ein herrlich Bewegtes* (E. Lewy, *Zur Sprache des alten Goethe*, S. 16). Der «progress in language» ist hier

winkel der Phantasie in der Sprache. Sie setzen statt Zergliederung Synthese, statt Kausalität Mythologie, statt Rationalismus Intuition. Das synthetische Neutralpronomen ist nicht nur eine Angelegenheit der Grammatik, sondern auch der Weltanschauung, es entspricht einer Bejahung des Gefühlsmäßigen und Transzendentalen. Wir Linguisten aber werden gut daran tun, das Leben der Sprache nicht bloß in einem materialistischen, darwinistischen Kampf ums Dasein zu erblicken, sondern, uns auf Vorbilder wie Jakob Grimm besinnend, das Mythisch-Phantasievolle[1] in ihr nicht zu vernachlässigen.

Mustergültig scheint mir noch heute die Anordnung des Artikels *es* im dritten, von den Gebrüdern Grimm selbst stammenden Bande des *Deutschen Wbs.;* als erste Bedeutung wird angegeben: «sie [die Impersonalien] drücken das geisterhafte, gespenstige, unsichtbare, ungeheure aus, wobei fast immer eine räumliche beziehung stattfindet oder leicht hinzuzudenken ist», dann folgen heimliche Geräusche, Euphemismen, Naturerschei-

---

rein rational gemeint (wie der Fortschritt in der Technik, im Komfortismus usw.) — er ist auch erstrebenswert für den elementarsten Zweck menschlicher Rede, die Verständigung — «mais tout se paie», wie Bally sagt: die Verringerung mythenbildender Fähigkeit ist vielleicht zu bedauern. Der technische Fortschritt der Automatisierung wird ja auch sonst mit dem kulturellen Rückschritt der Entseelung erkauft. «Fortschritt» ist also in unserem Fall zu aufklärerisch gedacht.

[1] Ich unterschreibe aufs wärmste E. Lorcks Worte («Die erlebte Rede» [1921], S. 70): «Phantasie, Wille und Gefühl sind die vitalen Kräfte in der Sprachseele. Ohne sie ist die Sprache tot. Wer sie als bloßes Verstandsprodukt auffaßt und untersucht, arbeitet am Leichnam.»

nungen, erschallende Laute, abstrakte Zustände und Ereignisse, Gefühle und Empfindungen, unpersönlicher, passivischer Ausdruck. Unter 11) steht dann die Erklärung: «sie [die Sprache] bediente sich des dem neutrum überhaupt eingepflanzten begriffs der unbestimmtheit, um das nur andeutbare, unbekannte oder geheime zu bezeichnen. der grund dessen, was unser inneres bewegt, erfreut oder traurig macht, kann ebenso versteckt liegen als die ursache einer äußeren naturerscheinung; darum sagt dafür ein leiser unpersönlicher Ausdruck zu, der ganz unterbleiben könnte und in anderen sprachen unterbleibt. in dem '*es*' ist kein leibhaftes subject gelegen, nur der schein oder das bild davon. erlangt die vorstellung mehr stärke und festigkeit, so wird das verbum persönlich, und statt *es regnet*, *es scheint* heißt es dann *die wolke regnet*, *die sonne scheint*. beide redeweisen weichen dennoch voneinander ab, weshalb unrecht wäre, dem unbestimmten *pluit* ein bestimmteres *deus pluit* gleichzusetzen oder unterzulegen. oben besagt *es zwingt mich* was *die noth zwingt mich*.» Man vergleiche das, was die Grimm vom «Bild» oder «Schein» der Wirklichkeit, die im *es* liegen, sagen, mit Voßlers Anschauung von der Fähigkeit der Sprache, das Religiöse symbolisch auszudrücken; ich schließe daraus, daß auch *es* ein Symbol eines Religiösen oder Mythos darstellt.

Wir Sprachforscher haben eine Neigung zum *nil admirari*. Über allerlei Miskroskopika gebeugt, kommen wir nicht oft dazu, einen Fernblick in weite Räume zu tun. Verstandesmäßig eingestellt, unterschätzen wir die Kraft der menschlichen Einbildung. Wir benehmen uns oft wie jene Ungläubigen, die, um glauben zu können, ein Extrawunder verlangen (etwa die plötzliche Verdunkelung der Sonne) und nicht das große Wunder, die Exi-

stenz der Sonne, begreifen. So leugnen wir gern die Phantasietätigkeit angesichts der Detailvorgänge, die uns das Sprachleben zeigt, und gehen vorbei an den großen Wundern, die uns die Sprache auftürmt. Ich sehe die Größe des Meisters, dem wir heute huldigen[1], in seinem *admirari*, in dem frischen und tiefen Blick für das Wunderbare und Wundertätige der sprachbildenden menschlichen Seele und in der Künstlerfreude am Schöpferischen in der Sprache[2].

* * *

Hiezu Meillet, Bull. d. la soc. de lingu. 1924 S. 17 f. (Meillet sieht in Fällen wie *ça pleut, ça tombe de l'eau* nur Formales, nichts Urtümliches mehr — aber er vergißt, daß dies Urtümliche im abgeblaßten Alltagsausdruck latent bleibt und jederzeit belebt werden kann. Er hebt das Bedürfnis des Frz. nach einem Subjektspronomen kein Verb hervor, aber er vergißt, daß ich auch diesen Sachverhalt selbst sehr ausgiebig berücksichtigt habe.) — Eine andere Deutung von *c'est la baronne qu'est mal* etc. bei Lerch in Voßlerfestband, Nachtrag zu meinem Aufsatz. — Über das Neutrum als Ausdruck des Numinosen vgl. noch R. Otto, *Das Heilige*, Kap. 8: „Ungeheuer". — Der Name dieses Werkes selbst ist ein Schibboleth für die relative Irrationalität der verschiedenen Sprachen: die schwe-

---

[1] [Für Voßler's 50. Geburtstag geschrieben!]

[2] Auf verschiedene Punkte der in dieser Arbeit ausgesprochenen Gedanken bin ich schon in meiner Besprechung von Voßlers «Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung», *Zeitschr. f. frz. Spr.* 42[2], S. 139 ff. zu sprechen gekommen, so S. 142 über *les chevaux sur quoi*, S. 145 über nfrz. *c'est que*, afrz. *ço est*, S. 146 über *cela est faux* — *c'est mal fait.*

dische Übersetzung nennt es *Det Heliga,* die spanische *Lo Santo* — während die englische lautet: *The Idea of the Holy,* eine französische und die kommende italienische ähnlich lauten müßte. Schon das Motto ist kaum ins Französische übersetzbar: „Das Schaudern ist der Menschheit bester Teil / Wie auch die Welt ihm das Gefühl verteuere / Ergriffen fühlt er tief das Ungeheuere." — Die Aufsätze von H. Korrodi und J. H. Heyde in Ztschr. f. vgl. Sprachforschung 53, 1 ff. und 54, 149 ff. scheinen mir das von mir Vorgetragene zu bestätigen.

15. ROMANISCH *FACIT ‚ER SAGT'
(ZUR BEWERTUNG DES ‚SCHÖPFERISCHEN' IN DER SPRACHE)

In seinem anregenden, sozusagen wissenschaftspolitischen Artikel in der „Erinnerungsgabe" für Max Weber (Bd. I S. 351) schreibt Leo Jordan Folgendes, indem er das im Titel angedeutete Wortproblem einordnet in das des Schwindens des Perfektums im Frz.: „Wenn der Zusammenfall von *trait* und *trai(s)t*, also «Defektivität», zum Untergang des Verbums beitrug, so bleibt dieser Zusammenfall ohne Einfluß auf die Lebensfähigkeit von *dire* 'sagen'; *je dis* 'ich sage' steht neben *je dis* 'ich habe gesagt', ohne den Sprechenden Hemmungen zu verursachen. Ganz ohne Hemmungen ist es freilich auch nicht gegangen. Das sieht man schon daran, daß volksfranzösisch 'sagt er', 'sagte er' mit *fait-il, fit-il* umschrieben wurde und noch wird. Das heißt, ein eindeutiges Verbum rückt für das zweideutige ein. Das geschah gerade in der Zeit, in der das *s* vor einem Konsonnanten verstummte, dīxit *(dist)* also *dit* wurde. Schon im 12. Jahrhundert heißt es meist *fait-il* für das Präsens, *di(s)t-il* (*s* wird traditionell natürlich weiter geschrieben) für das Perfekt. Die Sprecher helfen sich, wie sie können; *dire* hat das Pflaster vertragen. . . . Der starke Organismus kommt durch, der schwache geht an der «Erkrankung» zugrunde. . . . Wohl . . . sehen wir, daß hier beim Leben und Sterben der Worte Lautentwicklungen, also physiologische Bedingungen, das Primäre sein können, und daß die ihnen entstammende Ungebräuchlichkeit von Worten, Formen — einen rationalen Grund hat: Deutlichkeitsbestrebung."

Ich stelle Jordans rationalistischem Glauben meinen mit den Jahren immer stärker werdenden Irrationalismus, Jordans grammatischem Realismus meine, wenn man will, idealistische Seelenforschung gegenüber; aber da ich vom Grundsatz ausgehe: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, obliegt mir nun die Last der Beweisführung, daß mit der Seele, dem Gefühl bei unserem Einzelproblem mehr auszurichten sei als mit dem Verstande, der Ratio.

Vor allem, wenn *il dit* Perfekt und Präsens auf einmal geworden ist, war das eine unerträgliche Zweideutigkeit, wo lebhafte Erzählung doch so leicht aus dem Perfekt ins Präsens übergeht (in Wien kann man ebensooft *hat er g'sagt* wie *sagt er* bei Mitteilung von Reden hören; vgl .über altfrz. *fait* weiter unten) und jede Erzählung, die Interesse erwecken will, lebhaft wird? Zweitens, ist ein *fait-il, fist-il* tatsächlich eindeutiger als *dit-il?* Vielleicht in bezug auf das Tempus, nicht auf die Wahl des Verbs selbst (das Allerweltsverbum *faire* bekommt n o c h eine Funktion, die von vornherein ziemlich abliegend scheint — wieder ein Beweis dafür, daß die Gilliéronsche Ansicht vom Todbringenden der Polysemie der Revision oder Einschränkung bedarf). Der Ersatz von zweideutigem *dit* durch hundertdeutiges *fait* hieße aus Scylla in Charybdis geraten. Und wie soll man sich vorstellen, daß man plötzlich statt 'sagt er' 'macht er' sagt? Etwa von Wendungen aus wie *tu me fais des mensonges* (auf der betr. Atlaskarte in Westfrankreich) = engl. *to make a lie,* it. *far il nome* = spätlat. *facere nomen,* frz. *faire ses excuses* etc.? Ich glaube aber nicht, daß *faire* 'sagen' aus einer Ellipse zu erklären ist (etwa aus *verba facere*). Und vor allem möchte ich gegen die auf sprachgeographischen Gedankengängen aufgebaute Theorie J.s eben den

sprachgeographischen Sachverhalt ins Feld führen: *facere* 'sagen' ist nicht nur französisch, sondern auch provenzalisch (Levy, Mistral), ital. (Petrocchi), portug. (Michaëlis), rumänisch (Dicț. limb. rom.; auch aromunisch), kommt also in lauter Sprachen vor, in denen ein Zusammenfall von Präsens und Perfekt von *dicere* nicht vorliegt. Ja, unser fast gemeinromanisch zu nennendes *facere* 'sagen' findet sich schon annähernd im Spätlatein, wie Löfstedts „Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae“ S. 165f. lehrt (*faciens uale sancto episcopo* 'Lebewohl sagen' usw.).

Wie soll man sich also dies *facere* statt 'fari' (aus dem man es sogar vor Diez erklären wollte!) erklären? Löfstedt äußert sich nicht ganz klar: er erinnert an spätlat. Umschreibungen von Verba simplicia wie *clamorem facere*, an den spätlat. Gebrauch von *facere* als 'Universalverbum' (der ziemlich an die neufranzösischen Verhältnisse erinnert, wie sie K. Glaser *Neuere Spr.* 1922 S. 266ff. zeichnet: vgl. *faire des cris* bei Duhamel) und lehnt Diezens Erklärung „*facere* steht für *verba facere*“ ab im Hinblick auf dtsch. *machte er* statt *sagte er*.

Diese letztere, also die muttersprachliche Wendung, ist auch mein Ausgangspunkt: an deutschem Parallelgebrauch allein kann ich mein Sprachgefühl für die romanische Wendung schärfen. Das *Dtsch. Wb.* gibt s. v. *machen* II 6a) die Beispiele *wie macht der hund? er macht: wau wau!; der angeredete machte verwundert o! und blieb stehen; das kind machte so* (indem die gebärde des kindes gleichzeitig nachgeahmt wird); *wie die capitulation um war, adieu, herr hauptmann, macht ich, und ging nach hause* (der letztere, aus Goethe stammende Beleg könnte vielleicht ein Gallizismus sein,

vielleicht auch bloß die G e b ä r d e des Abschiedwinkens ausdrücken). Nun fällt es einem wie Schuppen von den Augen: *machen* gilt urspr. jeder Gebärde, dann auch dem Laut, der Lautgebärde, die man im Bericht nacherzeugt. Das *machen* wird vom Berichtenden „nachgemacht", zuerst etwa, indem man einen unartikulierten Laut nachahmt, der kein eigentliches Sagen ist (das Wauwau des Hundes oder das O! der Verwunderung); erst später finden sich wohl artikulierte Äußerungen ein wie *vale! adieu!*, die aber bezeichnenderweise auch noch Interjektionen sind und vielleicht urspr. nicht mit Gesagtem, sondern Getanem (einer Geste) verbunden waren. So haftet denn dem 'machen' für 'sagen' stets etwas Unwillkürliches, Emotionales, Eruptives, Erregtes, Seelisches an und vielleicht etwas Unfeines, indem der diese Äußerungen nachahmende Berichterstatter seinen Nebenmenschen ursprünglich kopiert. Vgl. die Darstellung des Schweizer Idiotikons s. v. *mache*ⁿ II 2 c) „mit Angabe dessen, was durch Gebärde und Wort ausgedrückt wird. Dabei kann das Wort unter Umständen in den Vordergrund treten und die Gebärde zur bloßen Begleiterin desselben herabsinken, ohne jedoch ganz zu verschwinden. Jene Angabe besteht *α*) in einem einfachen Wort ... [*Ja, Nei*ⁿ *machen* 'eine bejahende, verneinende Gebärde machen; ja, nein sagen', *Adie m.*, *G'sundheit m.* 'eine Gesundheit trinken, mit den Gläsern anschlagen'], *β*) in einem abh.[ängigen] Satze ..., *γ*) in direkter Rede ..." Hier bedeutet also *m.* soviel als 'sagen, bemerken', aber „mit besonderem Ausdruck, Nachdruck reden, apostrophieren; e s i s t i n d e r E r z ä h l u n g s a r t d e s V o l k e s ü b l i c h, w e n n e s e i n e E i n d r u c k m a c h e n d e M a n i e r d e s R e d n e r s b e s c h r e i b e n w i l l" (der Sperrdruck stammt von mir). So kommt

denn das *machen* von jener Kulturstufe her, da das Wort noch an die Geste gebunden ist, da verstandesmäßige Diktion noch nicht über erregte Mimik gesiegt hat. Man beachte das Wort „Manier“: leicht erscheint Auffallendes bei einem Nebenmenschen als Gewohnheit; Bemerken einer Eigentümlichkeit bringt schon sozusagen ein Erstarrenlassen der lebendigen Vielfalt mit sich, ist schon Karikatur (genau so wie ein lt. *Nasō* nichts mehr als eine Nase ist, wie an Cyrano vor allem die Nase erinnert wird): daher der *Katzelmacher* (in Österreich = ‘Italiener’), wenn *GRM.* 8, 106 richtig erklärt als ‘der, der *cazzo!* m a c h t’, dem dem Menschen ewig fremden, instinktgebundenen Tier gleichgestellt ist: ‘die Kuh m a c h t *muh*’, von Natur aus und immerfort. Vgl. auch die Belege bei Kieckers *JF.* 36, 49 mit ihrer deutlich emotiven Geste: *‘Nichts vor ungut’, machte Meuß demütig; ‘Alle Wetter!’ machte Mildehövet erschrocken und fuhr sich schnell mit der Hand nach dem Knie.* Ganz ähnlich ist der Unterschied zwischen *sagt er* und *macht er* auch klargestellt worden von Schiepek, *Der Satzbau der Egerländer Mundart* S. 118 Anm. 5, nämlich dahin, „daß mit ersterem die Aussage bloß dem Wortlaut nach wiedergegeben zu sein braucht, während durch *möcht ə·s* [= macht er] angedeutet wird, daß die Aussage auch dem Ton (oft auch der Gebärde) nach nachgeahmt, also förmlich kopiert wird“[1]. Wir Gram-

[1] Vgl. Thomas Mann, „Der Zauberberg“ II S. 267: Nicht, daß der Hofrat überrascht gewesen wäre . . . *„Aha“, machte Behrens.* „Na also. Und was habe ich Ihnen gesagt?“, S. 268 Frau Stöhr, bekanntlich, hatte sich gleich das ihre gedacht . . . *„Faul, faul“, machte sie.* Sie habe die Sache sogleich als faul erkannt.“ Auch *tun* kommt gelegentlich vor: Kieckers belegt aus v. Handel-Mazzetti: *‘Hochzeit hier?’ tat der Gast in hochoffiziellem Staunen . . .; ‘Ah! wie gescheit*

matiker sind allzu schulbrav: wir schaffen (nach unserem Bilde?) uns immer die Leute aus dem Volk zu „anständigen" Gebildeten um — in Wirklichkeit ist derbe Spott- und Nachahmlust das Wesen volkstümlichen Berichts, der nicht bloß über fremde Rede akademisch referiert, sondern sie tendenziös bekrittelt. Und diese gassenbübische Haltung hat dann grammatische Konsequenzen für die akademische Sprache (vgl. die sprachgewordenen Gassenbübereien wie die Typen ital. *fottivento,* dial.-franz. *la-gueule,* sp. *bragazas* usw.).

Das am Deutschen Erfühlte läßt sich leicht aufs Französische übertragen: in einem *faire fi de qch.* 'etwas geringschätzen' ist nicht mehr abzugrenzen, wieviel Akustisches (ein Pfuiruf) und wieviel Mimisches (eine Mund- oder Nasenbewegung des Abscheus) ausgedrückt werden soll, *faire* ist Sagen und Tun auf einmal wie bei *Adieu machen, faire ses adieux.* Und nun nehme man die Beispiele aus Livet's Molière-Lexikon: *Moi, j'ai blessé quelqu'un! fis-je toute étonnée* (Ec. des femmes), also Überraschung wie im deutschen Beispiel; ähnlich *Hé! mon Dieu! ma surprise est, fis-je, sans seconde* (ebda.; Interjektion!); *Monsieur, au nom de Dieu, lui fais-je assez souvent* (L'Étourdi; Erregung); *Hi, hi, hi, hi, hi, lui fit-elle en lui riant au nez* (Sévigné; Nachahmung des Lachens). *Hé! fit tout bas le bon-*

Ihr seid!' tat Jesse verachtungsvoll;.. tat das Mädel überlegen. Hier handelt es sich wohl ursprünglich um *tun* + Adv. 'verachtungsvoll tun' = 'Verachtung an den Tag legen' in der unten besprochenen Verwendung eines Verbs der Gemüts- oder Körperhaltung mit der syntaktischen Funktion eines Anführungsverbs, aber es scheint, daß ein Bedeutungsübergang *tat* = 'sagte' sich schon anbahnt *(tat der Gast in hochoffiziellem Staunen).*

hommeau[1]. Man beachte, daß in der neueren Sprache dieses *fait-il* statt *dit-il* vorwiegend familiär ist! Die Erklärung liegt nahe, daß in der auf Selbstdisziplin eingestellten klassisch-französischen Lebenshaltung ein Sichgehenlassen, ein Nachgeben dem Triebhaften verpönt, anderseits auch der Eingriff in die fremde Persönlichkeit, der im Nachäffen liegt, gesellschaftlich unmöglich ist: *fait-il* mit seinem vulgäre Emotion derb nachahmenden, impressionistischen Beigeschmack muß von gewählter und selbstbeherrschter Rede verbannt sein. Der Zug der Erregung, vielleicht auch das Nachahmungsmoment kommen noch darin zum Ausdruck, daß *fait-il* eine leise Opposition andeuten kann (Sachs-Villatte übersetzt 'erwidert er, entgegnet er', der Glossator in Koschwitzs Ausgabe von Mistrals Mirèio II Str. 4 ein *«O Vincèn», ié faguè Mirèio D'entre-mitan li vèrdi lèio, «Passes bèn vite, que!»* mit 'dire, crier à qn.'), wie denn in moderner französischer Roman- und Novellentechnik *faire* nicht ganz gleichberechtigt mit *dire* steht: vgl. Fr. Carco, *La lumière noire* (Bibl. Rhombus) S. 9: *La voix de Durand . . . me répondit. — Chut! . . . fit-elle, et cette voix ordonna*, S. 30 [es werden Zigeuner erwähnt] *Ah! fit Maud dont l'intelligence n'était pas très vive . . . Les tziganes! Il y avait donc des tziganes, au Moloch's Bar?*, S. 33 *Sainte Mère! implora Tine . . . Un garçon si brave! Tu peux le dire, fit Zé que l'annonce de cette triste nouvelle n'empêchait pas de décoller du doigt la chair rose d'un oursin*, S. 38 *Really!*

---

[1] Vgl. noch Scarron, le Virgile travesty I 152/3

> Priam, et son monde reclus,
> A chaque coup que sa main donne,
> Dont le vaste palais resonne,
> *Fait de pitoyables helas,*
> Priant Dieu qu' . . .

fit avec indifférence mistress Mary — auch die Gleichgültigkeit im letzten Beispiel ist eine Opposition gegen die Erregung, die nach Ansicht anderer der betreffende Vorgang in der bloß *Really!* sagenden Engländerin auslösen sollte. Dieselbe Widerspruchsnuance findet sich im Ital. Die Unwillkürlichkeit des Redens drückt *faire* auch noch in ganz moderner Zeit aus, vgl. etwa Luc Durtain, *La source rouge* (1924) S. 33: *Avez-vous remarqué, fit Chassaing avec cette conviction du malade parlant des choses de sa maladie* ..., S. 85 *Que sais-je! fit la comtesse, lâchant ce pauvre souvenir comme une plume dans la tempête, avec plus de hauteur encore que de fatalisme.* Es wird nun auffallen, daß ich einerseits in dem *fait-il* Opposition, anderseits etwas „Unwillkürliches", also Passives *(fis-je toute étonnée)* sehe, und von vornherein will es nicht einleuchten, daß das Verbum actionis par excellence, *facere,* passive Färbung annehmen soll: tatsächlich ist aber kein Widerspruch vorhanden, da Erregung, Leidenschaft ja ein Leiden (Passion — passiv!) ist, d. h. der erregte Mensch, der Naturlaute ausstößt (*oh!* macht, wie die Kuh *muh!*), auf tierisch-triebhafte Stufe herabsinkt. So faßt denn auch sonst die Sprache Gefühlsäußerungen bald aktiv, bald passiv *(elle sanglota — elle eut des sanglots, elle cria — elle eut un cri,* wobei die zweite Ausdrucksweise gerade bei den französischen Naturalisten, den Verfechtern des Determinismus, im Schwange ist)[1]. Vor allem aber ist noch das Passive

[1] Ich stimme Hachtmann, *Die Vorherrschaft substantivischer Konstruktionen*, S. 133ff. zu, wenn er gegenüber Toblers „rein psychologischer" Erklärung des *avoir* + Substantiv der resultierenden Gebärden- oder Sprachäußerung (statt Verb) als Ausdruck „des Nichtgewollten des Tuns" eine solche „formal-stilistischer" Art gibt, nämlich die Abneigung

des *fit* in dem Karikaturcharakter, den Nachahmung mit sich bringt, bedingt: das ‘machen’ wird zu etwas Ständigem, Stereotypem, Starrem, also — nach Bergsons Definition des Komischen: *du mécanique plaqué sur du réel* — etwas (leise) Komischem: Der Mensch

---

vor dem Verb; nur meine ich, daß diese formal-stilistische Abneigung der Schriftsteller vor dem Verb sich aus der Auffassung jeder seelischen Äußerung als eines Geschehens im Innern des Ich, nicht eines Handelns, also aus der deterministischen Weltanschauung, zu erklären sei. Es handelt sich nicht um ein Syntaktikum, sondern um ein Stilistikum, das seinerseits aus einer Seelenhaltung stammt: wer *il eut une brève inclinaison* oder *elle eut un cri d'abandon* (und selbst *j'ai un cri de triomphe)* sagt, der sieht die Handlungen des Menschen als passive Ergebnisse seiner Komplexion; er degradiert sie zu Empfindungen, die wir erleiden (wie *elle eut un sentiment, une émotion, un ébahissement, soif* usw.). Das ‘Unwillkürliche’ tritt also trotz Hachtmann doch hervor, vielleicht nicht so sehr in den dargestellten Vorgängen als in der Darstellung durch den Schriftsteller. Die letzte Konsequenz dieses Passivismus ist die Weglassung des Tätigkeitsverbs, eine aus dem Stil der Goncourts wohlbekannte Erscheinung: *des cris, une brève inclinaison;* auf halbem Wege bleibt das neutrale ‘es’ stehen (Claudel: *on ne peut dire qu'il y croit, mais cela croît en lui, ayant trouvé nourriture; cela, il, on pense en moi* [= oben Art. 14]. Wir erhalten so folgende Abstufung, bei der die später angeführten Ausdrucksweisen jeweils mehr Passivität ausdrücken:

I. il dit il cria — dtsch. er sagte
II. il fit il eut un cri — dtsch. er machte (tat)
III. cela dit en lui — dtsch. es rief in ihm
IV. on dit, il fut dit — dtsch. es hieß
V. des cris — dtsch. Schreie . . . (vgl. hebr. *nĕum adonai* ‘Worte Gottes’ als Schaltesatz).

avoir un geste und *faire*, also die beiden passivistischen Ausdrucksweisen nebeneinander zeigt folgende Stelle aus Sandre, *Le chèvrefeuille* S. 116: *Il eut un geste vague qui éloignait*

darf nicht *oh!* 'machen' wie eine Kuh *muh* oder wie ein Motor *tok tok* 'macht'.

Weiter fällt auf, daß das *faire* für *dire* vornehmlich im Einschubsatz nach einem kleinen Stück des Hauptsatzes steht (ebenso im Dtsch., Ptg., z. T. auch Rumän.): offenbar ein Überrest der ursprünglichen Verwendung zur Nachahmung von Naturlauten. Man verwendet nicht ohne weiteres *faire* in jeder Stellung (etwa *nous faisions, ils auraient fait* vor einer direkten Rede oder vor Akkusativobjekt: *il fit sa pensée* = 'il dit', auch nicht *je fais* im Sinn von *je dis* 'ich meine'; es steht auch nur bei direkter Rede).

Dasselbe Bild bietet sich im Altfranz.: rasche Durchsicht des Alexius und des Rolandsliedes ergab mir das Fehlen oder jedesfalls ganz seltenes Vorkommen des *fait: Dist Rollanz, Charles respont, ço dist Rollanz* eröffnen meist die Rede, als ob sich die Gesprächspartner, in ihren feierlichen Rüstungen voneinander gleichsam seelisch abgesperrt, unbeugsam und willenshart gegenüberständen, und selbst wo der *ço dist Rollanz*-Typus eingeschoben ist, stellt sich das familiäre *fait* nicht ein[1]. Um so mehr wuchert es im höfischen

---

mes hypothèses. — Je te dirai, fit-il. Mais Maurice eut un autre geste qui m'arrêta. — Je te dirai, fit-il encore. — In Mallorca scheint *facere* den Sinn von 'sprechen, aussprechen', auch ohne Emotion, zu haben, da Alcover bei seinen grammatischen Aufnahmen z. B. sagt *Bolletí* 4, 217: *Hi ha viles que . . . fan ę . . . Fan axó, dins Mallorca, Binisalem, Alaró . . . Pronuncien -ę- en lloc de -ə- les persones.*

[1] Zu *fait* 'sagt er' im Heldenepos vgl. die Stelle Mon. Guill. II 996/7:

> Cascuns li crie en haut en son langage:
> «Cha!» fait li uns; «mais decha!» fait li autres,

in der man noch beobachten kann, wie das *fait* Reproduktion, Nachahmung verschiedener Affektrufe andeuten soll.

Epos, z. B. bei Chrétien, oder in der Chantefable. Für die letztere ist charakteristisch, daß die gleichsam officielle Szenenanweisung vor den Prosateilen *or dient* oder ähnlich lautet, daß innerhalb der Gedichtteile vor der direkten Rede (13, 5 *Or parla, dist son penser* ..., ähnlich 29, 6, auch bei Einschubstellen 37, 12) *dist* steht, dagegen in den Prosateilen selbst fortwährend, fast ermüdend, das *ſet Aucassins, ſet Nicolete* vorkommt. Und auch hier wieder das *ſait* sehr oft nach einer Interjektion: 2, 36 *Avoi, peres, ſait Aucassins;* 8, 13 *Ha ſix! ſait il;* 10, 38 *Pere, ſait Aucassins;* 14, 15 *Ai! ſait ele.* Man kann natürlich auch annehmen, daß der vorwiegend dialogische Charakter der Prosastücke das *ſait* begünstigt, das ja 'er erwidert, entgegnet' bedeutet (s. o.), während die vorwiegende Monologform der lyrischen Verse (vgl. Heiß, *Ztschr. ſ. ſrz. Spr.* 42² S. 258) mehr das *dire* begünstigt, das ja auch im Prosateil vor den ausgesprochenen lyrischen 'Arien' (St. 13, 24, 33, nach Heiß S. 259) in der Form *si comença a dire* auftaucht — aber damit wäre der etwas aufgeregtere Charakter des *ſait* doch erwiesen. Wenn die Cantefable mit S. Aschner (Heiß a. a. O. S. 255) ein „Rezitationsmimus" gewesen sein sollte, den ein Spielmann „mit mimischer Darstellung der verschiedenen Stimmen" gesprochen haben soll, so würde der Spielmann gleichsam 'nachmachen', was seine Figuren 'gemacht' (= gesagt, gehandelt, gedacht) haben.

In Chrétiens Erec[1] ist dort, wo der Dichter die Art des

[1] Die deutschen Chrétien entsprechenden höfischen Epen haben an denselben Stellen, soweit ich sah, nie ein 'macht er', sondern mit ziemlicher Einförmigkeit *er sprach* mit nachfolgender Rede, seltener *sprach er* mit vorangehendem Redestück. — Den Unterschied zwischen *sprechen* und *sagen* hat Voßler in seinem Aufsatz „Sprechen, Gespräch und Sprache"

Sprechens psychologisch oder physiologisch ausdeutet, wo er also nicht bloß den unwillkürlichen Gefühlsausbruch ohne Kommentar darstellt, das sonst so

(Vierteljahrsschrift 1923 S. 665—678) — ebenso übrigens wie den von *Person* und *Individuum* — mehr dem Bedürfnis seiner Ausführungen als unserem deutschen Sprachgefühl entsprechend gefaßt. Voßler meint: „[wenn nur Ein Sprecher da wäre] Er würde dann nicht sprechen, er würde etwas *sagen.* Das Wort Gottes: Es werde Licht! ist gesagt, nicht eigentlich gesprochen worden. Wenn Luther trotzdem übersetzt: Und Gott sprach: Es werde Licht! so meint er damit, daß das gesagte Wort im Chaos gehört, verstanden und beantwortet wurde, denn: Es ward Licht. Das Sagen ist ein unschöpferisches Sprechen, weil seiner Ausübung nicht ohne weiteres ein aufnehmendes Leiden und Antworten entgegenkommt. Das Recht will ‘gesprochen’, die Wahrheit ‘gesagt’ sein: denn jenes ist gesellig, diese einsam“. Das *Dtsch. Wb.* sagt folgendes: (I, 4) *sprechen* ist namentlich im ältern nhd. außerordentlich häufig. jetzt ist es dagegen in der alltäglichen umgangssprache etwas zurückgetreten zu gunsten von *sagen,* und hat einen etwas feierlicheren charakter angenommen,“ (II, 1 f.) „*sprechen* geht . . . . zunächst auf die sprache als äußere thätigkeit, die lautbildung, und unterscheidet sich dadurch von *sagen,* bei dem die rücksicht auf den inhalt im vordergrunde steht . . . und das darum im allgemeinen nicht absolut gebraucht wird. darauf beruhen redewendungen wie: *er sprach viel, ohne viel zu sagen* (machte viel worte, worin wenig inhalt war)“, (6) „sehr gewöhnlich wird zu *sprechen* das gesprochene selbst mitgeteilt; und zwar wird gerade *sprechen* zur einführung der directen rede mit vorliebe verwendet, erst in neuerer zeit ist es hier theilweise durch *sagen* zurückgedrängt,“ (6 d), es begegnen auch feinere unterschiede. so zum beispiel in dem märchen vom ‘Marienkind’ (Grimm nr. 3) in der weise, daß zur einleitung einer rede *sprach* dient, dagegen bei nachsetzung und einschub . . . *sagte* gebraucht wird“, (6 e) „die nähere beziehung zur directen rede zeigt sich auch darin, daß in der

häufige eingeschobene *fet* vermieden, z. B. V. 307 *Et li rois li respont par san:* . . ., V. 581 *Aprés li dit Erec et prie:* . . ., V. 611 *Et cil li respont come frans*, 635 *Et*

ältern sprache, besonders in Luthers bibelübersetzung, *sprechen* sehr gewöhnlich nach andern verben des sagens steht, um die rede selbst einzuführen" (z. B. nach *reden*), (7 f) „gewöhnlich ist *sprechen* vom aussprechen gewisser formeln" *(den gruß, das gebet, einen segen sprechen)*, (7 g) „von diesen verbindungen, wo *sprechen* auf das laute aussprechen bereits vorhandener formeln geht, unterscheiden sich die juristischen ausdrücke *das urtheil, recht sprechen* dadurch, daß hier das urtheil erst durch das *sprechen*, die laute, öffentliche und amtliche verkündigung zustande kommt. *ein urtheil sprechen*, jus dicere, sententiam pronuntiare, decernere."
Ich glaube, die durch Belegmaterial gestützten und hier allein von mir wiedergegebenen Leitsätze des Deutschen Wörterbuches legen eine andere Auffassung als die V.'sche nahe: Sagen ist ein Reden mit einer bestimmten Meinung, also gerade auf Mitteilung und Geselligkeit abzielendes Reden. Sprechen ist rein akustisches Äußern mit mehr oder minder großer Artikulations-Deutlichkeit (Feierlichkeit). Sagen ist, um eine ältere Voßlersche Prägung wieder aufzunehmen, mehr Sprache als Äußerung (letzteres ließe sich noch durch die Kieckerssche Etymologie: zu **sphereg-* 'hervorplatzen, hervorbrechen', stützen). Man sagt: *er sprach zu ihm*, aber *er sagte ihm;* jenes könnte man mit 'er äußerte zu ihm' (ein Partner ist nicht ein notwendiger Bestandteil einer Äußerung, daher lokale Wendung), dieses mit 'er bedeutete ihm' (direktes Objekt) wiedergeben. Eine ältere, ziemlich rechthaberische Dame „sprach" einmal zu mir: „Ich sage, was ist" — das Sagen bedeutet ein Aufdecken von Faktischem, ein Ent-decken, das Sprechen bloß subjektive Ent-äußerung. Sagen ist perfektiv, Sprechen nicht (über *Recht sprechen* s. o.). Tatsächlich heißt bei Luther *sagen* auch 'lehren' (Franke, *Grundzüge der Schriftsprache Luthers* II 50). Gott spricht, nicht, weil er verstanden wird, sondern

cil li respont franchemant, 667 ff.: „. . . . *Erec li fiz Lac estes vos?" / „Ce sui je,", fet il, „a estros". // Li ostes mout s'an esjoï / Et dist:* . . ., 1045 *Lors li dist cil, ou vuelle ou non:* . . ., 1380: *Lors respondi et dist: „Haï* . . .", 5517 *Aprés por ce que il l'antande*

---

weil er, über den Wassern schwebend, als einziges Wesen in das Ur-nichts hinein seine Laute sendet. Um sich den ursprünglichen Bedeutungswert des dtsch. *sprechen* mit romanischem Wortmaterial zu verdeutlichen, würde man *er sprach* etwa mit frz. *il prononça (émit)* wiedergeben. Aber die Scheidung zwischen *sprechen — reden* kehrt in den verschiedensten Sprachen wieder: frz. *parler — dire* (wobei wieder *parler* mehr das artikulierte Reden, die Ausübung menschlicher Redefähigkeit ist: Cligès 2965 ff. *Meis n'i a Tiois n' Alemant, Qui sache parler seulement, Qui ne die;* God. aus Leodegar: *Sed il non a lingu' a parlier; parler à qc.*, wie *zu jem. sprechen*, dagegen *dire qch.* wie *etwas sagen* usw., *parler amour* 'über Liebe sprechen' — *dire notre amour que l'on ne peut pas dire*, Jammes), sp. *hablar — decir*, rum. *a vorbi — a zice*, engl. *to speak — to tell*, ngr. (ὁ)μιλῶ — λέγω, magy. *beszélni — mondani*, slav. *govoriti — besědovati*, urspr. 'zusammensitzen', mit dem Berneker noch ἀγορεύειν 'Reden halten' zu ἀγορά, rum. *a cuvîntá* 'reden' aus *conventum* vergleicht; auch die romanischen *fabulare, parabulare* scheinen mehr auf geselligem Causieren als ernstem Sprechen zu beruhen). Dtsch. *Gespräch* mit seinem „geselligen" Präfix (vgl. auch gr. διαλέγεσθαι mit seinem Medium) scheint Voßler auf die Geselligkeitsnuance, die er *sprechen* beilegte, gebracht zu haben; aber daneben haben wir für Verba des Sprechens doch auch vom Akustischen, von Naturlauten auszugehen wie *govoriti* (urspr. 'Lärm, Gemurmel'), gr. φημί (zu φωνή 'Stimme'). So ist denn *Sprechen* vor allem akustische, *Gespräch* vor allem soziale, *Sagen* vor allem eine pädeutische Leistung: *dīcit* ist δείκνυσι 'zeigt' (vgl. slav. *kazati*). Beim Sprechen ist der Sprechende, beim Gespräch der Gesprächspartner, beim Sagen das Gesprochene wesentlich.

Dïent an haut (auch Karre 907 *Et cil dit, qui fu esmaiiez* . . ., Yvain 4630: „*Dame*“, *fet il*, „*Dieus vos an oie!*“ *Puis dist antre ses danz soef:* „*Dame* . . .“, letzteres Beispiel von Hilka, *Die direkte Rede als stilistisches Kunstmittel*, S. 66 als „Gedankenmonolog“ bezeichnet — ein solcher ist ja eben lautloses Sprechen, das aber vom Dichter nur in sprachlicher Form wiedergegeben werden kann). Bemerkenswert, daß ich vorderhand zwar *ce dist* bei Nachstellung gefunden habe (ebenso Kieckers *IF* 32, 21, vgl. nfr. *ce dit-on*, dtsch. *so ruft der Greiner*), nicht aber ein *ce fait*, z. B. 1170 «*Bien puet estre*» *ce dïent tuit*, dagegen unzähligemal Fälle wie 1200 „*Dites moi*“, *fet ele*, «*chaeles*» — offenbar war das Satzstück ganz innig als Objekt mit seinem Verb verbunden *(ele fet dites moi* wie *ele fet o!)*, während bei *dire* der Inhalt der Äußerung sich sauber abhebt vom Verb, daher durch *ce* zusammengefaßt werden muß[1] (nur einmal fand ich in dem nicht Chrétienschen Teil des Karrenromans 6768 *Ce fet Gauvains:* . . . mit Nachstellung der Rede). Auch Voranstellung von *fait* (wie die von *dist*) begegnet: 1169 *Fet la reïne:* „*Je le cuit*“ (obwohl Förster im Wb. nur von „parenthetischem“ Gebrauch spricht), aber sehr viel seltener als der Einschub (vgl. *Fist un de ces de Israel a David* . . . *Dist David* in den Quatre Livres des Rois, Bartsch Chrest. 14, 56ff. und den ähnlichen Beleg bei Godefroy s. v. *faire*); ähnlich ist in den übrigen romanischen Sprachen die Nachstellung von *facere* nach dem Redestück das Gewöhnlichere (im Rumänischen scheint beides möglich und gebräuchlich).

[1] Ich will nicht verschweigen, daß eingeschobenes *ç'ai-je fait* ‘habe ich gesagt’ neben *çai-je dit* sich, öfters und absichtsvoll wiederholt, um Bauernrede zu malen, bei Molière *Le Festin de Pierre* II/1 sich findet.

Die einsilbigen Wortstücke wie 2849 *„Cui?" fet Erec; „qu'avez vos dit? ...",* 2966 *„Lasse!" fet ele,* 3183 *„Amis", fet il ...* überwiegen über Fälle wie 2802/3 *„Seignor, savez que je vos chant?" Fet il a ses deus conpaignons;* auch der ursprüngliche Typus, der mit Interjektion, kommt vor: 3316 *„Haï", fet il,* 3360/1 *„He, sire, feire poez miauz", Fet Enide* (vgl. bei Hilka, der allerdings auf das *faire*-Problem nicht zu sprechen kommt, besonders S. 140f.). Selbstverständlich, daß mit *fet* abgewechselt wird, wenn *dire* schon in der mitgeteilten Rede steht: Karre 484: *„Dites moi," fet il, „la querele";* vgl. auch die Abwechslung Tumbeor Notre Dame 76: *«Sainte Marie», fait il dont ...,* 81 *«Sainte Marie», lors a dit;* 533 *Fait li abes: ...,* 546 *Dist l'abes: ...,* S. 579f. *«Sire», fait il, «est ce a certes?» / «Oïl», ce dist li abes, «certes»* (bezeichnend wieder *fait il* neben *ce dist li abes*)[1]. Das gegen Ende

[1] Es tritt hier schon jenes Abwechslungsbedürfnis bei den Anführungsverben zutage, das die Heldenepik mit ihren starren Formen nicht zu kennen scheint, das uns aber heute zum Bedürfnis geworden ist, besonders seit der Impressionismus die Differenzierung der Wiedergabe jedes Vorgangs, die Wiedergabe seines Einmaligen auf seine Fahne geschrieben hat. In der 3 Druckseiten bloß und vorwiegend Reden umfassenden Novelle *Titin* in Carco's *La lumière noire* finde ich nacheinander folgende Anführungsverba: *dit-il; répondit Zé; annonça M. Ventre; se récria Tine; affirma M. Ventre; établit Coste; implora Tine; fit Zé; il soupira: ...; reconnut Zé; murmura Tine; questionna Zé; reprit Coste; répéta M. Ventre; ne put s'empêcher d'admirer Tine, en écarquillant ses yeux bruns et dorés; regretta Coste; demanda Zé; s'exclama Coste, éberlué; bégaya M. Ventre; dit Titin; précisa Coste pour mettre les choses au point; du ton le plus naturel du monde, il répliqua: ...; il demanda, candide jusqu'au sublime: ...* Man beachte, daß nur *dit-il* zweimal vorkommt, und zwar

des Karrenromans dreimal (6293, 6603, 6633) vorkommende reflexive *faire* 'sagen' hat schon Förster (Anm. zu 6293) als unchristianisch erkannt; vgl. zu dem bekanntlich fast ausschließlich im Altprov. so belegten Gebrauch Tobler *V. B.* 2, 77 (vgl. lat. *loqui*, gr. *διαλέγεσθαι* mit Medium).

Wie das Fortleben des *fait-il* in der nfrz. Volkssprache vermuten läßt, dürfte die Wendung auch schon in alter Zeit der Umgangssprache angehört haben: nach Scherer (bei Hilka S. 134) herrscht im Volksepos Deklamation, im höfischen Epos der „gebildete Konversationston", dort Pathos, hier Natürlichkeit. Und wie die Reden selbst, so ist auch deren Einrahmung, das Anführungsverb, verschieden: dort das mehr offizielle *dist-il*, hier das ungezwungenere *fait-il*.

---

zuerst am Anfang der Unterhaltung, wo gleichsam der Leser noch eine tabula rasa ist, und in einer allerdings sehr wichtigen Szene am Schluß: *Bonjour, dit Titin*, ein von allen Totgeglaubter, der plötzlich erscheint: es war hier höchste Einfachheit des Sprachlichen erforderlich, um nicht von dem Überraschenden des Sachverhalts, daß ein Toter einer Gesellschaft von Lebendigen guten Tag sagt, abzulenken. Auch das *demanda Zé* ist ganz verschieden von dem die erstaunte Schlußfrage des Wiederaufstehenden „Voyons . . pourquoi je serais mort?" einleitenden, gewollt einfachen *il demanda, candide jusqu'au sublime.* Sonst aber herrscht höchste Nuancierung und Variation, sowohl in der syntaktischen wie in der lexikalischen, in der rhythmischen Gestaltung der Einschübe: die besondere Tönung jeder Replik wird genauest festgehalten, mit allen speziellen Komplikationen durch Gesichtseindrücke, die zum Gehörten hinzutreten: besonders beachtenswert ist der Fall *Coquin! ne put s'empêcher d'admirer Tine, en écarquillant ses yeux bruns et dorés*, was ganz zu der von Walzel („Von 'erlebter' Rede", Zeitschr. f. Bücherfreunde XVI, S. 17 f.) als uns Deutschen

Das *fait-il* bekommt eine Nuance des Sich-Anschmiegens an die direkte Rede, daher es gern die textgetreue Wiedergabe bezeichnet, die Übersetzung jenes süddtsch.

„unerträglich geworden" bezeichneten, einst ganz gebräuchlichen und eigentlich m. E. richtig impressionistischen Erzählungstechnik paßt: *'Du, Amalie?' schreckte die Inwohnerin . . auf* (Alexis), *Er ist nicht da, Justizrat! schlug Justus auf den Tisch* (Gutzkow), wobei sich manche Schriftsteller Ausdrucksformen gestatten, „die sich eigentlich nicht auf eine Äußerung in Worten beziehen, und solche, zu denen keine Äußerung als Objekt stehen kann" (H. Paul, Dtsch. Gramm IV[4], S. 172f.). Ich glaube, durch die Zusammenstellung solcher frz. und dtsch. Belege werden erst die frz.: *je ne le ferai jamais! interrompit-il*, ital. *Andiamo a prendere ancora un po' di sole — ella invitò*, die Ebeling *Kr. Jahrber.* 5 I 184 aus ihrem Zusammenhang herausreißt, klar: es handelt sich um nuancierende Abänderungen des Typus *dit-il* (eine Maupassant-Stelle bei Ebeling lautet: *d'une voix gentille, un peu nuancée de tristesse — Moi, dit-elle)*, die erst durch die Zusammenstellung der in einem Stücke erzielten Vielfalt (wie oben bei Carco) begreiflich werden: das schwerfällige *Mon Dieu! . . . dit à Lantier Gervaise toute secouée et près de sangloter d'impatience et de tristesse* (Zola) ist sozusagen komprimiert, ohne daß die impressionistische Psychologie geopfert würde, wenn geschrieben wird: *Mon Dieu! sanglota Gervaise secouée d'impatience et de tristesse*, oder *Puis, d'une voix bégayante avec un geste égaré: «Je ne sais ce que je veux»* wird zu *«Je ne sais...» bégaya-t-elle avec un geste égaré.* Es handelt sich also nicht so sehr um ein Syntaktikum (als das es Ebeling ansieht) als um ein Stilistikum, das allerdings syntaktische Konsequenzen hat (genau wie bei den Regieanweisungen des naturalistischen Theaters, *Lit. Echo* 24, 449). Eingeschobenes *interrompit-il* ist ebenso modifiziertes Sagen ('unterbrechend sagen') wie *riposta-t-il, chuchota-t-il, soupira-t-elle* usw., das veraltete ... *schlug Justus auf den Tisch* derselbe

sagt' er darstellt, das daran erinnern soll, daß Rede-Wiedergabe, nicht Erzählung vorliegt: so heißt es z. B. bei Joinville (Extraits des chroniqueurs français ed. G.

Fall wie noch übliches *versetzte er* (urspr. 'sagte er, einen Schlag versetzend'), *hauchte er*, *lispelte er*. Daß diese Formen mit der Länge der Oratio recta zusammenhängen, wie H. Paul anzudeuten scheint, glaube ich nicht: die (Psychologisches und Physisches) schildernden Momente werden durch die transitive Konstruktion (*bégaya-t-elle* statt . . *dit-elle en bégayant* nach *murmura-t-elle* = . . . *dit-elle en murmurant*) nur in einer syntaktisch weniger schwerfälligen Konstruktion gegeben. Es könnte ebensogut mit Voranstellung vor die Oratio recta heißen: *Elle bégaya:* . . . Die Kieckerssche Erklärung eines eingeschobenen *lachte er*, auch *er lachte* [mit unterdrücktem Sageverb] vor der Rede, wobei eben *lachte* = 'lachte und sprach' wird, kann mit, aber nicht ausschließlich herangezogen werden. In Fällen wie *admira-t-elle*, *schreckte sie auf* ist vollends durch das Verbum sentiendi, das an die Stelle des Verbum dicendi tritt, das Sagen eben ausgeschaltet. Es ertönt nicht eigentlich Rede, sondern vor allem äußern sich Gefühle (ob in Worten oder nicht, bleibt ungesagt, weil gleichgültig) — impressionistische Darstellung, gleichsam die Umkehrung zu jener bei Altenberg so häufigen Verbindung des Verbum sentiendi mit einer Rede (*Er fühlt: 'Ein Kind ist gestorben'; Sie träumte: 'Ich liebe ihn — — —'*, Belege, die ich einer ungedruckten Bonner Preisarbeit über „Die Sprache des deutschen Impressionismus“ von Luise Thon entnehme): Ist in jenen Fällen ein Sagen durch ein Fühlen wiedergegeben, so erscheint in diesen das Fühlen als ein Sagen; dort bekommt das Wort etwas Gefühlt-Unwillkürliches, hier das Gefühl etwas 'Ausgesprochenes', Selbstsicheres. Dort fühlt gleichsam das Wort, hier spricht das Gefühl. Durch die Mischung der syntaktischen Konstruktion des Sagens mit der Vokabel für Fühlen entsteht eben ein Mittelding zwischen Sagen und Fühlen, eine Art inneren Sprechens, das, was Schnitzler im „Anatol“ durch Weglassung eines

Paris-Jeanroy S. 116) vor einer längeren Rede *Et il me dist*, als aber nach 11 Zeilen Rede der Sprecher zu einem neuen Gedanken übergeht, heißt es: «. . . *Si vous pri*», *fist il*, «*tant come je puis, que vous metés vostre cuer a ce* . . .». Ganz geläufig ist bei Joinville das *fist il* als Einschiebsel nach vorhergehendem *dist:* S. 112 *La grans amours qu'il avoit a son pueple paru a ce qu'il dist a mon seigneur Loueïs* . . .: «*Beaus fis*», *fist il*, «*je te pri* . . .». Oft auch gibt *dist (que)* eine indirekte Rede wieder, während nachhinkendes *fist* die wirkliche Äußerung textmäßig anführt: S. 122 *Et li rois dist qu'il ne le feroit autrement; car ce seroit contre Dieu* . . . . «*Et de ce*», *fist li rois*, «*vous en doing j'un exemple* . . . .». S. 159 *Et je li dis que je ne vouloie qu'il me donast plus de ses deniers que ce qu'il m'avoit doné, mais je vouloie faire un autre marchié à lui:* «*Pour ce*», *fis je*, «*que vous vous courrouciés* . . ., *si vueil je* . . .».

Auch die relative Häufigkeit des Präsens von *faire* 'sagen' im Altfrz.[1], die Jordan erwähnt (vgl. Altfrz.

Textes bei Beibehaltung der Gefühle andeutenden Interpunktionen ausdrückt (Max: „—?", in *Lit. Echo* 24, 454 fälschlich als „auf Papier geschriebene", nicht akustisch gefühlte Sprache gedeutet). [Beispiele für den Typus . . .*sanglota-t-il* bei Albalat, *Comment il ne faut pas écrire* S. 19 u. 28, abfällige Kritik bei Boulanger-Thérive, *Les soirées du grammaire-club* S. 242 ff. Im Deutschen häuft neuerdings Unruh derartige Ausdrucksweise, so passim in *Flügel der Nike*].

[1] Aber man beachte, daß hier die zwei Beispiele mit *fait* (Rosenroman 9 und 157 im Elementarb.) nur im Schaltsatz stehen, dagegen *dist* stets v o r der angeführten Rede und daß 305 auch eingeschaltetes *fis je* steht. Das *dist* ist eben historische Erzählung (298 *Car il me dist, bien m'en souvient*), das *fait* gleichsam gegenwärtige Reproduktion eines

Elementarb. S. 231[1]), und die durch mein obiges Material bestätigt wird (Diez hat schon die Seltenheit eines *fesoient* angemerkt, vgl. neuprov. *fasié* bei Mistral)[1], erklärt sich zwanglos aus der Lebhaftigkeit des *fait* gegenüber *dit:* das 'er macht' steht gleichsam noch so unter dem Bann der Situation, die geschildert wird, daß nur das historische Präsens, das diese Situation als gegenwärtige miterlebt, möglich wird: das Perfekt (das ja, schon bei Joinville und neuerdings bei Molière, auch vorkommt) würde diese Impression vom Sprecher und Hörer distanzieren, den Keil des „Historischen" gleichsam zwischen Erzähler und Erzählung treiben. Daß das Verstummen des *s* nichts bedeutet, sieht man aus dem Reim des *fait* parallelen historischen Präsens *dit* mit *aït (adjutet)* Erec 1212, Karre 574; anderseits haben wir, von einigen Verstößen im Jugendwerke Erec abgesehen, bei Chrétien nur Verstummung von *s* vor stimmhaften Konsonanten; die stimmlosen verstummen erst Ende des 13. Jhs. (Meyer-Lübke, Hist. Gr. d. frz. Spr. 1, S. 152).

Eindrucks. Aber überhaupt scheint für den Gebrauch des *faire* maßgebend, ob 'sagt' im Schaltsatz steht oder nicht.

[1] Lerch konstatiert sehr richtig in seinem Artikel „Imperfektum als Ausdruck der lebhaften Vorstellung" (*Ztschr.* 42, 326) die Seltenheit des Impf. im Altfrz. und erklärt dies so: „es findet sich darum so selten, weil die lebhaft vorgestellte, die lebhaft vergegenwärtigte Handlung zumeist im Präsens gegeben wird. Das gilt insbesondere von den Verben der Bewegung . . . , des Sprechens . . ." Es entsteht also auch hier ein Defektiv- und Suppletivsystem, wie es Osthoff in seiner Rektoratsrede „Vom Suppletivwesen" (1900) S. 11 f. nach Delbrück, Vgl. Syntax II S. 259, zeichnet: ai. *brávīti* 'sprechen' nur im Präsens (Perf. *uvāca* etc.), gr. λέγω — ἔειπον, εἴρηκα.

Überraschend genaue Parallelen zu dem Präsensgebrauch von *dit* und *fait* bietet R. Heinze in einem ausgezeichneten Aufsatz „Zum Gebrauch des Praesens Historicum im Altlatein" in der Streitberg-Festgabe (1924) S. 121 ff. Ich brauche für meine Zwecke seine Darlegungen nur zu exzerpieren: „Je deutlicher ... eine Erinnerung ist, die ich in mir wachrufe, umso mehr nähert sie sich der Illusion, als erlebte ich das vergangene Ereignis von neuem . . . Erlebnisse dieser Art sind ganz allgemein solche, denen der Erlebende mit starker innerer Anteilnahme gefolgt ist ... deutlicher prägen sich sinnliche Wahrnehmungen dem Gedächtnis ein, als geistige Vorgänge, Gedanken, Empfindungen, Stimmungen; also besonders stark das Gesehene, noch stärker das Gehörte . . Auf gleicher Linie steht das, was der Erlebende selbst einem anderen in entscheidender Lage gesagt hat . . . überwiegend präsentische Erzählung beschränkt sich nicht darauf, Tatsachen zu registrieren; sie zeigt uns den Redenden das Erlebte von neuem erleben, betrifft also Ereignisse, an denen er selbst lebhaft beteiligt war und noch ist ... Ein für die Entwicklung der Handlung wichtiger Moment pflegt das Zusammentreffen des Erzählers mit einer anderen Person zu sein . . ., insbesondere, wenn sich daraus ein wichtiges Gespräch entspinnt. Hierbei fällt nun mit der Wichtigkeit des Vorgangs Sinneswahrnehmung und seelische Teilnahme zusammen: das ist der für das Einprägen in der Erinnerung günstigste Fall, und dementsprechend stehen denn auch die Verba dicendi fast durchaus im Praes. hist.; oft leiten sie direkte Rede ein, und die Wiedergabe einer solchen ist ja die denkbar treueste Wiedergabe eines vergangenen Ereignisses, kann sich durch Nachahmung auch fremder Rede und entsprechende Mimik dem

Wiedererleben am stärksten annähern. Daher denn das der Einführung solcher Rede vornehmlich dienende *inquam* und, glaube ich, *inquit* sich mit der Präsensform begnügt [Anm.: Auch Menander . . . sagt inmitten von perfektischer Erzählung regelmäßig φησίν], *aio* wenigstens kein Perfekt gebildet hat . . . [Anm.: Auch *infit*, das gleichfalls kein Perfekt besitzt, gehört hierher . . .] . . . Aber auch *dico, rogo, oro, obsecro, invoco, nego, narro* u. s. f. sind in der Erzählung ständig präsentisch . . . Die präsentische Erzählung pflegt . . . mit einem oder mehreren Perfektis wie zu beginnen so auch abzuschließen. Am Ende angelangt, besinnt sich der Erzählende wieder darauf, daß er Tatsachen der Vergangenheit berichtet und wird sich des Zeitabstandes wieder bewußt. Dann begegnet auch wohl das Perfekt eines Vb. dicendi . . . das Gesagte pflegt dann aber nicht in direkter Rede wiedergegeben zu werden."

Es ist auch kein Zufall, daß *fait-il* meist nach einem vorangehenden Stück der Rede steht *(Dites moi, fet il, la querele)*. Diese Zerstückelung der Rede durch das Anführungsverb hat ja wohl in allen Sprachen einen stilistischen Grund: der Erzähler geht zuerst unvermittelt aus Bericht in Nachahmung einer Rede über (daher im Altfrz., wie in anderen Sprachen, das Anführungsverb überhaupt fehlen kann) und darf dies tun, weil bei mündlichem Vortrag aus Stimme und Tonfall, die auf Nachahmung und Pointierung eingestellt sind, ohnehin der Wechsel von Erzählung und Rede klar wird (was die Schrift durch Doppelpunkt und Anführungszeichen andeutet) — dann aber mitten in der mitgeteilten Rede erinnert er sich, daß er diesen Nachahmungscharakter[1]

[1] Hierzu vgl. die nicht sehr übersichtlichen Belegsammlungen Kieckers' (*JF* 30, 145 ff.; 35, 1 ff.; 36, 1 ff.; *BB* 44, 78 ff.; *Glotta* 11, 179 f.), der auch oft die psychologisch-

vielleicht zu wenig unterstrichen haben könnte, und bringt nun das Anführungsverb, läßt dabei notwendig, da das

---

stilistische Erklärung verschweigt. Ich denke, die Unterordnung einer direkten Rede unter den ankündigenden Satz mit Zuhilfenahme einer Konjunktion, die sonst einen Objektsatz einzuleiten pflegt (Typus frz. *il dit que non,* it. *la cameriera disse che volentieri* usw.; *ὅτι* recitativum; übrigens auch magy. *azt mondta hogy nem* 'das sagte er, daß: nein') wird sich auch wohl so erklären, daß zuerst beabsichtigt war zu sagen: 'er sagte, daß [z. B. er nicht wolle]', dann aber plötzlich in Nachahmung übergegangen wird, weil eben die impressionistische Nachahmung des Gehörten engeren Anschluß an dieses, unveränderte Wiedergabe zu verbürgen scheint. Genau dasselbe liegt vor bei dem im Griech., Altfrz. usw. vorkommenden Übergang von indirekter Rede in direkte — bezeichnenderweise findet Kieckers nicht so häufig das Umgekehrte (ganz ähnlich pflegen wir, wenn wir den Inhalt von Briefen wiedergeben sollen, zuerst mit der Inhaltsangabe zu beginnen, dann den Brief herauszuziehen, und als Beleg vorzulesen) — mit der Annahme eines Semitismus und Gräzismus im Romanischen scheint mir noch keine ausreichende Erklärung gegeben zu sein: Kieckers selbst zitiert Indisch, Griechisch, Litauisch, Persisch, Armenisch, Albanisch, warum sollte das Romanische nicht außer unter biblischem Einfluß auch von selbst zur selben Ausdrucksweise gekommen sein? — Auch die durchbrochene Stickerei — Kieckers spricht von 'Spaltung', 'unechtem Schaltsatz' — des Stellungstypus Direkte Rede — Verb des Sagens — Direkte Rede — Subjekt (z. B. *'μή τοινυν μέλλωμεν' ἔφη 'ὦ Τόξαρι' ὁ Ἀραχάρσις 'ἀλλά με λαβών ἄγε παρ' αὐτὸν', dopo i primi complimenti 'Signorina', le disse 'io vengo a far la parte del diavolo'*), entspringt der Unfähigkeit, Bericht und mitgeteilte Rede auseinanderzuhalten: der Berichtende hat gleichsam beim Mitteilen der Rede ein schlechtes Gewissen, das ihn solche Brocken ausstoßen heißt (daher auch die verschiedenen Fälle des Übergangs von indirekter in direkte Rede im Altfrz. bei Hilka S. 153; daher ist auch das Verb des Sagens doppelt aus-

Objekt (das Redestück) vorangegangen ist, Inversion

---

gedrückt, die Rede umrahmend: *da sagte meine Marietta: 'Mutter', sagte sie*. Bezeichnend, daß der 'echte Schaltsatz' Homer, der 'unechte Schaltsatz' auch Herodot noch fremd ist; feierliche, umständliche Anführung der Rede (τὸν δ᾽ἀπαμειβόμενος προσέφη) und direkte Nachahmung (ohne Anführungsverb) ist eben das Ursprünglichere. Kiekkers faßt als Ellipse eines Verbs des Sagens nach vorhergehendem ausgedrücktem gleichem Verbum Fälle wie lt.: *Fundanius: em tibi tu quicquam nasci putes posse* oder *tum ille: huic Stoico non videris*, it. *ed egli a me: . . .* usw. Schon die Tatsache, daß dieser Typus in slavischen und deutschen Volkserzählungen so häufig ist — er ist ja auch die syntaktische Rechtfertigung unserer Angaben der sprechenden Personen im Drama, z. B.: Wallenstein: ... — zeigt, daß wir mit affektvoller Sprechweise zu tun haben: der Berichtende stürzt sich derart schnell in die Nachahmung der direkten Rede hinein, daß er keine Zeit findet, den Anführungssatz zu formulieren (wie er *Feuer!* rufen würde und nicht *da ist Feuer!*). Es genügt die Stimmveränderung, um die mitgeteilte Rede als solche erscheinen zu lassen. Nachwirkung eines vorhergehenden Anführungsverbs [dissi a lui] *ed egli* [sc. disse] *a me* mag mitwirken, reicht aber nicht allein zur Erklärung aus. Ein hübsches Beispiel für solche primitiv nachahmende Redewiedergabe findet sich in der impressionistischen Wiedergabe von Redestücken (und Geschehnissen) durch den aufgeregten Monsieur de Pourceaugnac Molières, der noch unter dem Eindruck seiner Behandlung als Geisteskranker steht (II/4): Monsieur de Pourceaugnac: *Je pensois y être régalé comme il faut.* — Sbrigani: *Hé bien?* — M. de P.: *Je vous laisse entre les mains de Monsieur. Des médecins habillés de noir. Dans une chaise. Tâter le pouls. Comme ainsi soit. Il est fou. Deux gros joufflus. Grands chapeaux. Buon dì* (ich bezeichne mit Sperrdruck die ohne Anführungsverb berichteten Redestücke). Hirzel, *Der Dialog* sagt (zitiert bei Hilka a. a. O. S. 32): „Auf der frühesten Stufe des Epos

eintreten ('sagt er', '. . . . dist il', 'fait il')[1]: das Unwillkürliche der Rede-Nachahmung paßt gut zu dem Unwillkürlichen des *fait-il*. Der primitive Mensch gab nicht Reden wieder, er erzeugte sie nochmals, daher in jeder Volksepik die Weglassung des Anführungsverbs. Im Gegensatz hierzu bedeutet der erwähnte Typus *Dist li paienz* mit nachfolgender Rede die saubere Absetzung von Bericht und mitgeteilter Rede[2]: wir haben im Rolandslied sozusagen öffentliche, offizielle Reden, deren

---

scheint Rede und Gegenrede rein dramatisch miteinander gewechselt zu haben." Diesen im indischen, irischen, altnordischen Epos erhaltenen Zug hat Klopstock in seiner Messiade wiederhergestellt.

[1] Daß das als Objekt konstruierte Redestück auch im Nfrz. vorangeht, nicht bloß im Altfrz. (nfrz. *hé! fait-il*, aber nicht mehr **le roi j'ai vu*), mag aus den Konstruktionen mit Rahmenbildung sich erklären: *Il dit: Hé!*, *dit-il*, die mit solchen volkstümlichen Wendungen auf einer Stufe stehen wie (Molière, *Bourg. gentilhomme*, III/5) *Oui, vraiment! nous avons fort envie de rire, fort envie de rire nous avons*, (*Festin de Pierre* II/1) *je les ai le premier avisés, avisés le premier je les ai*, wo die alte Stellung des Objekts bei der Wiederholung des Satzes aus sozusagen ornamentalen Gründen beibehalten ist; das Wichtige, das eben durch die Wiederholung als solches bezeichnet wird, kommt in die Mitte zu stehen. Der Archaismus dient künstlerischen Zwecken. In Sprachen wie dem Spanischen oder Deutschen, wo das affektisch betonte Objekt voransteht (*mucha pena causó á la madre*, Krüger, *Einführung in das Neuspan.* S. 21), ist ein *¡Dios!*, *dijo*, vgl. *'Mutter!'* sagte sie, nicht weiter auffällig.

[2] Diese läßt sich besonders gut dem Deutschen vordemonstrieren in dem 'sagt der Patriarch', 'meint der Patriarch' von Lessings Klosterbruder («Nathan der Weise» I/5), das er bei längeren mitgeteilten Reden seines Vorgesetzten immer wieder einstreut, um seine Persönlichkeit als die eines Beauftragten von der des Auftraggebenden deutlich zu sondern.

Text wiedergegeben wird; es herrscht nicht jene innige Verflechtung des Erzählers mit der mitgeteilten Rede wie bei dem nur nachträglich korrigierenden *fait-il*. Ich meine also im Gegensatz zu Ebeling *Kr. Jahrb.* 5 I 184f., Fälle wie altfrz. *A sa feme vint lors tot droit, L'espee trete, toz irez: «Par le cuer beu! or i morrez»* (und auch nfrz. *Puis, à demi-voix: — Elle est morte)* seien nicht durch „Fortbleiben“ von 'sagt er' zu erklären: die lebhafte, dramatische Art der Nachahmung gesprochener Rede verbietet von vornherein solche 'Objektivierung', sondern das Nachahmen tritt eben ursprünglich an die Stelle des Anführens (vgl. den Typus *on attèle et fouette cocher! Aufsätze* Nr. 13: 'und [es heißt]: . . .'). Sekundär ist erst der Typus der nachträglichen Anführung altfrz. *quant il li ot afié: Sire, fait Aucassins* . . ., nfrz. *comme le garçon se présentait: «Un bock», dit-il.* Durch den Doppelpunkt in unseren Drucken ist gleichsam der Registerwechsel, die Umstellung des Erzählers in einen Nachahmenden angedeutet: 'wie der Kellner sich meldet:' [nun mit veränderter Stimme:] „Ein Seidel Bier!“ . . .', das 'sagt er' ist nur nachträglich hinzugefügt, sonst hieße es ja: 'als der Kellner sich meldete, sagte er: . . .' (Ähnlich bei H. Paul l. c. aus Hebel: *Während die zwei Herren die Melone verzehrten . . ., „Kennt Ihr den Kaiser auch . . .“, fragte der eine.)*

Von dem emotionalen Charakter des *fait* liest man, soweit ich sehe, nichts in den französischen Wörterbüchern (das Dict. gén. mit seiner streng logischen Einstellung gibt z. B. unter *faire* 5° 'causer, occasionner un effet': „*Absolt.* / 1. Faire une réponse . . .“, also offenbar in Anknüpfung an *faire du bruit* — aber erfahren wir so irgend etwas über den stilistischen Charakter der Wendung?); bei Petrocchi findet sich die

etwas unklare Bemerkung s. v. fare: „Fam. Dire. *Mi tròva, e fa: «Si va a Palèrmo?» Io gli dissi: «Súbito?» Fa lui allora: «Eh, sùbito nò.»* In questo módo c'è esprèsso l'atto“[1]. Ich glaube, in dem *fa* liegt außer der Nachahmung der begleitenden Geste eine gewisse Kritik des Erzählers, der für seine eigenen Worte *dire* gebraucht: das Ungereimte, Unvermittelte, Eruptive der Reden des Besprochenen ist durch das aktive, emotionale *fa* angedeutet. Im Italienischen kann man noch den Übergang von *(non) far motto* '(k)einen Muckser tun' zu '(k)ein Wort sprechen' (dagegen frz. *ne dire mot*), vgl. schon lat. *mu facere* (gegenüber *μύζειν*), auch dtsch. *nicht muh machen*, schwäb. *net Hutze mache*, also den Übergang von der Geste zum Wort beobachten. Das m. E. Richtige ist nur im rumänischen Akademie-Wörterbuch angedeutet (s. v. *face* VIII, 1°, das in der Bedeutung 'a zice, a răspunde' schon bei Dosofteiu vorkommt): „Se pare că la început întrebuințarea aceasta a verbului *face* erà posibilă numai când urmà după o exclamație: *făcù ah!* s. *bre!* s. *dec!*, etc. este deci a se compărà cu *făcù scârț! hop!* etc. . . . Mai târziu pare a se fi generalizat, ajungând la aceeasi funțiune ca și fran. „faire“ = dire, répondre.“

Unser Fall ist also charakteristisch für die Beteiligung der Seele an den sprachlichen Neuerungen: Deutlichkeitsbestreben ist vorhanden; aber vor allem sucht das Gefühl sich einen Ausdruck. Der Unterschied zwischen

[1] Vielleicht drückt das *fare* auch hier manchmal das Unwillkürliche aus, z. B. Belli, *Sonnetti scelti* ed. Morandi S. 97:

Amalappena ch'ho cacciato er viso
De la finestra, ho fatto stamattina:
Hâh! che tempo! è un cristallo; è un paradiso

(man beachte das das Einatmen der Luft malende, interjektionelle *hâh*).

rationalem 'sagen' und emotionalem 'machen' ist zwar eine verstandesmäßige Distinktion, aber eine solche, die zwischen Verstand und Fühlen reinen Tisch machen will. Ich fürchte, daß viele von Gilliéron in die Sprache hineingetragenen logischen Kämpfe sich so als eine Psychomachie von Ratio und Anima herausstellen werden (von mots intellectuels und mots affectifs im Sinn Ballys, vgl. *cheoir* — *tomber*, *entendre* — *ouïr* usw.). Vor allem aber darf die Sprachgeographie an den engen Mauern der Nationalsprachen nicht haltmachen und so das Ewig-Menschliche durch Einsperrung des Beobachters in die Camera obscura des Lokalen ab- und verdunkeln. Das Stilistische wird gern vernachlässigt: weil stilistische Unterschiede oft durch rationalen Sprachentscheid verursacht sind[1], meint man, überall wo Differenzierungen vorkommen, sie nur als sekundär hinstellen zu dürfen, ohne die Möglichkeit zu erwägen, daß gerade stilistische Rücksichten (in unserem Fall die Sonderung von emotionalem und rationalem Sagen) rationale Eingliederungen hervorrufen konnten. Bei Jordan erscheint es nun so, als ob wahre Wissenschaftlichkeit nur mit dem rationalen Teil der Forscherpsyche arbeiten und stets nur rationale Vorgänge im Sprachleben sehen sollte. Jordan übersieht, daß solche Ausschaltung des Gefühlsmäßigen, 'Romantischen' selbst einer metaphysischen Überzeugung, einem Glauben entspricht, dem Scientismus nämlich, der um nichts

[1] Ein besonders treffliches Beispiel sind hierfür die stilistischen Differenzen zwischen frz. *en* und *dans*, die Lerch in einem hübschen Artikel in *Ztschr. f. frz. u. engl. Unterricht XXII/2* aus systematischen Schwierigkeiten der Sprache, durch die lautliche Verschmelzung von *en* + Artikel hervorgerufen, herleitet — womit er zweifellos Jordans Beifall erringen müßte.

wissenschaftlicher ist als der von ihm bekämpfte Irrationalismus. Das Grau, das die Nüchternheitsbrille sieht, kündet nicht mehr von der Farbe des Wirklichen als das Rosa der 'Brille der Romantik'. L'esprit est toujours la dupe du cœur. Jordan tritt mit seinem an sich sympathischen Wettern gegen die leidigen chapelles littéraires als ein Lasserre der Sprachwissenschaft auf — vergißt aber, daß der Entgötterer selbst einen Wunderglauben hat: den Glauben an das Fortschrittswunder der Wissenschaft. So begreife ich, daß, wie uns Jordan irgendwo erzählt, ihm fremde Kreise von seiner 'naturwissenschaftlichen' Einstellung sprechen[1]. Er verlangt vom Sprachwissenschaftler soziologische, nationalökonomische, juristische Kenntnisse — ich begnüge mich

[1] Vgl. die Darstellung, die Claudel vom Scientismus der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts gegeben hat: „Je croyais ce que croyaient la plupart des cultivés de ce temps. La forte idée de l'individuel et du concret était obscurcie en moi, j'acceptais l'hypothèse moniste et mécaniste dans toute sa rigueur, je croyais que tout était soumis aux «lois» et que ce monde était un enchaînement dur d'effets et de causes, que la science allait arriver après-demain à débrouiller parfaitement. Tout cela me semblait fort triste et fort ennuyeux." Und Lasserre selbst, der geschworene Feind der Romantik, überbietet noch Claudel: „Cette philosophie n'était pas seulement «dure», «morne», «ennuyeuse», comme il dit: elle était surtout faible et confuse." Jordan ist ja nun selbst für Übermorgen-Lösungen, nicht für schnelle Heute-Erklärungen. Denn er glaubt an die langsam organische Entwicklung einer mechanistischen Betrachtungsweise — und dieser Glaube scheint mir eben „charismatisch". Ohne die gewalttätige „Mutation", die Voßler der Sprachwissenschaft auferlegt hat, wären wir doch nicht weitergekommen: noch so integre Detailbeobachtung von Texten und Dialekten hätte unsere Ansichten über *die Sprache* nicht verbessert.

damit, von ihm zu fordern, daß er Mensch sei, allerdings ein totaler Mensch, ein denkender und fühlender Mensch, der alles in der Sprache sich ausdrückende Denken und Fühlen nachzeichnen kann.
Jordan steht so ziemlich auf dem Standpunkt Gilliérons, der die Therapie der beiden *gat* (in Bearn 'Hahn' und 'Katze') durch Eintreten von 'Fasan' und 'Landvogt' (nicht 'Vikar', wie Jordan schreibt) für 'Hahn' vollkommen einleuchtend findet: aber „die witzige Metapher, die im speziellen Falle einem Individuum vorher eingefallen sein muß“ (Jordan), ist doch eben eine Phantasieleistung, Schöpfung. Wenn nun „ein Individuum“ so poetisch ist, 'viguier' statt 'coq' zu sagen, warum sollen wir der Sprachgemeinschaft, die dies kühne Bild — meinetwegen aus Deutlichkeitsbestreben — rezipiert, nicht auch poetische Kräfte zuschreiben? Die Nichteinbeziehung emotionaler, poetischer, ästhetischer Motive in die Sprachwissenschaft ist nicht etwa wissenschaftlicher als deren „romantische“ Verherrlichung — im Gegenteil, sie verarmt die Sprachbetrachtung, so wie eine gefühllose Weltbetrachtung uns verarmen müßte.
Es spricht der Dichter, es dichtet die Sprache[1].

[1] Ich würde auch nicht mit Voßler (in der Wölfflin-Festschrift S. 39) die Wirkung der Einbildungskraft sozusagen gebietmäßig abgrenzen, indem etwa die Mundarten und die Termini einzelner Berufskreise im Gegensatz zu den Dichtern „durch eine rationelle und phantasiefremde Wirtschaft bestimmt“ würden. Daß die Dichter das Maximum sprachlicher Bewegungsfreiheit erzielen, ist gewiß richtig; aber auch Mundart und Berufssprache sind in hohem Maße dichterisch. Ich würde also nicht sagen: „Wetzstein und Kumpf sind Werkzeuge, mit denen sich die französischen Bauern und nicht die Dichter abgegeben haben und an deren Verwendung und Anschauung im Lauf der Jahrhunderte die

Wenn Jordan meint, dem Dichter (d. h. für mich: auch dem Volk) göttliche Inspiration zuzuschreiben, heiße ihn „mit charismatischen Eigenschaften ausstatten", so glaube ich, einer an das Wunder der Gnadenwahl vergessenden Betrachtung des Dichters gelinge es nicht, das Wunder, daß aus Wunderlosem Wunderbares ent-

---

Poeten noch weniger geändert haben als die Steinschleifer und Fabrikanten", sondern „Die Namen von Wetzstein und Kumpf sind von E. Gamillscheg behandelt worden, der in der Sprache der französischen Bauern nichts Dichterisches, sondern nur rationelle Wortwirtschaft sieht". Es ist also der Herren eigener Geist, den sie für den Geist der Sprache ausgeben. Gamillscheg zitiert selbst S. 77 seiner Arbeit eine poetische Leistung des Volkes, nämlich ein Tiroler Schnadahüpfl, das Wetzstein und Kumpf „auch ohne lautliche Beziehung", wie er sagt, sexualisiert — aber ein dial.-frz. *vergeau* 'Wetzstein' (zu *verge* 'mentula') in der Nähe von *cafotin* 'Nadelbüchse, Tüte, cunnus, Kumpf' soll nur von einem *kuié* 'Kumpf' (*cotarium*, zu **colearium* umgedeutet) kommen? Die Wahrheit ist, daß der dichterische Vergleich von 'Kumpf' mit 'cunnus' (vgl. dtsch. *Schachtel* usw.), von 'Wetzstein' mit 'mentula' (vgl. etwa bei Rabelais *teriere*, *vibrequin* 'mentula', urspr. 'Bohrer' und besonders die korrelativen Ausdrücke wie *cognée* und *manche* in einer bekannten erotischen Szene bei Rabelais) überall nahelag und daß das fixierende Element allein die geographische Nähe eines *couiller* war. Ebenso können die *gourde*, *poire*, *nabot* für 'Kumpf' einer poetischen Anschauung entsprechen, während für G. die Auslösung des Bildes an ein *koie* 'cotarium', das zu *koie* 'Kürbis' (** kubia* aus *cucurbita?*) umgedeutet wurde, anknüpft — aber sp. *calabaza?* Wieviel Poetisches steckt nicht in der Sprache der Koofmichs und Börsenspekulanten: A. Schirmer zeigt trefflich in Messings *Handelscorrespondent*, Afdeeling Duitsch, Juli 1923, S. 109 f.), „wie der Kaufmann den leb- und seelenlosen Papieren, mit denen er an der Börse handelt, ein eigenartiges Leben ... einhaucht". Oder wie poetisch geschaut ist die *Bauchbinde* unserer Verleger!

steht, begreiflich zu machen. Buffons aufklärerischem Satz[1] „Le talent n'est qu'une longue patience" könnte ich Péguys (= Bergsons) Ansicht „le génie n'est point du talent porté à un très haut degré . . . il est d'un autre ordre que le talent" gegenüberstellen. Das Gefühl betrachtet Jordan bloß als Trübung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis — er hat gewiß recht, wo er die Einschmuggelung der Nationalvorurteile auf der Hintertreppe der kulturgeschichtlichen Sprachbetrachtung geißelt, die Grillparzers Wort „von Humanität durch Nationalität zur Bestialität" auf linguistischem Gebiet besonders wahr zu machen droht —, aber sollte das Gefühl nicht auch die beste Erkenntnisquelle für das Ge-

[1] Merkwürdig, daß Jordan gerade die aus typischen Aufklärungsgedanken hervorgehenden, auf eine internationale Hilfssprache hinzielenden Bestrebungen als „irrational" S. 300 Anm. (im Text übrigens nennt er sie „im Keim rational") brandmarkt und in deren Ablehnung gerade mit dem von ihm so leidenschaftlich bekämpften Irrationalisten Voßler zusammentrifft. — Und merkwürdig, daß er, der Rationalist und Kämpfer wider Nationalvorurteile, gerade die Formalkultur Frankreichs unter deutsche „Wesens"pflege zu stellen scheint, obwohl jene doch nur aus Rationalismus zu verstehen ist. Und seine rationalen Erklärungen sind oft mindestens ebenso kühn wie die irrationalen der Voßler-Schule: wenn z. B. die Gewohnheit vorderer Artikulation der Franzosen auf französisches Durch-Mienenspiel-Wirkenwollen zurückgeführt wird, so stimmt die elementarste Chronologie nicht: d e r Franzose, der a > e, o > ö, u > ü wandelte, war noch nicht der Mann der bienséance und der gesellschaftlichen Konventionen, sondern von den germanischen Franken gar nicht sehr verschieden. Die Annahme dieser im Vokalismus sich äußernden „hypocrisie" der Franzosen ist sehr verwandt der Lerchs vom tyrannischen Heischefutur des Französischen.

fühlsmäßige an der Sprache sein? Die Ratio kann das Rationelle, das Gefühl das Gefühlsmäßige an ihr am besten studieren. Diese Arbeitsteilung, diese Aufteilung der Gebiete unter die Seelenkräfte des Forschers kann besser wirken als die Verwaltung eines Gebiets durch unzuständige Organe. Die Betrachtung von Gefühlsmäßigem in der Sprache mit dem Verstande — das ist etwa so wie die Entscheidung religiöser Probleme durch ein Ministerium für Volksaufklärung. Muß Ordnung sein in dem wissenschaftlichen Betrieb, dann aber auch saubere Abgrenzung der Kompetenzen! Ich gebe gern zu, daß nur das „Gefühl" mich auf die besondere Nuance von *facere* 'sagen' brachte — aber das Gefühl läßt sich ja an den Tatsachen kontrollieren. Wenn die gefühlsmäßig gefundene Lösung den Tatsachen genügt, sie erklärt, hat sie allen wissenschaftlichen Anforderungen genügt; wenn nicht, so bin ich sehr einverstanden mit Jordans Kampf gegen windige Theorien. Es liegt also bei der Forderung auf Einbeziehung des Gefühls nicht etwa Verwechslung von Stoff und Methode vor, wie man meinen könnte. Tatsächlich hat die neuere 'idealistische' Forschung manche Probleme aufgegriffen und auch zum Teil zu lösen verstanden, an die man sich früher, in der Laut- und Formenlehre befangen, nur schüchtern heranwagte.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: die neueren Erkenntnisse über das frz. Imparfait, die erlebte Rede, die halbe Negation, das grammatische Geschlecht, die in jedem Augenblick beim Sprechen mitwirkende Last des Lebens[1] — überhaupt die Fortschritte syntaktischer

[1] Gerade das Beispiel, das Jordan anführt, (*mon petit*, das er so wie ich in *Über einige Wörter der Liebessprache*, S. 47, *Bibl. arch. rom.* II, 2 S. 86, mit *ma vieille* für *mon*

und stilistischer Forschung[1] —, sie waren nur durch Fühlen zu erjagen. Die neuere Entgrammatisierung der Sprachforschung, die Betrachtung der Sprache nicht bloß vom System, sondern vom schöpferischen Individuum aus, die Erweiterung der Verstandes- zur Seelenforschung im weitesten Sinn ist doch ein Fortschritt — möge auch die Freude an der weiten Seelenlandschaft, die vor uns liegt, den einen oder anderen gelegentlich zu einem allzu stürmischen Husarenritt verführt haben!

* * *

Hiezu Jordans Erwiderung und meine Gegenbemerkung Arch. rom. 9, 292 ff.

---

vieux verknüpft), ist von Tobler nur 'grammatisch' nicht 'seelisch' gedeutet worden: die Spielfreude, die Freude an der Maskierung ist das Wesentliche. Wenn Jordan das „Soziologisches" nennt, so dünkt mich die Erscheinung nicht mehr soziologisch als alles Sprechen. Auch das Problem des *par exemple* in negativen Sätzen, des *peut-être* in *je sais ce que je dis, peut-être, déjà* in *ce n'est pas déjà si facile* hat Tobler mehr denk- als gefühlspsychologisch zu lösen versucht und damit geirrt; vgl. oben Aufsatz 5.

[1] Ich stimme Jordan vollkommen zu, wenn er als Fazit seiner Ausführungen zieht: „Die Sprache hat in allen ihren Phasen soziale Zwecke; Psychologisches erschließt sie nur beim Individuum" — ich ziehe daraus seit Jahren für meinen Teil die praktische Konsequenz, möglichst Individualsprachen (z. B. die Dichtersprache) und Individualsprachliches an der Gemeinsprache (z. B. Künstlerisches in ihr, Milieusprachen usw.) zu studieren. Nur würde ich den Stil nicht als „das Individuelle innerhalb des syntaktischen Konventionellen" fassen, sondern die Beschränkung „syntaktisch" weglassen (vgl. meine „Wortbildung als stilistisches Mittel"; Jordans Beispiel des Konj. Impf. und Passé défini im *français de professeur;* das lange *ā* im selben *français de professeur: explicātion* etc.).

16. „FAIT-ACCOMPLI"-DARSTELLUNG IM SPANISCHEN

(Ein Versuch der Erfassung von Wesenszügen eines Sprachstils).

JUSTI erzählt im 1. Band (1. Aufl., S. 250) seines „Diego Velazquez und sein Jahrhundert" folgende Anekdote: „Antonio del Castillo, als er in Sevilla die Werke seines früheren Kameraden Murillo sah, rief: *¡Ya murió Castillo!* (Ihr könnt mich begraben)." Das Packende an dem spanischen Ausdruck ist offenbar die Darstellung eines als möglich oder notwendig hingestellten Ereignisses — des Todes des angesichts Murillos Leistungen auf der Welt überflüssigen Malers Castillo — als schon tatsächlich eingetroffen. Das deutsche „Ihr könnt mich begraben" zeigt mit seinem dem Gesprächspartner die Ausführung eines fiktiven Tuns überlassenden „Ihr könnt" das Metaphorische und Übertreibende des Ausdrucks an, während der spanische ein historisches Faktum zu erzählen scheint und in keiner Weise auf das Übertreibend-Fiktive dieses *morir* („tot sein", „kaputt sein", „ausgelöscht sein" usw.) hinweist. Man kann dies nicht anders erklären als durch die Annahme, daß der Spanier unter dem Eindruck seiner Erregung mit seiner Phantasie vorauseilt, erst zu erwartende oder mögliche Ereignisse antizipiert, die Grenzen zwischen Gedachtem und Geschehenem einreißt und Definitives, Unausweichliches ausdrückt, wo er in Wirklichkeit noch weit vom *fait accompli* entfernt ist.

Findet sich nun derselbe Zug auch sonst in spanischer Ausdrucksweise? Man wird gut tun, vor allem die tägliche Umgangssprache zu belauschen, die solche unwill-

kürliche Geisteshaltung offenbar besser spiegelt als die Kunstsprache der Dichter. Ich bediene mich daher vorwiegend des trefflichen Gesprächbüchleins von W. Beinhauer, „*Frases y Diálogos de la Vida Diaria*" (Leipzig 1925, zitiert F bzw. D mit den entsprechenden Nummern der Abschnitte), hierzu ein „Ergänzungsheft" mit Übersetzungen [die ich wiedergebe] und Anmerkungen (zitiert Erg.).

Der obige Ausruf *¡Ya murió Castillo!* enthält zwei sprachliche Besonderheiten, die den Eindruck des *fait accompli* hervorbringen: das *Ya* und das *Pretérito* in perfektopräsentischer Bedeutung wie auch sonst im Spanischen: *murió* „ist tot" wie lt. *fuimus Troes*.

1. Dieses übertreibende Perfektum ist von Bello (§ 716 seiner Grammatik) in seiner stilistischen Wirkung trefflich gekennzeichnet worden, wenn er anläßlich eines Beispiels aus Samaniego: [die gefangene Wachtel sagt:] *Perdí mi nido amado — Perdí en él mis delicias; — Al fin perdílo todo, — Pues que perdí la vida* bemerkt: „*La pérdida que acaba de suceder se pinta así consumada, absoluta, irreparable; y la prueba evidente de este sentido traslaticio es el útimo verso, en que el pretérito se extiende a significar, no ya una pérdida que ha sucedido, sino una que va a suceder, pero inminente, inevitable*". Lenz, *La oración y sus partes* S. 444 fügt die in Chile gemachte Beobachtung hinzu, daß Arbeiter als Signal für gemeinsames und gleichzeitiges Zustoßen (beim Einschlagen eines Nagels z. B.) das Pretérito für eine erst erfolgende Handlung verwenden: *¿Apunto el clavo? — ¡Apúntelo! — Lo apunté!* (und n u n e r s t, nach dem *apunté*, erfolgt der Schlag), ferner *me fuí* „ich gehe" (wörtlich „ich bin schon weg"). Diese Erscheinung ist das genaue Gegenteil zur höflichen Rückdatierung im Spanischen (*yo decía* „ich wollte sagen"

statt „ich sage"), die ich in *Homenaje Menéndez Pidal* I, 50ff. (= oben Aufsatz 10) behandelte: die Rückdatierung sollte das Brutale der Gegenwart mit Rücksicht auf den Gesprächspartner mildern — die Vordatierung wie in *me fuí* überspringt mit der Brutalität des Handelnden und Wünschenden die Gegenwart, gleichwie etwa Picrochole bei Rabelais plötzlich von seinen geträumten Eroberungen in der Vergangenheit zu sprechen beginnt[1]. Dort zeigt sich der höfliche, gesellschaftlich gebundene, hier der subjektive — cholerische Spanier[2].

Das *Pretérito* deutet einen erreichten, definitiven, unvermeidlichen Abschluß an: und der Spanier ist leicht geneigt, etwas als „abgeschlossen" zu erklären, auch wenn es der Zukunft angehört: D 3: *Esta noche sin falta me voy y se acabó* „und es ist zu Ende", „und Schluß"[3]. Tolhausen übersetzt *acabóse* (und die humorvolle Diminutivform, die den Abschluß noch bis ins kleinste Detail vervollständigen soll: *acabosito*) „es ist aus damit, es ist nichts mehr zu machen oder zu sagen,

---

[1] Ähnliches belegt auch E. Fraenkel Idg. Anz. 43, 44 aus den verschiedensten Sprachen. [I. Iordan zitiert mir rum. *am şters-o, am plecat, m'am dus* im Sinn von ‚ich gehe jetzt weg'.]

[2] Man denke an jene Renaissancefürsten der iberischen Halbinsel, die Länder, welche erst entdeckt werden sollten, dem Entdecker schenkten!

[3] Der Spanier hat ein verfeinertes Gefühl für die Nuancen des „Abschließens", daher der Ausdruck *daremos por terminadas las negociaciones* mit *„un matiz particular de resolución subjetiva"* (Lenz S. 410). Hierzu würde sich die keine Widerrede duldende Fingerbewegung beim (auch gar nicht besonders erregten) Verneinen gesellen: der Spanier verneint *terminantemente*, definitiv.

aus ist's!" Es dürfte kein Zufall sein, daß im Spanischen eine Reihe solcher Abschlußformen existieren: ... *¡y en paz!* „und Schluß" (vgl. *Rev. d. dial. rom.* 6, 132), *bueno*, ferner D 11: *Ya la tengo yo hasta más allá de la coronilla. Y hemos terminado* „Ich habe sie gründlich satt. Und jetzt ist es aus zwischen uns" (die Dame will aber erst „morgen" das Dienstmädchen hinauswerfen), F 59: *Nada màs facil que éso: se le mande un telefonema y yaestà* „und es ist in Ordnung" „und fertig", wie wir vulgär sagen: „und schon!"[1]

2. Nun zu dem *ya* „schon", das in spanischer Rede besondere Triumphe feiert, obwohl die Wörterbücher davon wenig verraten: das Akademie-Wb. gibt in der 13. Auflage nur *ya entiendo, ya se ve* und das daraus erklärliche *¡ya!* „*interj. fam. con que denotamos recordar algo ó caer en ello, ó no hacer caso de lo que se nos dice*", wobei das allerhäufigste *ya lo creo* fehlt: „schon [jetzt] glaube ich es", das soll wohl urspr. heißen: „das was ich weiß, genügt schon, ich brauche gar nichts mehr zu wissen". Ähnlich *ya sabe V. donde tiene su casa*, dies übliche, ‚platonische' Angebot an einen Fremden, sich des eigenen Hauses zu bedienen. D 5: *ya sabe V. lo que son las mujeres.* D 4: *Ya sabe que soy algo miope* „Sie wissen ja..." Auch hier also ein Voraus-

[1] Ich habe in Homenaje Menéndez Pidal I, S. 53 (= oben Aufsatz 10) das feierliche Perfektum für eine soeben ausgeführte Handlung „*perfectum majestatis*" genannt (z. B. bei Calderons Segismundo: *Ta voz pudo enternecerme, Tu prudencia suspenderme. Y tu respeto turbarme)* und darüber geschrieben: „Er [Segismundo] stellt also die in ihm vorgegangene Wandlung schon als ein *fait accompli* dar, von dem man zur Tagesordnung übergehen kann — während wir zweifellos die Fortdauer des Kampfes in der Seele des Sprechenden durch das Präsens andeuten würden."

eilen und Vorwegnehmen, eine Freude am „Schon-jetzt"-Behaupten, ein Nicht-abwarten-können: es ist bezeichnend, daß das *ya* gern bei Verben der geistigen Erfassung steht, ferner daß es sich an die Spitze des Satzes drängt. Allerdings verflüchtigt sich ja nun durch semantische Abnutzung die ursprüngliche Kraft des Wortes, das oft nicht mehr „schon", sondern „nun" oder noch weniger bedeutet: ein Ausdruck *¡ya lo creo!* wird wohl nicht mehr in seine Bestandteile aufgelöst und heißt einfach dasselbe wie *¡claro!* „gewiß", das die Behauptung des Partners zum selbstverständlichen und sozusagen festerworbenen Geistesbesitz macht, z. B. D 11: *Ah, claro, es un caso de fuerza mayor,* D 14: *Para él [el público] no hay atractivo como la novedad. — Claro.* D 10: *Es que no me gusta el teatro de Muñoz Seca... — Claro como obras de arte no valen gran cosa, pero para pasar un rato de risa no hay como Muñoz Seca* (man sieht in dem letzten Beispiel wie *claro* ähnlich frz. *il est vrai* zu einem „zwar" wird und nicht mehr als selbständiger Ausruf empfunden wird). Dieses *¡claro!*, das wiederum im Ak.-Wb. nicht erscheint (nur *claro está*), und das der Spanier gern mit einem Einziehen des Kopfes in die Schultern verbindet, erscheint mir so recht charakteristisch für eine *nil-admirari*-Haltung zum Leben, die alles Gehörte und Geschehene als „natürlich" und „klar" faßt[1], also für

[1] Mir ist diese etwas impassible Haltung des Spaniers in der Konversation, auch oft neuen oder ungewohnten Situationen gegenüber, stark aufgefallen gegenüber der des Franzosen, der eher Banales und Gewöhnliches *„remarquable"*, *„curieux"* usw., findet. Das frz. *évidemment*, das man dem *¡claro!* vergleichen könnte, scheint mir weit weniger mit fatalistischer als mit gesellschaftlich zustimmender Haltung verbunden zu sein. Andererseits sei nicht verschwiegen, daß die Wendung

eine um jeden Preis aufrechterhaltene innere Stabilität, ein Hinstreben zu einem Gleichgewichtszustand, der sozusagen phantasiemäßig antizipiert wird. Und diese innere Stabilität preist ja der Neustoiker und „*regenerador*" Ganivet seinem Volke als heiligstes Vermächtnis[1].

---

vamos á ver „wir werden ja sehen", mit einer abwartenden Haltung gegenüber der Zukunft, allerdings auch ziemlich fatalistisch klingt, aber gerade nicht die Zukunft vorwegnimmt. So zeigt sich denn auch beim Begehren eine starke Ernüchterung bezüglich der Realisierungsmöglichkeiten menschlichen Wunsches, wenn z. B. der Wunsch als Experiment ausgedrückt wird: *A ver si me da un vaso de leche* (zum Kellner) „wir wollen mal sehen, ob Sie bringen" > „bitte, bringen Sie" oder gar *a ver si no me da* . . . im selben Sinn: urspr. „ob Sie vielleicht nicht etwa bringen", wobei die negative Erledigung der Bitte als Ausgangspunkt genommen wird. Soll man hier die Tatsache anreihen, daß das heutige Umgangsspanisch kein Verbum des Bittens kennt (*rogar* nur schriftmäßig in *se ruega no escupir en el suelo* u. dgl.) und entweder das „experimentierende" *a ver si* oder die umschreibende Frage *¿me hace el favor de la cuenta?* „bitte um die Rechnung!" heranziehen muß — als ob der Spanier nicht viel Hoffnung in sein Bitten setzte?? Doch wird diese Erscheinung eher mit der Hochwertigkeit von *rogar* „beten" (sakral!) zusammenhängen. — Eine gewisse Zurückhaltung scheint mir auch bei Warnungen beobachtet zu werden: als ob der Sprechende nicht zu stark in das Verhalten der Person, die er warnt, eingreifen möchte: *¡a ver si caes!* oder *¡cuidado con caer!* statt eines viel mehr mit dem Partner sich identifizierenden deutschen Ausdrucks wie „Achtung! du fällst" oder „gib acht, daß du nicht fällst". Der Spanier sagt nichts mehr, als daß Achtung bezüglich des Fallens am Platze sei.

[1] „. . . *piensa, en medio de los accidentes de la vida, que tienes dentro de ti una fuerza madre, algo fuerte é in-*

3. Dieselbe Vorwegnahme eines definitiven Wissens können wir bei Ausdrücken mit *consta* beobachten, das wie lat. *constat* urspr. bedeutet „es steht fest", also *me consta* „für mich steht fest", „ich weiß" und folglich objektiver, weltgültiger klingt als *sé:* Wenn es aber nun im Wunschsatz *que te conste* (D 19: *Mira, no andes con mentiras como el otro día, que te saldrá caro, que te conste* „daß du es nur weißt") heißt, so sehe ich auch hier das Vordringen des objektiveren und „stabilen" Ausdrucks statt subjektivem *saber*.

4. Das (innere) Feststehen wird im Spanischen auch durch das Reflexiv ausgedrückt, das man als „Dativ des Interesses" oder Mediumsurrogat erklären kann: *me estoy en casa, él se quedó en cama:* das Sein, Bleiben erscheint im Interesse des Sprechers, dessen Persönlichkeit so etwas mehr Aktionsradius gewinnt: „ich bin und bleibe gemütlich (ruhig) im Hause". D 2: *Pues yo le digo que no creo en su santidad por razones que yo me sé* „aus ganz bestimmten Gründen", ebda. *¿Pero V. sabe lo que se dice?* „Wissen Sie auch, was Sie da behaupten?" Das Verb gibt so dem Sprecher eine Verbreiterung seiner Standfläche, er spricht gleichsam von einer Ära von Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit umgeben. An dem Entschluß, zu Haus (im Bett) zu bleiben, ist nicht zu rütteln und zu deuteln. Dieses Reflexivum schafft um den Sprecher dieselbe Atmosphäre (oder Sphäre), die die spanische Geste um den Sprechenden webt: die Gebärden, mit denen der Spanier seine

---

destructible, como un eje diamantino, alrededor del cual giran los hechos mezquinos que forman la trama del diario vivir" (zitiert von Lerch, Neue Jahrbücher 1926, S. 340). Wenn die alltäglichen Dinge, die um die „diamantene Achse" des Ich kreisen, „kleinlich" sind, so liegt es nahe, sie geistig zu eliminieren, wegzudenken, inexistent zu machen.

Rede begleitet, scheinen mir weniger insinuierend, sich an den Partner anschmiegend (wie bei anderen Südländern) als den Sprechenden selbst isolierend, seine Selbstbehauptung innerhalb eines abgegrenzten Gebietes ausdrückend. Daher *se* auch dort steht, wo von dem Spielen einer Rolle die Rede ist: *hacerse el sueco, echársela de fino* „den feinen Mann markieren": wer eine Rolle spielt, arbeitet seine Persönlichkeit heraus. Sehr hübsch spricht Bally von der „*sphère personnelle*"[1], die der Dativ des Interesses im Frz. ausdrücke (Festschr. Louis Gauchat, S. 68ff.).

5. Die vorauseilende Phantasie des Spaniers wird oft das Erreichthaben eines Resultats und dessen Andauern betonen. Hierher gehören *que dar* und *dejar* statt „sein" und „machen" („bringen, geben" usw.).

[1] Bally erklärt das Eintreten des Dativs des Interesses beim Pronomen eher als beim Substantiv (z. B. *je vous trouverai une chambre* — nicht *je trouverai une chambre à mon ami*) aus dem urspr. beschränkten Kreise der Familie, in dem die erstere Ausdrucksweise gebraucht worden wäre und in dem die gemeinte Person durch „ich, du, er" genug bezeichnet sei. Ich meine, diese „Dative der Solidarität" seien nicht anders zu beurteilen, wie sonstige Dative: *je lui parle*, aber *je parle à Charles* (englisch dagegen *he told me — he said, spoke to me*): die Pronomina sind eben nicht bloß Pro-Nomina, sondern sie enthalten eine intime Beziehung, etwas sozusagen Gemütswarmes, Nahes (das ja letzten Endes aus der Familie stammen mag), das den Substantiven natürlich abgeht. — Unter den Ausdrücken der „Solidarität" oder der Partizipation, die Bally aufzählt (*baisser les yeux* drückt etwas „Instinktiveres" aus als *se casser la jambe* usw.), möchte ich noch den Typus prov. *capvirar*, französisch *culbuter* usw. erwähnen, der durch die Enge der Komposition das Instinktive der Bewegung, die Nähe der Partizipation des Körperteils an der ausgeführten Handlung andeutet (vgl Ztschr. f. rom. Phil. 42, 21 Anm.).

Quedar: F 9 *ya te desquitarás esta tarde durmiendo una siesta muy larga y quedarás como recién nacido* „und dann bist du wieder wie neugeboren“. Der Spanier sieht das Dauernde und Stabile, 26 *Me alegraría de que nuestro amigo quedara satisfecho* „zufriedengestellt würde“ (oder „wäre“), 55 *Mi jefe se ha quedado entusiasmado* „war ganz begeistert“, *quedamos enterados* „nun wissen wir Bescheid“, *parece que he quedado mal con todos mis amigos* „daß ich es mit allen meinen Freunden verdorben habe“, *queda terminantemente prohibido,* „es ist ein für alle Male verboten“, *si eres malo, te quedas sin postre,* „bekommst du keinen Nachtisch“, D 17: *buscando entre los dos, poco hemos de poder ó te quedas colocado mejor que nunca,* „. . . . müßten wir schon gar nichts können, oder du bekommst eine bessere Stelle denn je“ (das ist aber Zukunftsmusik!). Bekanntlich bestehen ja ähnliche Ansätze im Italienischen und Französischen *(rimase stupefatto, il resta stupéfait),* die den Gemütszustand als ein dauerndes Resultat darstellen, und im Dänischen und im Albanesischen hat sich das Verb für „bleiben“ geradezu zum Ausdruck für „werden“ entwickelt — aber die spanische Erscheinung ordnet sich ein in das auch sonst zu konstatierende Streben nach Stabilismus. Es entbehrt nicht des tragikomischen Beigeschmacks, wenn Don Quijote seinen Phantasie-Helm zum zweitenmal zusammenstellt: „*la [sc. la celada] tornó a hacer de nuevo, poniéndole unas barras de hierro por de dentro, de tal manera que él quedó satisfecho de su fortaleza, y sin querer hacer nueva experiencia della la diputó y tuvo por celada finísima de encaje*“. Dauernde Zufriedenheit — über eine nur allzu „provisorische“ Erfindung!

Dejar: Beinhauer sagt (Erg. 63): „*Dejar* in der Bedeutung ‚bewirken, daß man etwas in dem und dem

Zustand hinterläßt', ist die aktive Entsprechung des passiven *quedar* ,in dem betr. Zustand zurückbleiben'". Das Wesentliche ist aber diese Einstellung des inneren Auges auf Dauer[1] auch bei zukünftigem Tun: F 56: *Este tranvía le dejará a V. en la Plaza de Cataluña:* Beinhauer meint, diese Ausdrucksweise entspräche der Tendenz „den Gegenstand zum Partner in persönliche Beziehung zu setzen" (wie in *aquí tiene V. el ascensor* gegenüber deutsch hier ist ...), aber schließlich ist deutsch „diese Tramway bringt Sie zur Pl. d. C." genau so persönlich gefärbt wie *dejar*. Das Wesentliche ist die im Spanischen aufgefaßte Situation des Aussteigenden, der „zurückgelassen wird", „dauernd zurückbleibt" (während die Tramway weiterfährt). Ähnlich *¿me deja V. su cortaplumas?*, das deutsch leihen (= lt. *linquere*) genau entspricht: das Lassen ist statt des (leihweise) Gebens gesehen. Dem *quedar satisfecho* entspricht *me deja V. parado* „ich bin sprachlos", eigentlich „Sie machen mich sprachlos", *te voy a dejar el cuerpo negro* „ich werde dich blau und schwarz schlagen", D. 20: *Le dejará la cara puesta a la última moda* — die Phantasie des Schlagenden eilt schon bis zum Anblick des Resultats des Schlagens vor. F 25: *Espero que no me dejará V. en mal lugar* „Ich hoffe, daß Sie mich nicht schlecht abschneiden lassen werden", *dejar á uno en mal lugar a los ojos de otro* („jemanden in den Augen eines anderen herabsetzen"). Schon Lenz, l. c., S. 411, macht auf die Entsprechung von *así quedará claramente establecida mi opinión personal* und *así dejaré claramente establecida m. o.* und den „terminativen" Charakter dieser Wendungen aufmerksam

[1] Daher *dejar sordo* an die Stelle von *asordar* tritt (Lopez Barrera, *Estudios de semántica regional* S. 20). Das Faktitivum bekommt einen Zuschuß von „Resultativität".

(vgl. auch *dejar dicho*, von Schriftstellern gesagt, ein Sagen für die Ewigkeit ausdrückend)[1].

Wo wir von etwas Seiendem oder Gewesenem sprechen, drückt der Spanier oft das Resultat einer Entwicklung aus, daher *salir, resultar:* F 49: *El concierto ha salido muy mal* „das Konzert ist sehr schlecht ausgefallen", D 6: *Resultan muy bonitos estos colores* „die Farben machen sich sehr hübsch", Lenz, S. 408: *la moción salió rechazada por la asamblea* „wurde zurückgewiesen".

6. Durch *tener* (und *traer*) wird ein Erhalten in einem stabilen Zustand ausgedrückt, wo wir Bewirkung dieses Zustands betonen: F 50: *Ese tío me trae (tiene) nervioso* „der Kerl macht mich nervös", 54: *Este asunto me tiene sin cuidado* „die Angelegenheit läßt mich kalt (macht mir keine Sorgen)", der erstere deutsche Ausdruck allerdings auch „stabil". Und hierher gehört dann natürlich auch der Typus *tengo escritas varias cartas,* der zeigt, wie der Spanier auf die Erhaltung des durch Handlung bewirkten Zustandes achtet, wie ihm der Typus *he escrito varias cartas* nicht genügt. So ist denn seit dem Lateinischen eine fortwährend anwachsende Betonung der Perfektivität und damit der daraus resultierenden Stabilität erzielt worden:

lt. *scripsi* — vlt. *habeo scriptas litteras*
sp. *he escrito una carta*
sp. *tengo escrita una carta*
und nun gar sp. *llevábamos escritas cuatro cartas. cuanda notamos*... (Lenz, S. 410)[1].

Der Spanier sagt also D 12: *Bien te lo tienes merecido* statt deutsch Geschieht dir ganz recht! — er

[1] Vgl. *llevar* als Verstärkung von *estar:* F 36: *Mas de media hora llevo esperando.*

sieht das Verdienthaben und Weiter-Daranlaborieren, F 54: *Me han tenido tres horas de plantón* „man hat mich drei Stunden warten lassen".

Damit hängen dann auch Fälle wie F 54: *Aquí tiene V. el ascensor (la casa de correos)* zusammen, wo die spanische Ausdrucksweise „den betr. Gegenstand in direkte Beziehung setzt zum Angeredeten, gegenüber der deutschen, bei der nur auf die Existenz des Gegenstandes hingewiesen wird" (Erg. S. 62). Gewiß zeigt dieses *tiene V.* ein höfliches, altrozentrisches Sich-Hineinversetzen in die Rolle des Partners, dem gleichsam die Möglichkeiten für seine eigene Betätigung ausgemalt werden. („Sie haben da die Post... und können nun Ihre Korrespondenz erledigen" usw.), vgl.[1] das schon erwähnte *ya sabe V. donde tiene su casa* („Sie haben hier Ihr Haus . . . und können sich nun dessen nach Gutdünken bedienen"), F 54: *Mañana a la hora que V. mande me tiene V. en su casa* „morgen, wann Sie wollen, bin ich bei Ihnen", F 51: *Ahora le ha dado por la música al muy cafre y ya le tiene V. en todos los conciertos haciendo de pasmarote* „und schon sitzt er mit offenem Munde in jedem Konzert", D 10: *siempre le tiene V. encerrado en su estudio* „in einem fort sitzt er in seinem Studierzimmer". Der spanische Ausdruck gestattet nicht nur einen Sachverhalt mitzuteilen, sondern führt noch ein Publikum vor, das diesen Sachverhalt in Augenschein nehmen kann. Man könnte

[1] Vgl. auch spanisch *¡V. primero!* gegenüber französisch *après vous!*, *tengo el gusto de ofrecerle una nueva casa* statt „ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich umgezogen bin"; egozentrisch ist die Antwort des Kellners auf den Anruf des Gastes: *Voy* oder *va (su servidor)* gegenüber deutsch i c h k o m m e, ähnlich auch *allá va eso* „da kommt was" (Wasser, das ausgegossen wird oder dgl., Erg. S. 72).

hier auf die baskische Analogie der „Beziehungsformen" hinweisen: der Baske drückt *llueve* u. a. durch *tienes lluvia* aus und so kommt es beim Spanischsprechen von Basken zu so ergötzlichen Mischbildungen wie *te llueves*, auf die Urquijo kürzlich (Homenaje Men. Pidal I, 96) hingewiesen hat, wo also die Beziehung zum Sprecher durch Konjugation des Impersonales hergestellt wird. Unnötig ist es hier nach geschichtlichen Zusammenhängen der inneren Form von baskisch* *tienes lluvia* und spanisch *aquí tiene V. el ascensor* zu spüren. Aber auch in anderen Fügungen als in Anreden eines Partners treffen wir, wie gesagt, die *tener*-Wendung, vgl. noch F 10: *Tenemos al niño con sarampión* „unser Kleiner hat die Masern". Vielleicht könnte man sagen, der Spanier fasse das Sein der Außenwelt (englisch *there is*, französisch *il y a*, sp. *hay*) als ein Haben des Menschen: es würde also die Außenwelt mit menschlichen Augen und vom Standpunkt des ihrer sich bedienenden Menschen gefaßt[1]. Aber sicher ist, daß ur-

[1] Vgl. Fälle wie F 38: *el enfermo amaneció con un fuerte dolor en el pecho*, wo das Aufwachen als eine Tätigkeit gefaßt ist (wie etwa in *madrugo mucho* „ich stehe sehr früh auf" gegenüber französisch *je suis très matinal*), ferner das *¡que aproveche(n)!* „wohl bekomm's, Mahlzeit!" (wörtl. „mögen Sie profitieren!"). Hiermit könnte man zusammenstellen die Neigung des Spaniers, Verba der Bewegung (vor allem menschlicher Bewegung) zu setzen, dort, wo der Deutsche nur Ruhe sieht: Beinhauer weist darauf wiederholt hin, so anläßlich D 21: *todo anda por el suelo* „alles liegt auf dem Boden umher", F 47: *Ahí va un duro* „hier ist ein Duro", F 2: *ya van dos meses que no llueve*, 34: *el tranvía va atestado de gente*, 42: *y eso ¿por dónde cae?* „wo liegt denn das?" (eine Straße), D 12: *Trae (el tren) cuarenta minutos de retraso* „hat Verspätung" — bei den Aussagen von Tramway und Zug ist aber vielleicht eher die spanische

sprünglich in *tener* nicht nur das Halten, sondern auch das Festhalten ausgedrückt ist und insofern paßt *tener* hierher: die Vorstellung „fest" ist es ja wohl auch, die dem Verb *tener* soviel Affektgewinn gegenüber *haber* in der Bedeutung „haben" verleiht: *tengo una idea* heißt ursprünglich „ich halte einen Gedanken fest"[1]. Auch dieser Zug gehört zum Stabilismus, den spanische Ausdrucksweise anstrebt.

Ausdrucksweise die „richtigere", die auf die Bewegung der Fahrzeuge Rücksicht nimmt: der Zug bringt Verspätung mit, die Tramway fährt überfüllt.

[1] Meillet, *„Le développement du verbe ‚avoir'"* (*ANTIDORON* S. 12) zeigt, wie der ursprüngliche Ausdruck des Besitzes im Idg. nicht *„j'ai (je possède) quelque chose"* *ἔχω*, habeo etc.), sondern *„quelque chose est à moi"* ist, der Besitz erst nach der Einführung des persönlichen Besitzes als ein Vorgang, also verbal aufgefaßt wird. Und es zeigt sich nun immer wieder, daß die „haben"-Verba urspr. „halten, festhalten (etwas, was man ergriffen, gefangen hat)" usw. bedeuten (besonders instruktiv homerisch *ἑλὼν γὰρ ἔχει γέρας, αὐτὸς, ἀπούρας*). Ich glaube, Meillet hätte noch in seine Darstellung die Unterscheidung des extra betonten und des selbstverständlichen Besitzes einbegreifen sollen, die seine (und unsere) Muttersprache nahelegt: *cet enfant est à moi — j'ai des enfants,* dieser Hut ist mein — ich habe einen Hut. Die ruhige Stabilität des Besitzes wurde von den Sprachen immer wieder betont — wie konnten sie es anders als durch Einführung von Bildern gewaltsamer Eroberung („festhalten": spanisch *tener*, lateinisch *habere* nach Ernout, *Rev. d. ét. lat.* 1925, S. 125 ff., deutsch besitzen — lateinisch *possidere*, oben *ἑλών* — *ἀπούρας*)? Immer wieder zittert in das Besitzen die Erregung des Besetzens, in das Haben die Anstrengung des Erringens hinein — immer wieder wird die Stabilität des Besitzenden durch die Erinnerung an die Vergänglichkeit des Besitzes gestört — und um so stärker betont der Mensch immer wieder von neuem

7. Auch das bekannte *estar* für den „vorübergehenden Zustand" (*Dios es bueno — estoy enfermo* usw.) kann man hier anreihen: zwar scheint es ja gerade Veränderung und nicht Ruhe, Beharren auszudrücken, aber *stare* hat doch ursprünglich „feststehen" bedeutet und in *estoy escribiendo*, im englischen *I am writing* haben wir noch heute nach Lenz, S. 388, eine *„voz durativa"*, *la casa está terminada „expresa el resultado presente de la acción concluída con mayor énfasis que* La casa ha sido terminada" (Lenz, S. 390), ebenso etwa (D2) *está V. perdonado* „ich habe Ihnen schon ver-

---

die Unwiderruflichkeit des Besitzes. Ich glaube, der formelhafte Charakter von Wendungen wie *j'ai triste apparence* in allen modernen Kultursprachen hängt nicht so sehr mit dem Aufhören der Autonomie der einzelnen Wörter und auch nicht mit der Tendenz zur Abstraktion in den neueren Sprachzuständen, sondern mit dem Selbstverständlichwerden des Besitzes, daher der immer wieder sich ergebenden Eindrucksschwäche der Verba des Besitzens zusammen: daher muß die Idee des Habens immer wieder neu betont, das Wort für „haben" aufgefrischt werden (lateinisch *habere*, spanisch *tener;* französisch *ils ne nous auront pas — ils ne nous posséderont pas;* deutsch haben — besitzen). Man muß auch daran denken, daß *avoir une triste apparence* usw. aus Fällen, wo das Besitzen wirklich ein höchstes Erlebnis ist, abgeblaßt ist wie etwa z. B. *avoir de la grâce* urspr. „die Gnade Gottes besitzen"; *j'ai l'honneur (de)* „ich habe (genieße) die Ehre". Man vergleiche bloß die ersten Belege bei God. (*avoir* mit *merci* „Gnade", *dol* „Schmerz", *damage* „Schaden" verbunden): das *bel avret corps, bellezour anima* der Eulalia drückt noch wirklichen Besitz aus.

Ähnliche Fälle wie span. *tenemos al hijo con sarampión* stellt jetzt Bally in Festschrift Louis Gauchat (1926) in seinem Aufsatz *„L'expression des idées de sphère personnelle et de solidarité dans les langues indo-européennes"* fürs Franz. zusammen: *J'ai un fils malade* (neben *un de mes fils est*

ziehen“, „es ist alles erledigt“. Ein *está bien* heißt urspr. „es steht gut“, der Gedanke des Vorübergehenden ergibt sich erst aus der Betrachtung des Nichtigen alles irdischen „Zustands“; vgl. deutsch Zustand, in dem auch der Gedanke der Veränderung mitschwingt, oder französisch *état d'âme,* unter dem man sich eine vorübergehende „Stimmung“ denkt. Daher dann Wendungen wie spanisch (F 10) *está el pobre que da pena verlo* „der Ärmste ist in einem Zustand...“, (D 17) *estoy que boto (brinco)* „ich könnte ja gerade aus der Haut fahren“ (ich habe über diesen Typus, der sich

---

malade), volkstümlich *J'ai ma femme qui est très malade, Qu'avez-vous? J'ai que je suis dans une rage folle* usw. Bally sieht in dem Gebrauch von *avoir* die Nachfolge des im Idg. überhaupt nur in beschränktem Maße üblichen *„datif de participation“ (dativus ethicus),* wobei dies Verb noch besonders durch den von Meillet hervorgehobenen Gebrauch zum bloßen Ausdruck einer Beziehung begünstigt worden sei: der Übergang von *mihi sunt capilli nigri* zu *j'ai les cheveux noirs* mit der Ersetzung des Dativs der Beteiligung durch die persönliche Konstruktion erklärt sich m. E. vor allem aus der so zum Ausdruck kommenden Selbstverständlichkeit und Festigkeit des Besitzes, mit *habeo* statt *mihi est* ist also ein Affektgewinn für den Sprechenden verbunden (oder verbunden gewesen). Ebenso erklärt sich ja auch das haben zum Ausdruck der Beziehung (vgl. *j'ai soixante ans* „ich habe sechzig Jahre auf dem Buckel“, *j'ai de l'espoir* — „ich nähre die Hoffnung“). Die persönliche Beteiligung an einer Sache oder einem Sachverhalt ist stärker durch das Verbum des Besitzens ausgedrückt: *j'ai ma femme qui est très malade* heißt: „da habe ich die Situation: meine Frau sehr krank“. Bally führt selbst die Verba mit *„plus de pittoresque“* an wie *prendre un rhume, attraper la grippe,* den Schnupfen kriegen in gleicher Funktion wie *avoir,* haben und das *„passif vécu“: il s'est vu confisquer ses biens = „ses biens ont été confisqués“.*

im Aragon. grammatikalisiert hat, in *RFE.* 12, 72 gehandelt). Die Ausdrucksweise, die ursprünglich dazu bestimmt war, unsere menschliche Standfestigkeit zu behaupten, hat sich „unter der Hand" in einen Ausdruck unserer Unsicherheit und Vergänglichkeit gewandelt. *La vida es sueño* . . . Außerdem trägt das Verbum *estar* an sich etwas von Veränderung in die Ausdrucksweise hinein, wie Lenz S. 343 nachweist: *„en ella [la limitación temporal] consiste el único significado de este verbo ‚vacío'."*

8. Wir haben die Übertreibung hervorgehoben, die in dem *¡ya murió Castillo!* liegt, das ein schon eingetretenes Ereignis vortäuscht. Eine andere Art Übertreibung liegt in der Wendung (F 2) *estoy hecho un carámbano* „ich bin wie ein wandelnder Eiszapfen". Die Gegenüberstellung von spanischem und deutschem Text genügt, um zu zeigen, wie das Deutsche das Übertragene des Vergleichs, die nur metaphorische Gleichsetzung mit dem Eiszapfen klar heraushebt, während das Spanische sich an dem Irrealen der Ausdrucksweise nicht stößt. Also auch hier wieder das Durchstoßen zum *fait accompli,* das Einreißen der Grenzen von Dichtung und Wirklichkeit. Vgl. noch F 9: *yo, que tengo esos condenados nervios, estoy hecho una verdadera calamidad* „bin wirklich elend daran" (wörtlich „ich bin zu einem Unglück [= zum wahren Bild, zur Niobestatue des Unglücks] geworden")[1], F 53:

[1] Der Spanier gebraucht gern Abstrakta, um sozusagen den Einzelfall in eine prinzipielle Perspektive zu rücken, z. B. F 2: *¡qué asfixia!* „welche Stickluft!", wörtl. „welches Ersticken!", *¡ qué miedo!, ¡qué susto!* deutsch „wie fürchterlich (schrecklich)!". In Erg. 7 bezeichnet Beinhauer diesen Gegensatz zwischen Spanisch und Deutsch als den zwischen „subjektiv" und „objektiv", weil er offenbar an den Ur-

Mi sombrero ha quedado hecho un acordeón „mein Hut ist ganz verknautscht worden" (wörtlich: „ist eine Ziehharmonika geworden"). Das *hecho,* das ursprünglich den Übergang in den neuen Zustand andeuten sollte, wird wohl nicht mehr so empfunden, sondern ist fast eine Vergleichspartikel, so daß der spanische Ausdruck sich dem deutschen (mit „wie") nähert. *Mi traje está hecho polvo* wird in Erg. S. 61 übersetzt: „mein Anzug ist total kaputt", so daß eben *hecho* dem „total" entspricht, und ebenso kann eine Person von sich sagen: *yo estoy hecho polvo.* Das Formale des *hecho* ersieht man aus seiner Weglassung, wodurch nun wieder das Übertreibende[1] und Überraschende der Indifikation neuerdings gestärkt wird: F 59: *Valiente pillo está V.* „Sie sind mir ein schöner Schlingel", wobei nur das *está* auf das ausgelassene *hecho* deutet (ähnlich D 20): *¡Menudo matón está Fulano!* „ein schlimmer Messerheld ist der Soundso".

9. Das *Partizipum Perfecti Pass.* hat etwas Abschließendes, Definitives, Unwiderrufliches (bezeichnend *¡Terminado!* als Ruf des Croupiers im Sinn von französisch

sprung der Wendungen *¡qué asfixia [me sofoca]!, ¡qué miedo [tengo]!* denkt — aber wird durch die Ellipse, d. h. hier die Beseitigung aller Bezüge zur Persönlichkeit des Sprechenden, nicht gerade ein „welches Ersticken, welche Furcht!" verobjektiviert?

[1] Vgl. auch die Übertreibung, die dem volks-span. *ni que* in Ausrufen wie: *¿Pues no sabe usté qué es San Lamberto? ¡Ni que fuá usté judio!* „als ob Sie ein Jude wären!" (wörtl. „nicht einmal wenn Sie ... [dürften Sie das nicht wissen]!") liegt: der Spanier vergleicht nicht seinen Partner, der doch Katholik ist, mit dem ärgsten Heterodoxen, sondern er leugnet sogar für den Fall der Heterodoxie die Möglichkeit solcher Unkenntnis. Ein Hinwegstürmen über alle Gegebenheiten! Der Vergleich mit Hypothetischem!

rien ne va plus!), kein Wunder, wenn der Spanier gelegentlich ein verstärkendes Partizip anwendet, z. B. *Le dí cuatro cachetes bien aplicados* „ich gab ihm ein paar gehörige Ohrfeigen" (Erg., S. 54): die Ohrfeigen „sitzen", kein Mensch kann sie dem Geohrfeigten „wegnehmen".

Ich frage mich, ob nicht der aus anderen romanischen Sprachen bekannte, aber im Spanischen besonders häufige Gebrauch des Partizips in sog. aktiver, besser adjektivischer Bedeutung: *un hombre entendido* „verständig", *sufrido* „geduldig", *mal hablado* „*médisant*", *disimulado* [F 11: *Es muy disimulado* „er ist ein wandelndes Geheimnis"], F. 28: *estamos reñidos* „wir sind entzweit" eben durch die Partizipalform nicht doch etwas Perfektisches, den Abschluß einer längeren (gewohnheitsmäßigen) Handlung, ein *fait accompli* also andeutet: am deutlichsten ist *estamos reñidos* „wir sind entzweit" (besser: „wir sind auseinander") = „wir haben gestritten", *es muy disimulado* „er ist verschwiegen" = „er hat immer bisher geschwiegen"[1].

Endlich würde ich hier die Adjektiva vom Typus *amargo, desnudo* anführen, die offenbar postverbal sind wie etwa *pago, blasfemo*. Es ist also hier das lateinische

[1] Auch Deutschbein bringt in seinem Aufsatz über „Das Resultativum im Neuenglischen (Streitberg-Festgabe 1924) Fälle wie engl. *a learned man, a drunken man* und erklärt sie vom intransitiven (prägnanten) Gebrauch eines Perfekts aus (er hat getrunken — er ist betrunken). Es fragt sich, ob bei dem Vorkommen der Erscheinung in anderen Sprachen die Erklärung der aktiven Bedeutung des romanischen *to*-Partizips aus dem urspr. adjektivischen Charakter der Bildung im Idg. noch nötig ist. — Dem Gegensatz von engl. *rotted* „gefault" und *rotten* „verfault" (adjektivisch-resultativ) entspricht das span. Paar *desnudado* — *desnudo*.

Adjektiv *amarus, nudus* durch eine deverbale, fast partizipiale Bildung ersetzt: gleichsam „verbittert", „entblößt" (vgl .deutsch n a c k t und Kluge s. v. k a l t). Ich habe anläßlich französisch *expressément, assurément* in Ztschr. 45,284 (= oben Aufsatz 8) über den Ausdruckswert des Partizips gegenüber dem Adjektiv gesprochen: ein Bewegungsmoment kommt in *assuré* gegenüber *sûr* hinzu (vgl. deutsch *eine gesicherte Lebensstellung*). Genau so läßt ein *desnudo* eine Tätigkeit ahnen, die zum Abschluß gekommen ist: es ist eine resultative Ausdrucksweise.

Dieselbe Beurteilung läßt Bally (Mél. Boyer, S. 23) den Verbaladjektiven wie *trempe, gonfle* in Genf zuteil werden: sie sind gegenüber den Partizipien *trempé, gonflé* der Ausdruck für einen *„état consécutif": mes habits sont tout trempes.*

10. Das Vorstürmen in die unbekannten Gebiete der Zukunft zeigt sich auch in der Ersetzung des D u b i t a t i v s durch den I n d i k a t i v P r ä s e n t i s: F 8: *¿A qué hora le llamo?* „um wieviel Uhr soll ich Sie wecken?", *¿abro la ventana?* „soll ich . . .?", ferner in der Ersetzung des F u t u r s d e r w e i t e n S i c h t d u r c h d a s d e r n a h e n: *voy á* oder das der nahen durch die Gegenwart: F 36: *Enseguida soy con* V. Gewiß findet sich derlei auch anderswo auf romanischem und nichtromanischem Boden, aber im Zusammenhang mit den anderen zum *Fait accompli* hindrängenden sprachlichen Zügen gewinnt dieser einzelne eine besondere Bedeutung [1].

* * *

[1] Im Gegensatz zu jenem Fortstürmen in die Zukunft steht das vorsichtige Thesaurieren der Vergangenheit, wie es durch die Stammwiederholung in Konstruktionen wie *al volver que volvió Monipodio, entraron con él dos mozas* ausgedrückt ist:

Ich habe absichtlich mein Material zuerst vor dem Leser ausgebreitet, um die sich regenden Zweifel erst zum Schluß beschwichtigen zu können. Der Leser wird einwenden: Haben all die zitierten Einzelzüge wirklich historisch miteinander etwas zu tun? Sind hier nicht gemein- also vielleicht vorromanische Erscheinungen (z. B. *to*-Partizip in aktiver Bedeutung, „bleiben" = „werden", ethischer Dativ) mit speziell-spanischen *(estar, tener)* und vielleicht relativ jungen spanischen *(que te conste, ya, hecho)* auf eine Stufe gestellt? Was verschiedenen zeitlichen Ursprung hat, wird dann wohl auch verschiedene Ursachen haben?

Ich muß hier den Begriff des „Sprachstiles" einführen, diesmal als etwas Ähnliches gemeint wie „Baustil", „Stil einer Persönlichkeit" usw., d. h. als eine relative Einheit, die am Ende einer Entwicklung als Resultat wahrzunehmen ist, nicht etwa wie ein übersichtlicher (genesisgleich wunderbarer) Bauplan am Anfang der Entwicklung in der Sprache gewaltet hätte — es handelt sich um eine Betrachtung der Sprache als Kunstwerk, als ein Fertiges, dessen Einzelheiten sich zu einem Ganzen zusammenschließen. Ein Vergleich mag dies klarmachen: wenn man etwa die Prozessionen der Bruderschaften in der Semana Santa in Sevilla sieht, so kombinieren sich Elemente aus den verschiedensten Kulturklimaten: die *hermanos* in den Bußgewändern der Gegenreformation; die Holzfiguren der Barock- und Rokokozeit; die büßende Magdalena

---

„beim Zurückkehren, als er [nun wirklich] zurückkehrte", vgl. Homenaje Men. Pidal 1, 58 ff. (= oben Aufsatz 10) und hierzu die von Pietsch ebda. I, 43 ff. behandelten Typen *yd yendo* („Gerundium zur intensiven Verstärkung des Verbalbegriffs"), *ir calla callando, morir moriredes* (Meyer-Lübke, Idg. Forsch. 14, 114).

mit echten Frauenhaaren; die Empire- und noch moderneren Uniformen der die Prozession begleitenden Soldaten; die unreligiöse Militärmusik; die volksliedhaften „*saetas*", die von den Balkonen der Häuser ertönen; die Architektur der modernen Häuser und der Straßen, die den Schauplatz der Prozessionen abgeben; das Publikum der Gläubigen und auch vielleicht Ungläubigen; die rauchenden Herren, die schwitzenden *silleros*, die *¡Hay agua!* schreienden Aguadores, die *¡Hay globos!* rufenden Verkäufer von Kinderballons, die *caramelos* essende *chiquillada*, die mantillabekleideten Frauen — das alles ergibt eine Summe, die nicht mit der Aufzählung der Summanden zu erschöpfen ist, einen Stil, eine Einheit, einen Gesamteindruck, der nicht definitions-, nur intuitionsweise zu erfassen ist. Man denke etwa noch an das Komposite einer katholischen Messe, deren Farben-, Musik-, Wort-, Bewegungseffekte aus verschiedenen Zeiten und Kulturen stammen und doch eine einheitliche Wirkung ergeben. Die verschiedensten Gewässer fließen in einen Strom zusammen! Ebensogut wird man nun aber berechtigt sein, nicht bloß die einzelnen Spracherscheinungen zu isolieren und den Lauf dieser Zuflüsse einzeln zu studieren, sondern auch das Resultat, den Strom, den Stil. Alle die zehn erwähnten sprachlichen Tatsachen des heutigen Spanien schließen sich zu einer relativen Einheit zusammen, die ich im Titel nur nach langem Hin- und Herüberlegen mit „*Fait accompli*"-Darstellung zu kennzeichnen versucht habe (ich hätte auch „Stabilismus" sagen können). Man hat ja genau so versucht, verschiedene lautliche Erscheinungen einer Sprache oder Sprachperiode unter einen einheitlichen Gesichtspunkt zu bringen (Gröber, „Eine Tendenz der französischen Sprache" in *Misc. Ascoli*, 1901), wobei die „Tendenz"

ja auch nur Resultat, nicht Grund (Bauplan) der Entwicklung sein soll. Eine Integrierung der Erscheinungen eines Sprachsystems versucht in neuester Zeit E. Lewy (allerdings noch gelegentlich in etwas atavistische „Erklärung“ durch Völkermischungen zurückfallend): „Darauf haben wir wahrscheinlich ... am meisten zu achten, daß wir die Beziehungen der einzelnen Züge der Sprachen zueinander erfassen lernen. Dann wird auch die Sicherheit, mit der wir einen Zug einer bestimmten Sprache oder Sprachgruppe zuweisen können, sehr wachsen[1].“ Nur möchte ich allerdings einen Schritt weitergehen und den sprachlichen Kleinkram nicht aus seinem Zusammenhang mit der Kultur des Volkes loslösen[2]. Die sprachlichen Erscheinungen

---

[1] Man könnte hierzu die Parallele des künstlerischen Erfassens eines Porträts stellen. Simmel schreibt in seinem Rembrandt (13.—15. Aufl., S. 119): „Wir sind sicher, daß der einzelne Bestandteil eines Gesichts seine Bedeutung ausschließlich im Zusammenhang aller andern gewinnt. Was ein Mund an seelischer Expression, an Schönheit oder Häßlichkeit, ja an reinem Formeindruck enthält, hängt völlig davon ab, mit welcher Nase und welchem Kinn, welchen Augen und Wangen er zusammensteht; mit verschiedenen Zügen verbunden, besagt er in all jenen Hinsichten etwas ganz Verschiedenes, und aus der physiognomischen Wechselwirkung gelöst bedeutet er, und ebenso jeder andere einzelne Zug, überhaupt nichts.“ Lewy betreibt also Sprach-Physiognomik.

[2] Ich hoffe, daß ich der Forderung W. Porzigs (Idg. Anz. 43, 14) gerecht werde, „mit der Deutung innerhalb der Sprache zu bleiben, d. h. vom Bedeutungswandel zunächst auf den Charakter der ganzen Sprachstufe zu kommen und erst die Sprache als Ganzes mit anderen Kultursystemen als Ganzem zu verknüpfen“ und somit „den bekannten Fehler Voßlers“ zu vermeiden, „vereinzelte Spracherscheinungen mit Einzelheiten aus anderen Kultur-

müssen wir mit den sonstigen kulturellen zusammen zu einer Einheit verknüpfen. Jene gewinnen ihre besondere Bedeutung erst im Zusammenhang mit diesen, wie etwa die lateinischen Worte der Messe, die auf der ganzen Welt ertönen, wo Katholiken Gottesdienst abhalten, doch erst in der Bindung mit einer bestimmten Architektur, einem bestimmten Gesang und einer bestimmten Musik usw. den Stil des Gottesdienstes in einer bestimmten Kathedrale ergeben. Man darf mir also nicht etwa das Auftreten des *to*-Partizips in aktiver Bedeutung oder des ethischen Dativs an anderen Stellen der Romania als Argument gegen meine Stilkonstruktion entgegen halten: es handelt sich hier um etwas Einmaliges, „Dasiges", etwas, das „da ist" (zeitlich und örtlich), das Spanische der Spanier von heute. Orgelspiel gibt es auch anderswo als bei der katholischen Messe, Luftballons werden auch bei anderen Gelegenheiten als bei den Charwochenprozessionen Sevillas feilgeboten — diese Einzelzüge erscheinen erst durch ihre Zuordnung zu bestimmten Komplexen in eigenem Lichte. Man darf auch nicht einwenden, vieles Sprachliche sei für den Spanier formelhaft, linguistisch

---

systemen zusammenzustellen". Ich habe mich in der Besprechung der zweiten Auflage von Voßlers Buch „Frankreichs Kultur", Lbl. 1922, S. 247, ja ähnlich über die Bedeutung der Strukturzusammenhänge geäußert, glaube allerdings, daß Sperbers Forschungen über „Bedeutungskomplexe" praktisch gar nicht so weit von Porzigs Wollen entfernt sind, wie es durch dessen vernichtendes Urteil über „die Methode Sperbers, alles Sprachliche sofort in seiner Vereinzelung zu psychologisieren", den Anschein gewinnt. Das Beispiel von dem Welt und Menschenleben als „Gebäude", „Bauen" fassenden Barock, das Porzig gibt, ist durchaus im Sinn Sperbers gedacht.

tot — auch das von seinem ursprünglichen Sinn Entleerte gewinnt oft neues Leben durch die neue Zuordnung: die Anwesenheit der *aguadores* bei der Prozession ist wohl dem Sevillaner selbstverständlich geworden — und doch möchte man ihn bei dem echt andalusischen Bilde nicht missen. An einer Stelle warnt uns auch Beinhauer, aus der häufigen Anrufung Gottes im Alltag Spaniens ohne weiteres auf besondere Frömmigkeit zu schließen — aber auch dieses formale Gottanrufen hat doch wohl einen Sinn (zeigt zumindest das formale Festhalten an den religiösen Vorstellungen des Katholizismus): man begegnet eben in spanischer Sprache allerorten Gott, Christus, der Madonna, den Heiligen, wie in den Gemäldegalerien, Kirchen, Straßen Spaniens an allen Ecken und Enden den entsprechenden religiösen Bildern. Das alles ist nicht „tot", sondern zumindest virtuell lebendig.

Und nun brauche ich gar nicht mehr an die Verknüpfung des Sprachlichen mit der besonderen Volksart des Spaniers zu gehen, denn ich habe ja schon beim Sprachlichen die psychologische Ausdeutung spanischen Wesens einfließen lassen. Die Darstellung als *fait accompli*, dieses Vorauseilen der Phantasie, das Mögliches, oft Geträumtes schon als bestehend nimmt, das Einreißen der Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit, ist das alles nicht „sehr spanisch"? Braucht man an Don Quijote zu erinnern? Gibt es ein Volk, das so sehr den Eindruck des Stabilen macht, ja in seinem Stabilismus seine Stärke findet[1] — und doch so großen

---

[1] Bewundernswert, wie das spanische Sonderwesen sich auch linguistisch auswirkt: J. Jud hat eine schöne Studie *„Problèmes lexicologiques de l'hispano-roman"* in der *Revue de linguistique romane* I, S. 12ff. veröffentlicht, die, die lexi-

Tribut der Phantasie zollt? Gibt es ein Volk, das Ewiges zu gründen meinte, wo es doch bloß in der Phantasie Zeit und Raum überwand? Gibt es ein Volk, dessen maß-

---

kalischen Archaismen und Neuerungen des Spanischen gegenüber den übrigen romanischen Sprachen prüfend, zu dem Schlusse kommt: „*l'Hispania agit pour son propre compte comme une bonne ménagère qui gouverne sa maison sans demander au préalable à sa grand'mère un avis sur ce qu'il faut faire. Toute bonne mère de famille sait apprécier la haute valeur d'une tradition saine et auguste qui résume les expériences recueillies par les ancêtres; mais elle doit aussi savoir appliquer les réformes nécessaires là où c'est indispensable. En effet, à côté des réformes lexicales dont je viens de parler, l'Hispania maintient une tradition lexicale très conservatrice . . . La ‚provincialis superbia' dont se plaignait le sénateur conservateur du temps de Tacite, nous l'avons vue à l'œuvre, lorsque l'Hispania se résout à surmonter des crises linguistiques par ses propres forces.*“ Es wäre interessant, zu verfolgen, wie auch noch in unserer Zeit das Spanische bei sich selbst Anleihen macht, um internationale Kultureinrichtungen und -produkte auf eigene, spanische Weise zu benennen: ich meine nicht nur Fälle wie sp. *ferrocarril* oder *huelga*, wo die europäischen Sprachen meist eigene Wege gegangen sind (frz. *chemin de fer* — it. *ferrovia* — dtsch. Eisenbahn — engl. *railway* — fläm. *spoorweg* usw.; frz. *grève* — it. *sciopero* — engl. *strike* — dtsch. Ausstand usw.), sondern z. B.:

„Konkurrenz“: sp. *competencia* — frz. *concurrence*, it. *concorrenza;*

„Angestellter“: sp. *dependiente* — frz. *employé*, it. *impiegato;*

„Plätze im Theater“: sp. *localidades* — frz. *places*, it. *posti;*

„Bier“: sp. *cerveza* — frz. *bière*, it. *birra;*

„Verfall (eines Cheques)“: sp. *vencimiento* — frz. *échéance*, it. *scadenza;*

„Post“: sp. *correo* — frz. *poste*, it. *posta;*

„postlagernd“: sp. *en lista* — frz. u. it. *poste restante;*

gebliche Vertreter auch heute noch ein tragisches Narrentum verfechten, wie etwa in Spanien Unamuno, der von sich sagt: „*Siéntome con un alma medieval, y se me antoja que es medieval el alma de mi patria*“, oder in Spanisch-Amerika Bolívar, dessen Ausspruch, die drei größten Narren der Welt seien Christus, Don Quijote und er selbst gewesen, uns Unamuno überliefert? Gibt es ein Volk, dessen Phantasie blitzhafter die genialsten Entwürfe herausschleudert, aber bei der geduldigen Ausführung versagt (eine Feststellung des Spaniers Menéndez y Pelayo, der sogar an Calderón diesen typisch spanischen Zug des „*lo incompleto del desarrollo que procede por intuiciones y relámpagos*“ [„Calderón“, S. 35 und 87 ff.] findet)?[1] Spanien kann wie sein

---

„Zeitung“: sp. *periódico, diario* — frz. *journal*, it. *giornale;* „Postkarte“: sp. *tarjeta* — frz. *carte postale*, it. *cartolina*. Gewiß unterliegt auch Spanien französischem lexikalischen Einfluß (die Madrider Untergrundbahn ist ein Abklatsch der Pariser und trägt daher denselben Namen: *metro;* vgl. auch sp. *trén, coche-cama* — *hotel, omnibus, auto, taxi* usw., aber dem *Boulevard* entspricht die *Gran via*), aber noch immer erhält sich in Spanien etwas von der *provincialis superbia* auch den geistigen Metropolen Westeuropas gegenüber: vgl. im Postwesen *telefonema, madrugada, continental* als spanische Eigentümlichkeiten mit spanischer Bezeichnung. Oft antwortet das Spanische auch einfach negativ auf die Erfordernisse der modernen Zivilisation: Lerch erinnert (Neue Jb. 1926 S. 344) an *Guía para los viajeros de los ferrocarriles* statt Fahrplan, *timetable, indicateur* (allerdings spricht man so nicht!).

[1] Pfandl, Span. Literaturgeschichte I, S. 2: „. . . einer der Kardinalfehler dieses hochsinnigen Volkes: es überschätzt im Drang des Wollens das Können. Kaum ist die Nation ihrer selbst bewußt, so beginnt sie in überschäumendem Kraftgefühl das Unmögliche zu wollen. Pläne von riesigen

großer Dichter sich rühmen *„que en la invención excede á muchos“*, und nicht umsonst hat das Spanische für „Einbildungskraft“ das volkstümliche Wort *el magín* geprägt. Man nehme nun aber wie gesagt diese Volksartung nicht etwa grob als „Ursache“ jener sprachlichen Erscheinungen (das hieße denselben Fehler begehen, an dem Lerchs „Futurum“ gescheitert ist), sondern als eine mit sprachlichem und vielem Anderweitigen sich zu einer höheren Integration zusammenschließende Gegebenheit, die selbst manches Sprachliche bewirken mag, ohne dessen alleinige Quelle zu sein, und ohne selbst auf die Speisung durch Sprachliches zu verzichten, als das, was ja auch Voßler meinen mag, wenn er neuerdings, allerdings damit die wohl ursprüngliche Tendenz seines Buches „Frankreichs

Ausmaßen ohne Rücksicht auf Zeit und Kraft werden entworfen, und mit Feuereifer geht man an ihre Durchführung; rasch erlahmt die Lust, da die Kraft nicht reicht, und spärliche Anfänge, ein kümmerlicher Torso, wenn nicht ein tragischer Zusammenbruch, sind die einzige Spur des Gewollten. Die Aufrichtung des Kolonialreiches und die europäische Politik der spanischen Habsburger, die unüberwindliche Armada und die Türkenkriege, die gigantischen Projekte der Regierungen zu Reform der Staatsverwaltung, zu Ausbeutung der Bodenschätze, zur Besserung von Volksbildung und Unterricht, die hochfliegenden Pläne der Akademien, die vaterländischen Literaturgeschichten der beiden Mohedano im 18. Jahrhundert, des gelehrten Amador de los Ríos im 19. und das Lebenswerk des genialen Menéndez y Pelayo in der Gegenwart, alles Große hat das gleiche Schicksal: entweder kracht es unter der eigenen Schwere zusammen, oder es bleibt unvollendet. Immer wieder steht das Können in keinem Verhältnis zum Wollen, nicht weil die Kraft geringer wäre als anderwärts, wohl aber weil sie dem in überschwenglichem Hochgefühl Erstrebten nicht gewachsen ist.“

Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung" aufhebend, von „phänomenologischer" Spiegelung von Sprach- und Volksgeist spricht.
Nun sehe ich noch einen Einwand voraus: ich habe ja nicht etwa die spanische Sprache als Ganzes in ihrem „Stil" gezeichnet, — eine Aufgabe des Schweißes der Edlen wert, aber wer, besonders welcher Ausländer, möchte sie zu erfüllen sich vermessen? —, sondern nur eine Reihe von sprachlichen Zügen zu einer „Tendenz" „zusammengezogen"; ich habe ferner nicht die Einigung von Disparaten (wie bei dem Beispiel der Sevillaner Prozessionen) studiert, sondern so ziemlich Entsprechendes in Sprache und Volksgeist zusammengesellt: *fait accompli*-Darstellung und Vorstürmen spanischer Phantasie zum Unerreichbaren, so daß wir denn wieder zur primitiven und brutalen ‚Entsprechung' „Volksgeist—Sprache" kämen. Darauf ist zu sagen, daß wir eben gerade in unserer augenblicklichen wissenschaftlichen Situation das Verhältnis all der vielfältigen Sprach- zu den noch vielfältigeren sonstigen Kulturerscheinungen als ein ebenso wirres Capharnaum oder Potpourri empfinden wie mancher Mitteleuropäer die Sevillaner Prozessionen und daß wir daher vorderhand solche Züge auswählen müssen, die das Zustandekommen eines Gesamteindrucks, einer Vorstellung von einem „Stil" noch ermöglichen; so wird es für den „Mitteleuropäer" in Sevilla leichter sein, dies Hinaustragen des Passionsmysteriums auf die Straße im Zusammenhang mit den von Stimmen aus dem Volke gesungenen *„saetas"* als Ausfluß einer Vervolklichung der Religion zu verstehen, als etwa die Begleitung der süß betenden Madonna mit Trommelwirbel von Infanteristen. Ebenso ist es vorderhand vielleicht empfehlenswerter, die *fait accompli*-Darstellung mit bekannten Zügen der spa-

nischen Volksseele zu vereinen, als etwa durch andere Tendenzen des Spanischen den Zusammenklang zu stören[1]: in der Voßler-Festschrift, S. 145 (= oben Aufsatz 14) habe ich z. B. im Anschluß an Bally das Impressionistisch-Geheimnisvolle, das, besonders bei Impersonale (vgl. *se me antoja*, *ocurre*, *ofrece*, deutsch „es fällt mir ein" — französisch *„j'y pense"*) und Neutrum, Deutsch und Spanisch gegen das rationale Französische

[1] Anders und sehr instruktiv geht E. Lewy „Zur Wesensgestalt des Franz." (Ztschr. f. rom. Phil. 42, 71 ff.) vor: er sucht aus dem Sprachbau ein Einheitsbild zu entwerfen (es ist das der Klarheit und Abstraktheit des Frz.). Er sucht „die" wesentlichsten Züge der frz. Sprache (analytische Konstruktion, zusammengesetzte Konjunktionen und Präpositionen usw.) auf einen Nenner zu bringen, ohne „sie etwa mit der ‚Struktur des französischen Geistes' ... zu verknüpfen oder daraus herzuleiten, wenn auch manches Wort darauf hinzudeuten schien" (das ist eine der raffinierten Teufeleien Lewys, der uns Tantalussen den eben hingereichten Apfel wieder wegzieht: wer von Klarheit der französischen Sprache spricht, hat doch auch etwas von den Sprechern ausgesagt!). Ich suche hier einen Zug (einen der vielen Züge) des Spanischen und des Spaniers in seinen Verästelungen durch Sprache und Kultur klarzustellen. Ich glaube, Lewy strebt zu einer Formel hin, in der sich die „Wesensgestalt des Französischen" festhalten ließe, er glaubt also wohl an die Überschaubarkeit und Übersichtlichkeit der Sprachsysteme. Weniger ordnungsoptimistisch sehe ich viele einander durchschlingende Fäden im Gewebe der Sprachen und Kulturen. Ich glaube wie Lewy Delbrücks Wort „Die einzelnen Züge lassen sich weder addieren noch in ein System bringen" ablehnen zu müssen, aber ich meine, der Zusammenhang muß nicht ein gemeinsamer Nenner, sondern kann der der „stil"mäßigen Zusammengehörigkeit (s. o.) sein. Denn ich glaube an das Komplexe des Sprachbildes.

einigt, hervorgehoben. Diesem Verzicht auf Deutung im Spanischen steht aber die Tendenz zu Gruppierung und Zusammenfassung *(los pájaros y caza, el oro y la otra plata, los duques* „Herzog und Herzogin“ usw.), also doch zu einer Deutung der Natur (Arch. rom. 9, 142 f.) schroff gegenüber. Hier haben wir zwei Farben, die sich „schlagen“. Fragen wir uns nun, wie die *fait accompli*-Darstellung sich zu den zwei eben erwähnten Zügen verhält, so müssen wir zweifellos das Vorauseilen der menschlichen Phantasie, die vorzeitige Stabilisierung als einen Übergriff des Menschen, als ein „Dreinreden“ des Menschen in den Weltenlauf erklären, das zum gruppierenden Dreinreden gut passen möchte und der Scheu vor dem Geheimnisvollen und dem Menschenkönnen Entzogenen (zu der wieder das fatalistische *a ver* paßte) entgegengesetzt wäre. Wir hätten also Vergewaltigung der Zeit und gewaltsame Ordnung auf der einen, scheuen Geheimniskult auf der anderen Seite. Es liegt nahe, an das Nebeneinander von Gegenreformation und Mystik oder deren Ausstrahlungen zu erinnern. Aber die drei, vier erwähnten sprachlichen Züge sind mehr zufällig aus dem Ganzen des Spanischen herausgegriffen — es müßten noch viele andere Farben und Schattierungen hinzukommen. Wundert man sich etwa darüber, daß das Bild eines Nationalstils nicht gleich „harmonisch“ aussieht und „einfach“ abzulesen ist? Es geht mit den Nationalcharakteren ebenso wie mit Unamunos Aufsätzen, von denen dieser sagt: *„Y asi irán llenos de contradicciones íntimas — al menos aparentes — como la vida y como yo mismo.“* Vielleicht ist also der hier angestellte Versuch selber eine donquijoteske oder unamuneske *„locura“* — ich bin aber der Überzeugung, daß der wissenschaftliche Schriftsteller seinem Leser nicht bloß Fakta,

sondern Probleme auftischen soll. Aus den Fakta verdichten sich Problemata — und aus diesen klären sich wieder Fakta ab.

Nachtrag 1.: In jener nach Ausarbeitung meines Artikels erschienenen Skizze einer Kosmogonie der Romania, wie man den Artikel Voßlers „Italienisch — Französisch — Spanisch" (in „Zeitwende" 1926, erscheint demnächst selbständig im Verlag der Bremer Presse) nennen möchte, setzt sich Voßler für eine der hier angedeuteten ähnliche, differentielle Deutung der einzelnen romanischen Sprachen ein: der allen romanischen Sprachen gemeinsame Konjunktiv dient z. B. im Französischen „dem Unsicherheitsausdruck und dem negativen Denken", im Spanischen „der potentialen und futurischen Sphäre". Voßler fährt fort: „Wenn man weiterhin bedenkt, wie viele flexivische Mittel das Spanische erhalten bzw. fortgebildet hat, um allerlei Möglichkeiten, bedingte wie unbedingte, zu bezeichnen, wie es, mit dem Italienischen und Französischen verglichen, hier geradezu an Überfluß leidet, so liegt es nahe, diese Vorliebe mit dem utopischen Zug seiner Dichtung in Zusammenhang zu bringen: natürlich nicht in einen kausalen, sondern erscheinungsmäßigen ... was in der Grammatik als Reichtum an potentialen und hypothetischen Mitteln erscheint, ist ein und dasselbe wie das, was aus der Dichtung und Literatur als Utopismus hervortritt und z. B. von Miguel de Unamuno, dem größten Abenteurer des Gedankens im heutigen Spanien, wieder vertreten und betrieben wird". Die kondizionalen Ausdrucksmittel des Spanischen gehören zur ‚*Fait accompli*'-Darstellung hinzu: der eine Zug der Sprache bestätigt den anderen: es handelt sich um sprachliche Spiegelung des spanischen Utopismus, des „*Plus Ultra*"-Wollens.

Nachtrag 2: Fait-accompli-Darstellung gibt es auch anderswo, so im Deutschen im folgenden Fall: *als er das hörte, war er überrascht.* E. Låftman, *GRM.* 15, 66, faßt in *Als er das hörte, war er überrascht* das . . . *war er überrascht* anders auf als sonstiges *er war überrascht:* sonst bedeute dies ‚Vorhandensein eines Zustandes', in obiger Periode dagegen das Geraten in einen Zustand, worauf er dann den Ausdruck in solchen Fällen (z. B. auch in . . ., *war er verwundert*) als medialen verfaßt (= *verwunderte sich,* wobei *werden* sich mit dem Medium nicht vertrüge).

Ich muß aber die Prämisse des Autors anzweifeln, daher auch seine Schlußfolgerung. Tatsächlich bedeutet *war er überrascht* in *als er das hörte, war er überrascht* wie gewöhnlich das Vorhandensein eines Zustands in der Vergangenheit: es wird eben eine andauernde Folge des Hörens gemeint auch dann, wenn tatsächlich die Gemütsbewegung eintritt als Folge der Handlung des Nebensatzes. Die romanischen Sprachen haben in solchen Fällen Verba des Bleibens frz. *il demeura stupéfait (ébahi),* ital. *rimase maravigliato,* sp. *quedó asombrado* (s. o.) etc., was an das nordische *blive* ‚zu etwas werden' erinnert, vgl. Falk-Top, *Dansk-Norskens Syntax* § 103: *hvor han hommer, blir han elsket (hadet, frygtet)* ‚wohin er kommt, dort wird er geliebt (gehaßt, gefürchtet)', dagegen mit *-s-* Passiv *han elskes af alle,* ‚er wird von allen geliebt', also die Umschreibung mit *bli* ‚bleiben' tritt ein zum Ausdruck des Eintritts des Gefühls. Ebenso im Albanesischen, vgl. Pedersen, *Alb. Texte* (Leipzig 1895) S. 155: *mbetem* „1. ‚bleibe (bleibe übrig)', 2. sehr häufig bedeutet *mbetem* mit einem Prädikatswort verbunden: ‚ich stehe nach eingetretenen Veränderungen als . . . . . da'; ‚bleibe nach Veränderungen als . . . . zurück'. Es kann dann geradezu mit ‚werde' übersetzt werden. Es veranschaulicht so die Art und Weise, auf welche *blive* im Dänischen zur Bedeutung ‚werden' gekommen ist." Daß kein Medium vorliegt, sieht man sofort an den volkstümlichen deutschen Synonymen von *überrascht* in den Varianten: *als er das hörte, war er baff (platt, hin, erschossen, erledigt; er stand da wie der Ochs am Berge* usw.), die tatsächlich das

Resultat, das fait accompli ausdrücken sollen. Das Partizip ist einfach ein Ausdruck für etwas Abgeschlossenes und ist fast ein Adjektiv. In den meisten von den zahlreichen Beispielen des Autors ist *wurde* überhaupt nicht möglich (außer wenn etwas ganz anderes gemeint ist, nämlich das Passivum: *ein Bauer wurde einst von einem Gewitter überrascht),* so kein **ich wurde verwundert* — aber ebensowenig ein **ich wurde baff, erschossen* usw. Keine Rede davon, daß *ich war verwundert* das ‚mediale' Imperfekt zu *ich verwundere mich* wäre: vielmehr ist es das Impf. von *ich bin verwundert,* das auch eintreten würde bei Erzählung im historischen Präsens: *wie er das hört, ist er verwundert (baff, hin* usw.), ohne daß ein **wird er verwundert* möglich wäre. In vielen Beispielen gibt es auch kein Reflexiv, das mit Verf. als Medium zu fassen wäre, zu dem *war* + Part. Pf. gehörte: *war bestürzt, beglückt* haben kein **sich bestürzen, *sich beglücken* neben sich. Wo ein Verb vorhanden ist (ob reflexiv oder nicht), wirkt es unvolkstümlich: *er war überrascht* klingt dem Deutschen natürlicher, unliterarischer als *es überraschte ihn,* ähnlich .... *waren gerührt* gegenüber *es rührte sie* und .... *war verwundert* gegenüber *er verwunderte sich,* ... *war erschrocken* gegenüber *sie erschrak* (wobei noch die Unbeliebtheit des Impf. in einem großen Teil der Mundarten hinzukommt, während *war* auch in Mundarten, die das Impf. sonst nicht volkstümlich erhalten haben, vorkommt).

Warum finden wir aber nun bei den Verben der Gemütsbewegung immer Präteritum der Dauer + Partizip? Weil um den Gemütszustand in seinem Werden zu erfassen, ein gewisses Maß von Selbstbeobachtung, vielleicht auch Abstraktionsgabe erfordert, während ein Dauergemütszustand leichter vorstellbar ist: das Flüchtige und Punktuelle des Gemütszustandes entgeht vielleicht sogar volkstümlicher Beobachtungsgabe, es muß schon eine handfeste und dauernde Stimmung sein, die aufgefaßt wird. Das Volk will wirklich Gemütszustände ausdrücken, nicht die Schwankungen und Wallungen, die aus uns Menschen „un être ondoyant et divers" machen, nicht das was etwa Amiel einen *état d'âme*

nennt. Das sprechende Volk ratifiziert nicht Amiels Ausspruch: „Ich bin Fluidum und muß mich damit bescheiden", sondern es will das Fluide unseres Inneren gestaut sehen — zu stabilen Dauerformen. Praktisch und realpolitisch, sieht es mehr auf das Resultat als den Verlauf der Gemütsbewegung, der vielleicht den Psychologen oder Romanschriftsteller interessieren mag. Man muß aber auch bedenken, daß viele Gemütserregungen ein Innehalten oder Erstarren hervorbringen, so daß *war überrascht* auch der richtige Ausdruck ist: der Fluß der Entwicklung ist gestaut, der Überraschte hält gleichsam den Atem an[1]. Vielleicht ist aber auch die Stärke der Empfindung besser gemalt durch die Angabe der Dauer, daher ja die synonymen Kraftausdrücke, die nicht Partizipia sondern Adjektiva enthalten: es heißt *als ich das hörte, war ich platt,* — der Sprecher malt das Resultat des Hörens: der Hörende liegt auf der Nase. Genau so übrigens auch im Präsens: nie wird man **ich werde platt* hören, da die Übertreibung, die in diesem Ausdruck liegt, abgeschwächt würde, wenn das Resultat vor unserem Blick entstünde: genau so gibt das Partizip ein Resultat, das da sein, nicht entstehen darf. Es ist auch zu bemerken, daß das ‚Plattsein' gern als sofortige Folge des Vorhergehenden erscheinen soll, daher man bei einer Neuigkeit etwa sagt: *da bin ich platt:* ‚Plattheit' folgt unmittelbar auf die Neuigkeit. Bezeichnenderweise ist auch in den Beispielen Låftman's für *war* + Partizip öfters das Sogleich-Eintreten des Resultats betont (... *war im ersten Moment*

[1] Bezeichnend, daß Montesquieu *(Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence* Kap. 6) von Rom sagt: *Elle mit d'abord les rois dans le silence, et les rendit comme stupides,* also mit (latinisierendem) Adjektiv, wo die Kommentare meist mit Partizip erklären: „frappés de stupeur". Noch ‚ausgedehnter' erscheint die Wirkung des Faktitivums, indem es durch ‚Dalassen' ausgedrückt wird: *dejar sordo* statt *asordar* (s. o. S. 267). — Vgl. noch sizil. *ammasari* ‚staunen, verwundert sein' zu *manere (mansum)* ‚bleiben' REW. 5296.

über meine Kühnheit verblüfft, ... war augenblicklich sehr erfreut, ... war sogleich wie verhext): es folgt eben Schlag auf Schlag der Anlaß zu einer Gemütsbewegung und ein Gemütszustand: man könnte sich auch statt Nebensatzgefüge Parataxis mit *schon* denken: *er hörte das, und schon war er wie verhext.* Die Phantasie eilt voraus und drängt zum fait accompli. Man darf daran erinnern, daß die Verba der Gemütsbewegung in der Volkssprache gern durch Dauerausdrücke ersetzt werden: *ich fürchte (mich)* durch *ich habe Angst* (*bin bang* usw.), *ich bin überrascht* steht statt *es überrascht mich, ich bin erstaunt* statt *ich staune,* statt frz. *je crains j'ai peur,* statt *je m' étonne je suis étonné,* engl. durchwegs *I am afraid, astonished, ashamed,* manche Sprachen setzen die Gemütsbewegung ins Präteritum, weil sie die Gemütsbewegung selbst nicht zeichnen wollen *(ich habe mich sehr gefreut,* sp. *mucho me he holgado,* s. o. Aufsatz 10). Die Frage lautet nicht so sehr warum es nicht heißt **als er das hörte, wurde er sehr erstaunt (überrascht),* sondern warum es nicht heißt **als er das hörte, staunte er sehr (überraschte es ihn sehr).*
Daß *wurde* nicht bei *erkältet, verliebt, entschlossen* steht, liegt nicht daran, daß beim Medium kein *werden* stehen kann, sondern daran, daß mit dem adjektivischem Partizip, das einen Dauerzustand ausdrückt (Behaghel, Dtsch. Syntax § 794), das Verb des Werdens sich nicht verträgt. Auch im Romanischen würde man nicht **il devint décidé* usw. sagen [1]

---

[1] Kollegin Luise Berthold legt nahe, **er wurde verwundert* (*verliebt* usw.) errege Anstoß, weil ein Passiv vorgetäuscht werde, obwohl es doch kein transitives **jemand verwundern (verlieben)* gibt; *wurde* ist bei Partizip nur möglich (sofern nicht wirklich ein Passiv gemeint ist), wenn das Partizip nur mehr wenig verbalen Charakter hat, z. B. *er wurde verrückt (verrückt* = lat. *demens); verliebt* kann mit *wurde* verbunden werden, wenn das Markieren einer Rolle angedeutet wird (vgl. *er wurde sentimental — verliebt*). Vieles ist noch unklar: *er wurde betrübt* ist möglich, nicht aber **er wurde erfreut* — warum? Weil *er* - und *wurde* nebeneinander pleo-

Wenn einmal *wurde* steht, liegt ein vorübergehender Zustand vor: man kann sich z. B. denken *er wurde gerührt,* wie *plötzlich wurde er sentimental, er wurde ungehalten, er wurde rot: gerührt, sentimental, ungehalten, rot* sind Übergangserscheinungen: zwischen ein nicht-gerührtes, nicht-sentimentales, nicht-ungehaltenes, nicht-rotes Vorher und ein nicht-gerührtes, nicht-sentimentales, nicht-ungehaltenes, nicht-rotes Nachher schiebt sich das Gerührt-Sentimental-Ungehalten-Rotwerden ein. Låftmann, der *war überrascht* auf *war erkältet* zurückführt, hat den Irrtum begangen, eine sprachliche Erscheinung A auf eine Erscheinung B zurückzuführen, während A und B eine gemeinsame Radix haben.

Nachtrag 3 (zu S. 293): Zu Ersetzung von Ausdrücken für Furcht durch solche der entsprechenden Ausdrucksbewegung bei Dante vgl. A. Franz, „Seelisch-körperliche Bewegung in Dantes Divina Commedia" (Homenaje a Bonilla y San Martín).

---

nastisch wirken würden? Weil *ich bin erfreut* nicht so volkstümlich ist wie *ich bin betrübt* und anderseits *ich bin froh?* Warum aber wieder dieser letztere Sachverhalt?

INHALT DES ZWEITEN BANDES

Stilsprachen (Individualsprachliches) / Sprachwissenschaft und Wortkunst / Ehrenrettung von Malherbes „Consolation à Monsieur Du Périer“ / Zur Erfassung der Kunstform einer spanischen Romanze / ‚Umkehrbare Lyrik‘ / Über zeitliche Perspektive in der neueren französischen Lyrik (Anredelyrik und evokatives Präsens) / Sprachmengung als Stilmittel und als Ausdruck der Klangphantasie / „Inszenierende“ Adverbialbestimmungen in der neueren französischen Literatur / Pseudoobjektive Motivierung bei Charles-Louis Philippe / Der Unanimismus Jules Romains' im Spiegel seiner Sprache (eine Vorstudie zur Sprache des französischen Expressionismus) / Zu Charles Péguy's Stil / Zum Stil Marcel Proust's / Wortkunst und Sprachwissenschaft / **Personen-, Sach- und Wortregister** zu Band I und II